COLUMBIA LIBRARIES OFFSITE
CU50305697
836.86;W78 Witters drittes Lese

Columbia University
in the City of New York

THE LIBRARIES

THIRD GERMAN READER.

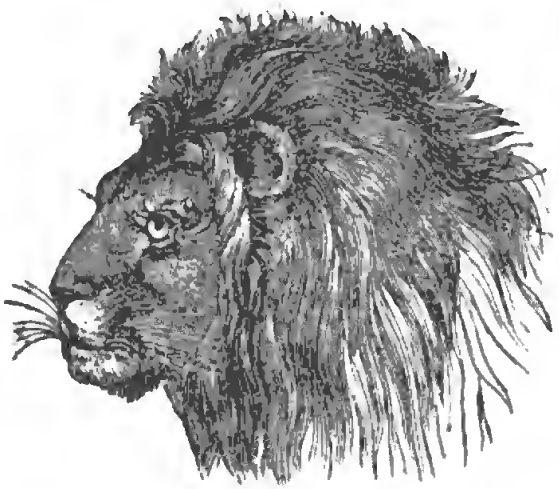
Witters

Drittes Lesebuch

für

deutsch-amerikanische Schulen.

Schlussstufe.



Stereotypausgabe.

St. Louis, Mo.
Verlag der Conrad Witter'schen Schulbuchhandlung.
1865.

Vorwort.

Die gute Aufnahme, welche „der Elementarſchüler“ und „der Leſeſchüler“ in den Unterrichtsanſtalten gefunden haben, ermunterte mich, die Serie meiner Leſebücher durch die Herausgabe eines „Dritten Leſebuchs“ zu vollenden.

Ich empfehle auch dieſen Theil mit den Ergänzungsbänden der freundlichen Beachtung der Lehrer und wünſche, daß er gerechten Anforderungen genügen, den Schulmännern das Lehren und den Kindern das Lernen erleichtern möge.

St. Louis, im April 1861.

Conrad Witter.

E36:86
W78

Entered according to Act of Congress in the year 1861 by
CONRAD WITTER,
In the Clerk's Office of the U. S. District Court for the
Eastern District of Missouri.

Einleitung.

I. Regeln über Betonung, Erhebung und Senkung der Stimme.

(Die Erhebung ist durch dieses Zeichen (ˈ) und die Senkung durch (ˌ) angedeutet. Die starke Betonung ist mit gesperrter und die stärkere und stärkste Betonung mit fetter Schrift bezeichnet. Die klein gedruckten Regeln sind für Lehrer, die Beispiele hingegen hauptsächlich für Schüler bestimmt.)

---

1. Hauptregel für die Betonung.

Für die Betonung gilt im Allgemeinen folgende Regel:

In jeder Rede werden diejenigen Vorstellungen betont, auf die man die Aufmerksamkeit des Zuhörers hinleiten will, vornehmlich also diejenigen, die einen Gegensatz bilden, oder die dazu dienen, eine andere Vorstellung näher zu bestimmen oder ein Urtheil zu begründen.

Alle Regeln über Betonung, die man sonst noch zu geben pflegt, sind nur Anwendungen dieser Hauptregel auf besondere Fälle.

2. Betonung der Aussage.

Die Aussage wird in der Regel stärker betont als der besprochene Gegenstand, z. B.

Der Mensch denkt und Gott lenkt; stille Wasser sind tief; Träume sind Schäume.

3. Betonung der Beiwörter.

Die zu einem Nennworte gehörigen **Beiwörter werden schwächer betont**, wenn sie bloß zur Schilderung oder zur Benennung des Gegenstandes dienen, z. B.

Dies freundliche Wetter; der heutige Tag.

390208

Beiwörter erhalten aber den Hauptton, wenn sie zur Unterscheidung des Gegenstandes oder zur Begründung des Urtheils dienen, z. B.

Vernünftige Menschen handeln nicht so;

ferner, wenn sie als Ausdruck eines Gefühls stehen, z. B.

Ein namenloser Schmerz;

endlich wenn die Beiwörter zugleich einen Gegensatz ausdrücken, z. B.

Kannst du mit eigenen Füßen wandern, so entlehne keine Krücke von einem Andern.

4. Stufen der Betonung.

Die Betonung gestattet und verlangt mancherlei Abstufungen; die stärkste Betonung tritt ein, wenn eine Vorstellung, die schon an sich betont werden müßte, auch noch durch den Gegensatz gehoben wird, z. B.

Zerbrich den Kopf dir nicht zu sehr, zerbrich den **Willen**; das ist **mehr.**

5. Betonung der Zwischensätze.

Zwischensätze, die als nähere Bestimmung eines einzelnen Wortes stehen, müssen so gelesen werden, daß man sogleich erkennt, mit welchem Worte sie zusammen gehören; dies erreicht man theils durch Pausen, theils durch langsameres oder rascheres Fortschreiten der Stimme, z. B.

Uebel,| die wir uns selbst zuziehen, sind viel schwerer zu ertragen| als diejenigen,|| die uns **unverschuldet** treffen.

6. Erhebung und Senkung der Stimme bei Fragen und Antworten.

Fragen, auf welche man mit Ja und Nein antworten kann, werden so gelesen, daß die Stimme immer höher steigt, und die Schlußsilbe den höchsten Ton erhält, auch wenn sie sonst nicht von Wichtigkeit ist. Man drückt dadurch sehr gut die Erwartung aus, ob auf unsere Frage ein Ja oder Nein erfolgen wird; die Antwort erfordert die Senkung der Stimme, z. B.

Habt ihr noch nichts erfahren'? Nein'.

7. Erhebung der Stimme.

Alle Sätze, welche mehrere Nennwörter hinter einander enthalten, oder wenn der erste Satz eine Behauptung vorbereiten soll, die der Nachsatz näher bestimmt, müssen so gelesen werden, daß die Erwartung des Hörenden gespannt wird; daher muß die Stimme gleichsam in der Schwebe erhalten werden, z. B.

Der Hirsch', das Reh', der Hase' nähren sich von Pflanzen.

Fühlen', Sehen', Hören', Riechen', Schmecken', **das** sind die Kräfte, durch welche ich die Dinge wahrnehme.

Wer sich auf seinen Gott verläßt', deß Hoffnung stehet felsenfest.

8. Fortsetzung.

Ausdrücke zarter Bewegung, z. B. des Kummers, Mitleidens, des leisen Vorwurfes, der Freundlichkeit, der leisen Bitte oder Klage, fordern in der Regel die leichte Hebung, z. B.

Sei mir gut'! O daß das meinige zu klein ist'!

9. Senkung der Stimme.

Ausdrücke starker Bewegung, als der Ueberraschung, des Befehls, der Noth, der Anklage, der dringenden Bitte, des Vorwurfs, Aergers fordern die Senkung, vorausgesetzt, daß sie nicht in Fragform auftreten, z. B.

Das ist unvernünftig'! O rühre mein kleines Nest nicht an'!

10. Ausdruck.

Der Ausdruck der Stimme beim Lesen muß dem Inhalt des Gelesenen entsprechen. Die Erzählung ist mit fester, aber gemäßigter, die Schilderung mit lebhafter, die Betrachtung mit ruhiger, der Befehl mit gehobener Stimme, der Ausruf mit dem Ausdruck der Theilnahme zu lesen.

11. Allgemeine Regel.

Vor Allem sehe man auf ungezwungenen und natürlichen Vortrag beim Lesen und Declamiren.

II. Die Satzzeichen.

Die richtige Gliederung des Satzes erfordert, daß man diejenigen Wörter, die zusammen ein Satzglied bilden, auch beim Vortrag eng mit einander verbinde und sie von dem folgenden Satzgliede durch eine kürzere oder längere Pause trenne. Solche Pausen werden durch Satzzeichen angedeutet.

Das **Komma** (,) bezeichnet eine Pause, wodurch ein Satzglied von dem folgenden Satzgliede getrennt wird und deutet an, daß die Stimme des Lesenden beim Vortrag so lange anhalten soll, daß man Eins aussprechen kann.

Das **Semikolon** oder der **Strichpunkt** (;) bezeichnet eine Pause, bei der man Eins, zwei zu zählen im Stande ist.

Das **Kolon** oder der **Doppelpunkt** (:) wird gesetzt, um eine Pause anzudeuten, die erlaubt, Eins, zwei, drei, vier zu sprechen.

Der **Punkt** oder das **Punktum** (.) zeigt an, daß der Satz geschlossen ist und erfordert so lange beim Lesen mit der Stimme anzuhalten, daß man bis sechs zählen kann.

Uebrigens findet eine Pause nach jedem stärker betonten Worte Statt, die zuweilen nicht durch Satzzeichen angedeutet wird, z. B.

Das | ist die Liebe zu **Gott,** | daß wir seine Gebote halten.

III. Einige Lesezeichen.

Das **Fragezeichen** (?) vertritt zugleich die Stelle des Satzzeichens und deutet gewöhnlich eine Pause an, bei der man bis fünf zählen kann.

Das **Ausrufungszeichen** (!) vertritt, wie das Fragezeichen, zugleich die Stelle des Satzzeichens und deutet am Ende eines Satzes eine Pause von der Länge eines Punktes an.

Das Sternchen (*), ein Kreuz (†), bisweilen [a) b) c)] oder Ziffern (**1. 2. 3.**) werden als Anmerkungszeichen gebraucht und weisen auf Erklärungen oder Bemerkungen hin, welche, mit denselben Zeichen versehen, unter dem Texte stehen.

IV. Anmerkung.

Einführung des Schülers in das Verständniß eines jeden Lesestückes sei die Hauptsache bei dem Gebrauche dieses Lesebuchs. Der Schüler muß die Bedeutung von jedem schwierigen Worte kennen lernen. Der Lehrer verweile bei jedem Lesestücke so lange, bis der Schüler es richtig verstanden hat und es mit völliger Geläufigkeit und Natürlichkeit zu lesen vermag. Der Schüler sollte den Inhalt des Gelesenen in freier Form, mit richtiger Betonung und Ausdruck wieder erzählen und dabei jedes einzelne Wort musterhaft sprechen.

Jedes Lesestück, welches auf diese Weise sicher eingeübt wird, prägt sich stets beim Schüler in Kopf und Herz für das ganze Leben ein.

Kurze Sätze zur Weckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens.

a. Ich gehöre zu den **Kindern.** Kinder wissen noch **nicht** viel, und darum müssen sie unterrichtet werden und **lernen.** Dadurch werden sie **verständig.**

b. Ich werde in der Schule von Lehrern in nützlichen Dingen unterrichtet. Etwas Nützliches ist immer etwas Gutes. Ich bin meinem Lehrer Dankbarkeit und Gehorsam schuldig. So lang ich unterrichtet werde, bin ich ein **Schüler.** Ein guter Schüler ist **aufmerksam**; er hört nur auf das, was der Lehrer sagt, und denkt nur an das, was er thun, oder begreifen und behalten soll.

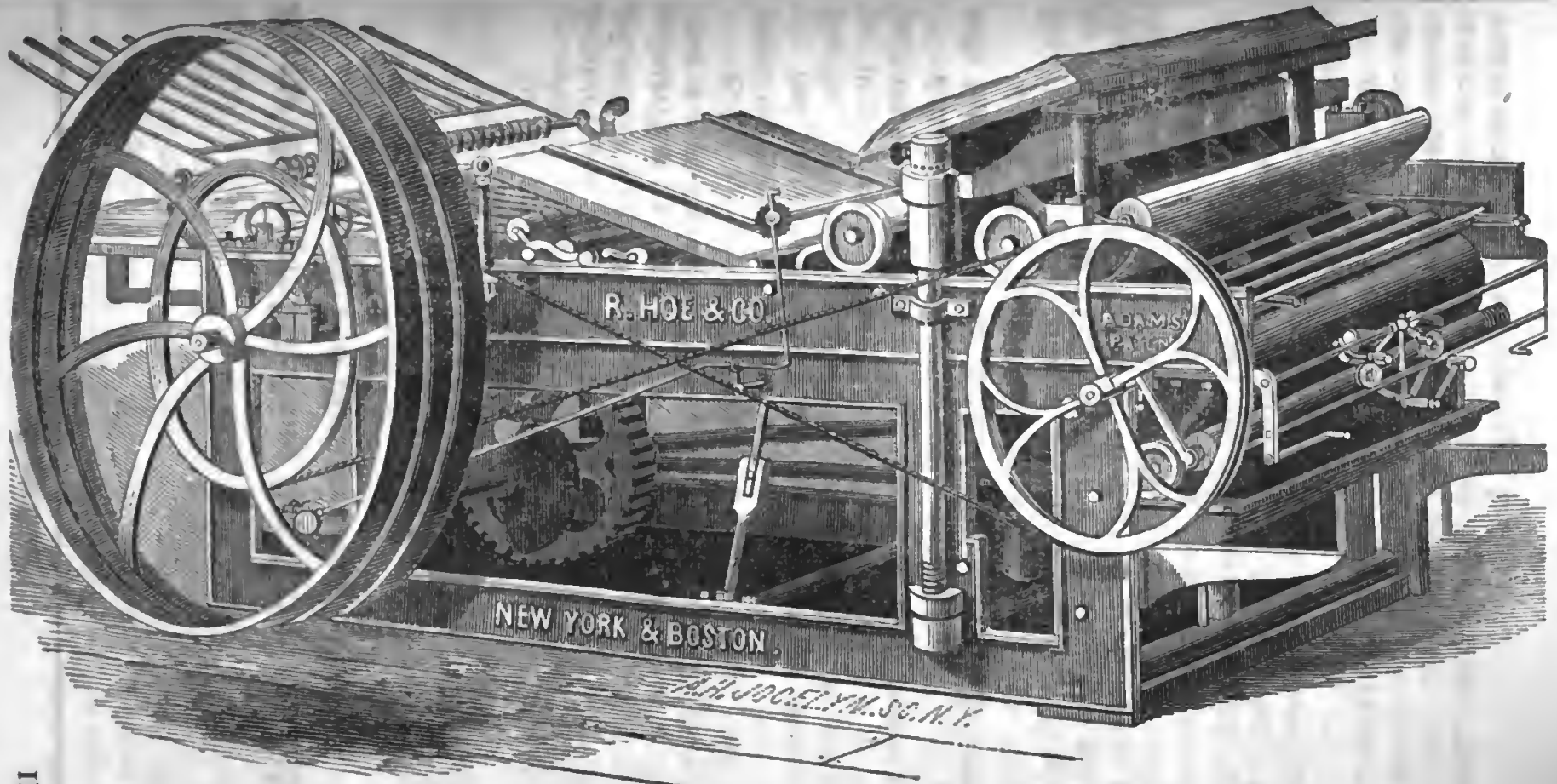
c. Ich soll aber das, worin ich unterrichtet werde, nicht nur wissen und können, ich soll es auch **wollen.** Wer das Gute weiß und kann, es aber nicht stets thun will, der ist **noch** kein guter Mensch. Wer aber das Gute weiß und kann und es auch thut, der ist ein guter Mensch. Ich soll ein guter Mensch sein. Du sollst ein guter Mensch sein. Wir alle wollen gute Menschen sein.

d. Kein Mensch lernt aus. Wer auch **viel** weiß, weiß doch nicht **Alles**; wer auch **noch so viel** kann, kann doch **nicht Alles.**

e. Ein **guter Schüler** kommt gern in die Schule, ist fleißig, ordentlich, reinlich, sittsam und friedfertig. Er kommt nie zu spät in die Schule, ist nicht wild bei dem Herausgehen aus der Schule, und treibt sich nicht auf der Straße herum, sondern geht auf dem geraden Wege nach Hause. Ich will ein guter Schüler sein.

f. Dieses Lesebuch ist zu meiner **Belehrung** geschrieben. Es ist mir sehr nützlich, wenn ich mit **Aufmerksamkeit** und Nachdenken darin lese. Ich will mich bemühen, das Gelesene zu **verstehen.** Wenn ich Etwas nicht verstehe, so will ich meinen Lehrer bitten, daß er es mir **erkläre.**

g. Wenn ich aufmerksam und mit Nachdenken in diesem Buch lese, und das, was ich gelesen habe, nicht vergesse, so erlange ich allerlei **nützliche Kenntnisse** und werde **verständiger.** Nicht alle Kinder erlangen durch den Unterricht nützliche Kenntnisse. Manche bleiben unwissend und unverständig. Welche?



Die Buchdrucker-Presse, auf der mein Lesebuch gedruckt wurde (Sieh III. Seite 349).

h. Ich **kenne** mein **Lesebuch.** Der Titel desselben steht auf der ersten Seite. Auf eben dieser Seite steht auch der Name der Stadt, in welcher das Buch gedruckt ist, und der Name der Buchhandlung, in welcher es verkauft wird. Ich kenne mein Lesebuch nicht bloß an dem Titel, sondern auch an dem Einbande oder Deckel.

i. Auf jeder Seite meines Lesebuchs steht oben eine Zahl. Diese heißt die **Seitenzahl.** Sie dient dazu, daß ich leicht aufschlagen und jede Stelle im Buche finden kann. Bücher werden auf Buchdrucker-Pressen gedruckt. Durch das Drucken kann man ein Buch in wenigen Tagen mehrere tausendmal vervielfältigen. Hier ist eine Abbildung von derjenigen Presse, auf welcher mein Lesebuch gedruckt wurde. Eine Anstalt, in welcher Bücher gedruckt werden, heißt eine **Buchdruckerei.**

k. Der, welcher ein Buch verfertigt oder verfaßt, heißt der **Verfasser** des Buches. Gewöhnlich steht der Name des Verfassers auf dem Titel des Buches.

l. Ein jedes Buch besteht aus mehreren Bogen. Diese Bogen werden von dem **Buchbinder** in seiner **Werkstätte** zusammengeheftet, damit sie nicht verloren gehen, oder in Unordnung gerathen können.

m. Ich bin in der **Werkstätte eines Schreiners** gewesen, als die Arbeiter Tische, Stühle und allerlei Hausgeräthe von Holz verfertigten. Ich habe gesehen, wie in einer **Mühle** das Getreide **zu Mehl gemahlen** wurde; auch war ich dabei, als man in einer **Glasfabrik** Tintenfässer von Glas für unsere Schule geblasen hat. Ich weiß an welchem Geschäft ich die meiste Freude habe.

---

a. Wenn ich einige Jahre älter bin, und nicht mehr wachse, so gehöre ich zu den **Erwachsenen.** Dann bin ich größer, als jetzt, und dann werde ich auch verständiger sein, wenn ich jetzt nicht träge bin und nicht müßig gehe, anstatt zu lernen und zu arbeiten. Der Müßiggänger lernt Nichts, und Niemand hat ihn lieb.

b. In der Schule muß ich nicht bloß deutsch fertig lesen, **deutlich, richtig** und **schön schreiben,** sondern auch mit Fertigkeit englisch sprechen, lesen und schreiben lernen. Auch das Rechnen will ich lernen. Wer nicht Geschriebenes lesen und nicht selbst schreiben kann, kommt in der Welt nicht fort; und wer das Rechnen und die englische Sprache nicht versteht, wird oft betrogen, und weiß sich in vielen Fällen nicht zu helfen. Ich will mir recht viel Mühe geben, erst deutsch, dann englisch fertig lesen und schreiben zu lernen.

c. Manche Kinder lassen sich gern belehren; es macht ihnen Freude, wenn sie etwas Neues lernen können. Solche Kinder nennt man **lernbegierige** Kinder.

d. Als ich ein Jahr alt war, konnte ich noch nicht gehen, noch nicht sprechen, und noch Nichts begreifen. Im zweiten Jahre meines Lebens lernte ich gehen und sprechen, aber ich verstand noch nicht Alles, was Andere mir sagten.

---

a. Wer hungrig ist, **will** essen; wer durstig ist, **will** trinken; wer müde ist, **will** ausruhen; wer neugierig ist, **will** Alles wissen und Alles sehen; wer mitleidig ist, **will** gern dem Unglücklichen helfen; wer eigensinnig ist, **will** immer seinen Willen haben; wer zänkisch ist, **will** nicht im Frieden leben; wer friedfertig ist, **will** nicht zanken; wer krank ist, **will** gesund werden; wer gefallen ist, **will** wieder aufstehen; wer undienstfertig ist, **will** Andern keinen Dienst erzeigen.

b. Wer Nichts weiß, **soll** Etwas lernen; wer krank ist, **soll** sich des Essens enthalten; wer nicht arbeiten mag, **soll** auch nicht essen; wer seinen Eltern und Lehrern nicht gehorcht, **soll** Strafe leiden; wer nicht hören will, wenn man ihn ermahnt, **soll** fühlen.

c. Wer sich beschmutzt hat, **muß** sich waschen; wer Etwas lernen will, **muß** fleißig und aufmerksam sein; wer Etwas begreifen will, **muß** nachdenken; wer satt werden will, **muß** essen; wer gelobt sein will, **muß** sich anständig und vernünftig betragen; wer seinen Eltern Freude machen will, **muß** in der Schule fleißig, zu Hause sittsam und gehorsam, und bei fremden Leuten artig sein; wer seine Kleider lange haben will, **muß** sie schonen und reinlich halten.

d. Wer viel Geld einnimmt, **kann** auch viel Geld ausgeben, oder er **kann** auch Etwas ersparen. Wer ein Handwerk gelernt hat, **kann** sich selbst ernähren. Wer krank und schwach ist, **kann** sich nicht selbst ernähren. Wer in der Schule nicht fleißig und aufmerksam ist, **kann** Nichts lernen.

e. Ich **weiß**, daß ich meine Füße zum Gehen und meine Augen zum Sehen gebrauchen kann.

f. Ich kann darüber **nachdenken**, wozu man Eisen, Steine, Kalk, Holz und andere Dinge gebraucht; aber die Thiere können nicht nachdenken. Ich kann **begreifen**, warum ein Ding so sein muß, wie es ist; z. B. warum ein Haus Fenster, Thüren und Schornsteine hat; warum der Ofen von Eisen, und nicht von Holz gemacht wird; warum man die Pflanzen begießen und die Erde umgraben muß.

g. Ich kann **einsehen,** warum ich nicht immer thun darf, was ich will; warum ich thun soll, was meine Eltern und Lehrer wollen; warum ich folgsam, fleißig und aufmerksam sein soll.

Vergleichung der Merkmale der Dinge.

a. Ich bemerke, daß der Tisch und die Bank einander **ähnlich** sind, und weiß auch, worin diese **Aehnlichkeit** besteht. Ich bemerke, daß beide aus Holz gemacht sind, beide sich durch den Gebrauch abnutzen, beide im Feuer verbrennen (verbrennbar sind), und beide Füße haben. Aber ich sehe auch ein, daß beide einander **unähnlich** oder von einander **verschieden** sind; denn ich bemerke an dem einen Manches, was an dem andern nicht ist, z. B. —

Die Rose. Die Nelke.

b. Die **Rose** ist der **Nelke** ähnlich; denn beide sind Blumen; beide haben einen schönen Geruch und schöne Farben; beide haben eine **Wurzel, Blätter** und **Stengel;** beide entstehen aus einer Knospe; beide blühen eine kurze Zeit, und welken dann. Aber die Rose ist auch von der Nelke verschieden; denn sie hat einen andern Geruch, sie hat nur Eine Farbe, die Nelke aber ist gewöhnlich **bunt.** An der Rose sind **Stacheln,** aber an der Nelke nicht. Die Rose hat breite, runde und gesägte Blätter, die Nelke hat schmale, längliche und ganzrandige. Ich habe jetzt die Rose mit der Nelke **verglichen,** ich habe aber auch beide von einander **unterschieden.** Dies können die Thiere nicht, denn sie haben keinen Verstand.

---

a. Wenn man eine Viertelstunde lang rasch hinter einander fortgehen muß, um von einem Orte zum andern zu kommen, so liegen diese beiden Oerter eine (englische) **Meile** von einander; diesen Raum in gerader Linie zwischen den beiden Oertern nennt man die **Entfernung.**

b. Man kann auf mancherlei Art von einem Orte zum andern kommen oder reisen: zu Fuße, zu Pferde, zu Wagen, zu Schiffe und mit der Eisenbahn. Zuweilen reist man mit der **Post.** So nennt man einen Wagen, welcher an bestimmten Tagen

und zu festbestimmten Stunden von einem Orte zum andern fährt, zwischen welchen keine Eisenbahn- oder Dampfschiff-Verbindung statt findet, und allerlei Sachen, Briefe und Geld, oder auch Reisende mitnimmt. Wer in einem solchen Wagen, mit dem Dampfschiffe oder mit der Eisenbahn reist, heißt ein **Passagier.** Mehrere Eisenbahnwägen, welche zusammen abgehen und ankommen, werden **Bahn-Zug** genannt.

c. Wer einen Brief mit der Post wegschicken will, muß ihn versiegeln oder zukleben, und darauf den Namen und den Wohnort desjenigen, welcher den Brief erhalten soll, deutlich schreiben; auch muß man den Staat oder das Land angeben, in welchem der Wohnort liegt. Dies nennt man die Adresse des Briefes. Dann klebt man eine Briefmarke auf den Brief und wirft ihn im Postgebäude in den Briefkasten.

d. Wenn man sehr schnell von einem Orte zum andern eine Nachricht gelangen lassen will, so bedient man sich des **Telegraphen.** In diesem Fall giebt man diese Nachricht auf einem offenen Zettel in der **Telegraphen-„Office"** (Geschäfts-Lokal) ab, sie wird sogleich durch gewisse Zeichen auf Drähten weiterbefördert. Solche Nachrichten nennt man **telegraphische Depeschen,** und die Drähte, auf denen sie geschickt werden, heißen **Telegraphen-Linien** (Sieh III. Seite 256).

Einige Begriffsbestimmungen.

a. Was alle **Gründe für,** und keinen gegen seine Wirklichkeit hat, ist **gewiß.** — Es ist gewiß, daß zwei und zwei vier ist; daß alle Menschen sterben müssen; daß ich mit jedem Tage älter werde.

b. Was eben so viel Gründe für, als wider oder gegen seine Wirklichkeit hat, ist **ungewiß.** Ob morgen schönes oder regnerisches Wetter sein werde, ist ungewiß; denn aus manchen Gründen kann ich Sonnenschein erwarten, mehrere Gründe lassen mich wohl auch Regen vermuthen.

c. Das, was Etwas bewirkt oder hervorbringt, nennt man die **Ursache.** Das Feuer ist die Ursache von Rauch und Wärme; denn Rauch und Wärme werden durch das Feuer hervorgebracht oder bewirkt.

d. Wirkung ist das, was durch eine Ursache hervorgebracht wird oder entsteht. Wärme und Rauch ist die Wirkung des Feuers. Der Regen macht naß. Der Regen ist die Ursache,

die Nässe die Wirkung. Wo eine Wirkung ist, da muß auch eine Ursache sein. In der Welt geschieht Nichts ohne Ursache.

e. Was eine **schädliche** Wirkung oder **böse** Folgen hervorbringen kann, muß sehr vorsichtig behandelt werden, z. B. ein scharfes Messer, Schießpulver, Feuer, Gift, siedendes Wasser u. s. f. Weshalb wohl?

f. Darum ist es höchst wichtig, die **Wirkungen** der Dinge kennen zu lernen und stets vor Augen zu haben. Wenn dies stets geschähe, wie viel Thorheit und Unglück würde in der Welt weniger sein! So hat die Faulheit eines Kindes in der Schule Unwissenheit, Unwissenheit böse und verkehrte Handlungen, und böse und verkehrte Handlungen endlich haben die Verachtung anderer Menschen, ein böses Gewissen und Strafe zur **Wirkung**. Der Beweggrund für unsere Handlungen darf nur ein guter sein. Wer sich vor seinen **Handlungen** stets fragt, welche **Wirkungen** oder **Erfolge** dieselben haben werden, der wird vor vielen **thörichten** und **schädlichen** Handlungen bewahrt bleiben.

Vor gethan und **nach** bedacht,
Hat Manchen in groß Leid gebracht.

g. Ein **Mittel** muß **zweckmäßig** sein, d. h. es muß durch Anwendung des Mittels der Zweck sicher erreicht werden können. Wenn das Mittel nicht so ist, nennt man es **unzweckmäßig**.

h. **Kunz** wurde von seinem Vater in die Stadt geschickt. „Halte dich aber unterwegs nicht auf!“ sagte ihm der Vater, „daß du nicht in die Nacht hinein kommst.“ Kunz gedachte seine Sache recht gut zu machen, und fing an aus allen Leibeskräften zu laufen. Dadurch wurde er bald so müde, daß er sich hinsetzen und eine lange Weile ausruhen mußte. Er kam nun sehr spät in die Stadt und noch viel später heim. Kunz hatte unzweckmäßig gehandelt. Warum? Welches war sein Zweck? Welches Mittel wählte er? Konnte dadurch der Zweck erreicht werden? Ein Sprüchwort sagt: **Eile mit Weile.**

i. Der **Zweck** (Absicht) und die **Mittel** sollen aber vor allen Dingen **gut** sein. Das Wort „Absicht“ wird oft gleichbedeutend für „Zweck“ gebraucht. Wer **böse** Zwecke sich vorsetzt, oder wer zur Erreichung seiner Zwecke **unerlaubte** Mittel anwendet, ist ein **böser** Mensch.

k. **Kaspar**, ein Schuhmacher, der ein mitleidiges Herz hatte, sah, daß viele arme Menschen keine Schuhe hatten, und keine kaufen konnten. Er faßte daher den guten Vorsatz, diese armen Leute mit Schuhe zu versorgen. War das ein guter Zweck?

Aber da er selbst nicht reich war, so konnte er kein Leder dazu kaufen; **er stahl** es daher. War das ein gutes Mittel? Kaspar war also doch kein guter Mensch. Warum?

1. Die **Wahl der besten Mittel** zur Erreichung eines Zweckes ist oft nicht so leicht; denn man kann leicht in der Wahl irren. Daher muß der, welcher einen Zweck erreichen will, sehr vorsichtig in der Wahl der Mittel sein und darauf sehen, ob sie **zweckmäßig** oder **unzweckmäßig, erlaubt** oder **unerlaubt** sind.

Aufgabe 1. Suche 10 Beispiele von guten Absichten auf aus der biblischen Geschichte des alten Testamentes!

Z. B. David spielte auf der Harfe, um den König Saul zu erheitern.

Aufgabe 2. Suche 10 Beispiele von solchen Handlungen aus der biblischen Geschichte des neuen Testamentes auf, denen eine böse Absicht zu Grunde liegt!

Z. B. Herodes ließ die Kinder in Bethlehem und der Umgegend umbringen, in der Absicht, das Kind Jesus um so sicherer zu tödten.

Entgegengesetzte Begriffe.

Das, was einem Dinge entgegengesetzt ist, was ihm gerade entgegensteht, heißt das **Gegentheil.** — Das Gegentheil von arm ist reich, von hell — finster, von hoch — niedrig. Von Alter ist das Gegentheil Jugend, von Ordnung — Unordnung, von Fleiß — Faulheit. Von belohnen ist das Gegentheil bestrafen, von aufbauen — niederreißen.

Aufgabe 3. Gieb nun in vollständigen Sätzen von jedem der folgenden Wörter das Gegentheil an:

Groß —, fein —, locker —, leer —, fest —, geschwind —, zahm —, geschickt —, krumm —, nützlich —, leichtsinnig —, freundlich —, wahr —, glatt —, ehrlich —, scharf —, muthig —, ordentlich —, theuer —, aufmerksam —, schön —, billig —.

Aufgabe 4. Suche das Gegentheil von: Nacht, Kälte, Nutzen, Armuth, Freude, Gebot, Freiheit, Frömmigkeit, Unschuld, Gewinn, Klugheit, Macht, Vortheil, Aufrichtigkeit, Krieg, Artigkeit, Finsterniß, Ausgang, Ausgabe, Theil, Herzhaftigkeit.

Aufgabe 5. Gieb noch das Gegentheil von folgenden Wörtern an: mißfallen, gebieten, erschweren, schlafen, vergrößern, auskleiden, trennen, schweigen, verschlimmern, verspielen, erhellen, niederlegen.

Von vielen Dingen giebt es gar kein Gegentheil. Nenne Dinge, von denen sich kein Gegentheil auffinden und angeben läßt?

Erſter Abſchnitt.

Erſte Lektion *). [I.]

1. Morgenſpruch.

(Von Schiller.)

1. Verſchwunden iſt die finſtre Nacht,
die Lerche ſteigt, der Tag erwacht,
die Sonne kommt mit Prangen
am Himmel aufgegangen.
Sie ſcheint ins Königs Prunkgemach,
ſie ſcheinet durch des Bettlers Dach;
und was in Nacht verborgen war,
das macht ſie kund und offenbar.

2. Lob ſei dem Herrn und Dank gebracht,
der über jedes Haus gewacht,
mit ſeinen heil'gen Schaaren
uns gnädig wollt' bewahren.
Wohl Mancher ſchloß die Augen ſchwer,
und öffnet ſie dem Licht nicht mehr;
drum freue ſich, wer neu belebt
den friſchen Blick zur Sonn' erhebt.

2. Fragen nach Gott.

1. Wer lehrt die Vögel ſingen ſo ſüß und mannigfalt, und Hirſch und Rehe ſpringen im grünen Buchenwald?

2. Wer heißt die Winde wehen bald ſtürmiſch und bald leis, und Jahreszeiten gehen im wundervollen Kreis?

*) Das aufgegebene Lehr- oder Lernſtück.

3. Und wer die Bächlein gleiten herab von stolzer Höh', und stolz die Ströme schreiten zur weiten, tiefen See?

4. Wer hat den Tag gezieret mit goldnem Sonnenschein? Und wer am Himmel führet die tausend Sternelein,

5. Daß sie gleich guten Kindern still gehen ihre Bahn, und nicht einander hindern und sich nicht stoßen an?

6. O sag', wer ist der Eine, der Meister so geschickt, der mit so reichem Scheine die Blüthen hat geschmückt?

7. Der hoch am Himmelskreise sein Zelt gespannet aus und auch mit treuem Fleiße gebaut der Schnecken Haus?

8. Der über Länder zücket die Blitze weiß und blau, und dann das Feld erquicket mit kühlem, frischem Thau?

9. Den Meister groß und milde, den nenne mir geschwind, der dich mit seinem Bilde geziert, mein liebes Kind!

10. Und der, bist du gegangen dem stillen Grabe zu, dich jenseits wird empfangen in seiner ewgen Ruh.

11. Und kannst du mir ihn nennen, so folge ihm auch fromm; dann wird er dich auch kennen und sprechen: Sei willkomm!"

Zweite Lektion. [II.]

3. Abendlied.

(Von Claudius.)

1. Kommst, lieber Abend, wieder
auf unsre kleine Flur;
dir tönen unsre Lieder,
wie schön bist du, Natur!

2. Schon steigt die Abendröthe
herab ins kühle Thal,
bald glänzt in sanfter Röthe
der Sonne letzter Strahl.

3. Allüberall herrscht Schweigen;
nur steigt aus unserm Chor
hier unter grünen Zweigen
ein Danklied noch empor.

4. Kommſt, lieber Abend, wieder
auf unſre kleine Flur;
dir danken unſre Lieder,
dir, Vater der Natur.

4. Lob Gottes am Abend in den Alpen.

In einigen Alpenbezirken von Piemont, in denen die Bewohner zerſtreut als Hirten wohnen, herrſcht eine ſchöne, fromme Sitte, welche den Hirten einigen Erſatz für das geſellige Leben in ihrer Einſamkeit verſchafft. Wenn die Sonne das Thal verlaſſen hat und ihre letzten Strahlen noch ſchwach die ſchneeigen Gipfel der Berge vergolden, nimmt der Hirt, deſſen Hütte auf dem höchſten Punkte liegt, ſein Alpenhorn und ruft, wie durch ein Sprachrohr: „Lobet den Herrn!" Alle benachbarten Hirten, an der Thür ihrer Hütte ſtehend, wiederholen der Reihe nach den Schall, ſo wie ſie ihn vernehmen, und ſo ertönt eine Viertelſtunde lang von Fels zu Fels, von Tiefe zu Tiefe, von Berg zu Berg, über die Wolken weg, daß der Himmel wunderſam wiederdröhnt, das vielfache Echo: „Lobet den Herrn!" Eine feierliche Stille folgt den letzten Tönen des Horns, und dann fallen alle Hirten ergriffen mit entblößtem Haupt und frommer Andacht auf die Kniee nieder. Und wenn endlich Finſterniß die Berge umhüllt, ſo erſchallt das Horn von Neuem mit einem traulichen „gute Nacht!" und in Frieden ziehen ſich nun die Hirten in ihre einſamen Wohnungen zurück, um auszuruhen von den Mühen des Tages.

Dritte Lektion. [III.]

5. Gott der Erhalter.

(Von Clemens Brentano.)

Kein Thierlein iſt auf Erden
dir, lieber Gott, zu klein,
du ließ'ſt ſie alle werden
und alle ſind ſie dein.

Das Vöglein in den Lüften
ſingt dir aus voller Bruſt,
die Schlange in den Klüften
ziſcht dir in Lebensluſt.

Die Fiſchlein, die da ſchwimmen,
ſind, Herr, vor dir nicht ſtumm,
du böreſt ihre Stimmen,
vor dir kommt keines um.

Vor dir tanzt in der Sonne
der kleine Mückenſchwarm,
zum Dank für Lebenswonne
iſt keins zu klein und arm.

Sonn', Mond geh'n auf und unter
in deinem Gnadenreich,
und alle deine Wunder
ſind ſich an Größe gleich.

Kein Sperling fällt vom Dache,
ohn' dich, vom Haupt kein Haar:
O theurer Vater, wache
bei uns auch in Gefahr.

Zu dir, zu dir
ruft Menſch und Thier,
der Vogel dir ſingt,
das Fiſchlein dir ſpringt.

Die Biene dir ſummt;
der Käfer dir brummt,
auch pfeifet dir das Mäuslein klein:
Herr Gott, du ſollſt gelobet ſein.

Zweiter Abſchnitt.

Der Menſch.

Vierte Lektion. [IV.]

6. Gott grüße dich.

(Von Sturm.)

1. Gott grüße dich! kein andrer Gruß
gleicht dem an Innigkeit.
Gott grüße dich! kein andrer Gruß
paßt ſo zu aller Zeit.

2. Gott grüße dich! wenn dieſer Gruß
ſo recht vom Herzen geht,
gilt bei dem lieben Gott der Gruß
ſo viel wie ein Gebet.

7. Der Blinde und der Lahme.

(Von Gellert.)

1. Von ungefähr muß einen Blinden ein Lahmer auf der Straße finden; ſogleich hofft jener freudevoll, daß ihn der Andre leiten ſoll.

2. „Dir," ſpricht der Lahme, „beizuſtehen? Ich armer Mann kann ſelbſt nicht gehen; doch ſcheint's, daß du zu einer Laſt noch ſehr geſunde Schultern haſt. Entſchließe dich, mich fortzutragen, ſo will ich dir die Wege ſagen: dann wird dein ſtarker Fuß mein Bein, mein helles Auge deines ſein." —

3. Der Lahme hängt mit ſeinen Krücken ſich auf des Blinden breiten Rücken. Vereint wirkt jetzo dieſes Paar, was einzeln Keinem möglich war.

4. Du haſt das nicht, was Andre haben, und dieſen fehlen deine Gaben. Aus dieſer Unvollkommenheit entſpringet die Geſelligkeit.

Fragen. 1. Was iſt eine Lektion? — 2. Welche Ueberſchrift hat das ſiebente Leſeſtück? — 3. Was erfährt man durch die Ueberſchrift? — 4. Welchen Sinn drücken die Wörter „Von ungefähr" aus? — 5. Wie kann man den Sinn des erſten Satzes bis zum Strichpunkt mit andern Worten ausdrücken? — 6. Für welches Wort ſteht „jener?" — 7. Wen fand der Blinde auf der Straße? — 8. Was iſt ein Lahmer? — 9. Was hofft der Lahme vom Blinden? — 10. Was erwiederte der Lahme? — 11. Was that der Lahme? — 12. Was gelang ihren vereinten Bemühungen? — 13. Welche Lehre kann man aus obiger Erzählung entnehmen.

Fünfte Lektion. [V.]

8. Das Hirtenbüblein.

(Von Gebr. Grimm.)

1. Es war einmal ein Hirtenbüblein, das war wegen einer weiſen Antworten, die es auf alle Fragen gab, weit und breit berühmt. Der König des Landes hörte auch davon, glaubte es nicht und ließ das Büblein kommen.

2. Da sprach er zu ihm: „Kannst du mir auf drei Fragen, die ich dir vorlegen will, Antwort geben, so will ich dich halten, wie mein eigen Kind.“ Sprach das Büblein: „Wie lauten diese drei Fragen?“ — Der König antwortete: „Wie viel Tropfen Wasser sind im Weltmeere?“ — Das Hirtenbüblein antwortete: „Herr König, laßt alle Flüsse auf Erden verstopfen, damit kein Tröpflein mehr daraus ins Meer läuft, das ich nicht erst gezählt habe, so will ich Euch sagen, wie viel Tropfen im Meere sind! —

3. Sprach der König: „Die andere Frage lautet: Wie viel Sterne stehen am Himmel? Das Hirtenbüblein sagte: „Gebt mir einen großen Bogen weißes Papier!“ und dann machte es mit der Feder so viel feine Punkte darauf, daß sie kaum zu sehen und fast gar nicht zu zählen waren, und Einem die Augen vergingen, wenn man darauf blickte. Darauf sprach es: „So viel Sterne stehen am Himmel, als hier Punkte auf dem Papiere; zählt sie nur!“ Aber Niemand war dazu im Stande. —

4. Sprach der König: „Die dritte Frage lautet: „Wie viel Sekunden sind in der Ewigkeit?“ Da sagte das Hirtenbüblein: „In Hinterpommern liegt ein Demantberg, der hat eine Stunde in der Höhe, eine Stunde in der Breite und eine Stunde in der Tiefe; dahin kommt alle hundert Jahre ein Vöglein und wetzt sein Schnäblein daran; und wenn der ganze Berg abgewetzt ist, dann ist die erste Sekunde in der Ewigkeit vorbei.“ —

5. Sprach der König: „Ich will dich fortan halten, wie mein eigenes Kind.“

Fragen. 1. Warum ließ der König das Hirtenbüblein kommen? — 2. Welche Fragen legte der König dem Hirtenbüblein vor? — 3. Wie antwortete das Hirtenbüblein auf jede Frage? — 4. Was sprach der König zuletzt? — 5. Was hat wohl das Hirtenbüblein in den Stand gesetzt, so weise Antworten zu geben? — 6. Hätte das Hirtenbüblein ohne Fleiß und Strebsamkeit berühmt werden können?

9. Der Schütze.

(Von Schiller.)

1. Mit dem Pfeil, dem Bogen,
durch Gebirg und Thal
kommt der Schütz gezogen
früh am Morgenſtrahl.

2. Wie im Reich der Lüfte
König iſt der Weih,*)
durch Gebirg und Klüfte
herrſcht der Schütze frei.

3. Ihm gehört das Weite;
was ſein Pfeil erreicht,
das iſt ſeine Beute,
was da kreucht und fleucht.

Fragen. 1. Welche Waffen hatte der Schütze? — 2. Womit wird der Schütze verglichen? — 3. Wie war die Gegend beſchaffen, durch welche der Schütze luſtig und friſch gezogen kam?

Sechste Lektion. [VI.]

10. Die junge Maus und ihre Mutter.

(Von A. G. Meißner nach Camerarius.)

1. Ein junges Mäuschen, das den erſten Ausgang in die freie Luft gewagt und von den Alten tauſend gute Lehren auf den Weg erhalten hatte, kam bald und erſchrocken in ſein Loch zurück.

2. „Ach, liebe Mutter!“ rief es, „wie glücklich und auch wie unglücklich hätte ich werden können! Ich war nicht weit von unſerer Wohnung, da ſah ich ein Thier — etwas Schöneres ſah ich noch nie. Es war viel größer, als ihr ſeid; aber ſein Anſehen war ſo ſanft, ſo niedlich; an ſeinem glatten, ſchönen Kopfe hatte es kurze ſpitzige Ohren; an ſeinem ganzen Körper bunte, wahrſcheinlich weiche Haare; an ſeinen Pfoten ſah ich keine Krallen; ſie

*) Der Weih iſt ein Raubvogel.

drückten sich gleichsam zusammen, indem es ging. O wie gefiel es mir! — Auch mein Anblick schien ihm zu behagen; denn es legte sich und erwartete mich mit freundlichen Augen. Eben wollte ich zu ihm hüpfen und um seine Freundschaft mich bewerben; da kam ein Unthier — ich zittre noch, wenn ich d'ran denke. Mit großen, ausgespreizten Flügeln, mit dünnen, aber scharfen kralligen Füßen, mit glühenden Augen, mit fürchterlichem Gesichte, das überdies noch ein feuerrother Lappen verunstaltete, und endlich mit einem Schnabel, so lang und so schrecklich! Es öffnete ihn von weitem schon, und sein Geschrei klang so abscheulich, daß ich mich halb leblos hierher flüchtete."

3. „O wohl dir, daß du flohst!" versetzte die Alte, „denn wisse, das Thier, das dir so gefiel, war der Todfeind unsers Geschlechts, die Katze. Nur einen Schritt durftest du ihr näher kommen, und sie hätte dich gewürgt. Jenes Wesen hingegen, welches dich so erschreckte, und doch eigentlich das Leben dir rettete, war ein für uns Mäuse unschädlicher — Hahn."

Jugend, sei vorsichtig in der Wahl deiner Freunde und deines Umgangs! Der Unerfahrene kann oft den Todfeind als seinen Vertrauten, und den wahren Freund als seinen Hasser betrachten.

Fragen. 1. Was rief das Mäuschen der Mutter von dem schönen Thiere zu? — 2. Wie beschrieb das Mäuschen das Unthier? — 3. Welche Lehre ist bei dieser Fabel zu merken?

Siebente Lektion. [VII.]

11. Fritz Oberlin.

Fritz Oberlin, der zwölfjährige Sohn eines wackern Professors in Straßburg, ging eines Tags über den Markt; da sah er, wie einige ungezogene Knaben einem Bauernweib ihren Korb mit Eiern vom Kopfe stießen. Das Weib war trostlos. Fritz sieht die Buben mit einem durchbohrenden, strafenden Blick an, schilt ihre Unart mit dem ihm eigenen Muthe tüchtig aus und tröstet das weinende Weib. Dann bittet er sie, Etwas zu warten und läuft spornstreichs nach Hause zu seiner Sparbüchse, die, wie er weiß, voll ist. Im Fluge kommt er zurück, schüttet den

ganzen Inhalt der Sparbüchſe in die Schürze der überraſchten Bäuerin aus und iſt auch ſogleich wieder fort, ohne ihren Dank abzuwarten. —

Fragen. 1. Was ſah Fritz auf dem Markt? — 2. Wie ſtrafte Fritz die böſen Buben? — 3. Was that Fritz um das Weib zu tröſten? — 4. Welchen Eindruck machte das Geſchenk auf die Bäuerin? — 5. Warum mußte nach dieſem Vorfall Fritz ſich glücklicher fühlen als die böſen Buben?

Achte Lektion. [VIII.]

12. Till Eulenſpiegel. A.

1. Der Narr, dem oft weit minder Witz gefehlt, als Vielen, die ihn gern belachen, und der vielleicht, um Andre klug zu machen, das Amt des Albernen gewählt, (wer kennt nicht Tills berühmten Namen?) Till Eulenſpiegel zog einmal mit Andern über Berg und Thal. So oft als ſie zu einem Berge kamen, ging Till an ſeinem Wanderſtab den Berg ganz ſacht und ganz betrübt hinab; allein wenn ſie berganwärts ſtiegen, war Eulenſpiegel voll Vergnügen.

2. Warum, fing Einer an, gehſt du bergan ſo froh? bergunter ſo betrübt? Ich bin, ſprach Till, nun ſo. Wenn ich den Berg hinunter gehe, ſo denk' ich Narr ſchon an die Höhe, die folgen wird, und da vergeh't mir denn der Scherz; allein, wenn ich berganwärts gehe, ſo denk' ich an das Thal, das folgt, und faſſ' ein Herz.

3. Willſt du im Glücke nicht dich ausgelaſſen freun, im Unglück nicht unmäßig kränken, ſo lerne klug wie Eulenſpiegel ſein, im Unglück gern ans Glück, im Glück ans Unglück denken.

Fragen. 1. Warum hat Till ſich wahrſcheinlich albern geſtellt? — 2. Weswegen ging Till bergan ſo froh? — 3. Warum bergunter ſo betrübt?

13. Denkſprüche.

1. Ein frohes Herz, geſundes Blut
iſt beſſer als viel Geld und Gut.

2. Deine eigne Hand dich nähren ſoll,
ſo lebſt du recht und es geht dir wohl.

3. Schweigen bis zu rechter Zeit
übertrifft Beredtſamkeit.

4. Laß deinen Mund verſchloſſen ſein,
ſo ſchluckſt du keine Fliegen ein.

5. Im Unglück hab' einen Heldenmuth;
trau' Gott, es wird noch Alles gut.

6. Es iſt auf Erden keine beſſere Liſt,
als wer ſeiner Zunge Meiſter iſt.

7. Gute Sprüche, weiſe Lehren
ſoll man üben, nicht bloß hören.

8. Wer ſein Bette macht am Morgen,
braucht am Tag nicht mehr zu ſorgen.

9. Wer auf jede Feder acht,
nie das Bette fertig macht.

10. Still von Mund und treu von Handen
macht frei reiſen in allen Landen.

Fragen. Haben Denkſprüche von ein paar Worten wohl auch einen tiefen Sinn, und können ſie Einſicht in das Leben geben? — 2. Was iſt der Sinn des zehnten Denkſpruchs? — 3. Warum ſoll man ſich die Sprüchwörter in das Gedächtniß einprägen?

Neunte Lektion. [IX.]

14. Wie's Kätzlein ſchreibt.

(Von Burgwardt.)

1. Was Luſtiges, Kinder, gebt Acht! wie's Kätzlein dem Hans die Aufgabe gemacht. 's war draußen ein arger Regentag, und Hans mußte zu Hauſe bleiben; er ſollte für die Schule ein Brieflein ſchreiben. Hans wäre lieber in der Stube herumgeſprungen; ſein „Höſt!" und „Hott!"*)

*) „Hott," Ausruf der Fuhrleute, um die Zugthiere rechts und „Höſt," um ſie links zu lenken.

war aber ſo laut, daß die Mutter vom Nähzeug aufſchaut und den Steckenreiter zum Tiſche treibt. Weil Hans aber nicht gern ſchreibt, ſo weint er und ſagt: die Tinte ſei dick, die Feder ſpritze, das Papier finde er nimmer. Da ſagt die Mutter mit ernſtem Blick: „So geht's den faulen Leuten immer.“ Hans ſchämt ſich und wird mäuschenſtill; er kaut an der Feder und weiß nicht, was er ſchreiben will; er gähnt, er dehnt ſich, er reckt und ſtreckt ſich, er legt den Kopf in die linke Hand und denkt allerhand, da fallen ihm die Augen zu, und bald nickt er und ſchnarcht dazu. Die Mutter hat's wohl geſehen; ſie ſchüttelt den Kopf und läßt es geſchehen.

2. Da kommt das Kätzlein vom Ofen herunter und ſpringt in der Stube herum gar munter; und hops! es ſpringet friſch von den Seſſeln auf den Tiſch. Es ſchnüffelt an der Feder, nimmt ſie ins Maul und tanzt auf dem Tiſch nicht faul. Aber, aber, wer hätt's gedacht! das Kätzlein ſpringt über Hänschens Arm, da kommt's mit dem dünnen Bein in's Tintenfaß hinein! O weh, das garſtige Tintenfaß! Wie iſt das Füßlein ſchwarz und naß! Das Kätzlein hopft mit gefärbtem Bein gar fein auf dem Papier herum, und malt, gar nicht dumm, eine Menge Blümlein dem Hans in den Brief hinein; ein Maler könnt' es beſſer nicht, ſie ſahen aus wie Vergißmeinnicht. Dem Kätzlein wird die Pfote kalt, da macht es Halt. Es beſchaut und beſchnüffelt den Fuß, der war ſo ſchwarz wie Ofenruß; es ſchlenkert und ſchüttelt das wüſte Bein, da fallen viel Flecken in den Brief hinein. Dann hüpft es auf der Mutter Wort auf Hänschens Kopf und ſpringet fort. — Die Mutter lacht und Hans erwacht. Er reibt die Augen und ſchaut und ſchaut; dann ſchaut er auf und ſchmälet laut, es habe ihn ein Schalk verirt*) und ihm die Tinte auf Papier und Hände geſchmiert. Und als er's heulend der Mutter klagt, da lacht ſie den Faulenzer aus und ſagt: „Wärſt du immer liegen geblieben! 's Kätzlein hat dir ja die Aufgab' geſchrieben.“

Fragen. 1. Warum hat die Mutter den Hans zum Tiſche getrieben? — 2. Was hat der Hans am Tiſche gemacht? — 3. Wie hat das Kätzlein geſchrieben? — 4. Warum hat die Mutter ſo gelacht? — 5. Was ſagte die Mutter zuletzt? — 6. Was meinte ſie dabei?

*) necken.

15. Räthsel.

1. Von mir gewinnet deine Mutter
kostbare Milch und Käs und Butter.
Dein Vater nimmt mir alle Jahr'
mein dichtes, weiches, krauses Haar.
Das giebt dir Hut und Strumpf und Kleider,
Das nährt den Weber und den Schneider.

2. Mein Fleisch giebt euch gesunde Speise;
mein Fell nützt ihr auf manche Weise;
mein Fett erleuchtet euch die Nacht;
aus mir wird Tischlerleim gemacht —
könnt ihr errathen wie ich heiße?

Zehnte Lektion. [X.]

16. Die wahren Güter.

Der griechische Weise Antisthenes sagte oft bei seinem Unterrichte: „Man muß sich solche Güter erwerben, die, wenn wir Schiffbruch leiden, mit uns ans Land schwimmen."

17. Die Fabel geht dich an.

(Nach Luther.)

1. Die alten Weisen haben eine gute Art erfunden, wie man den Menschen die Wahrheit fein zeigen mag, ohne sie ihnen grob ins Gesicht zu sagen. Sie hielten ihnen nämlich einen wunderbarlichen Spiegel vor, darin allerlei Gethier und seltsame Dinge vor das Auge kamen und ein eben so ergötzliches als erbauliches Spiel machten. Das nannten sie eine Fabel, und was nun die Thiere Thörichtes oder Kluges darin verrichteten, das mochten die Menschen auf sich beziehen und bei sich denken: Die Fabel geht dich an. Und also konnte es Niemand für ungut nehmen. Als zum Exempel.

2. Da waren zwei Berge, und auf jedem Berge ſtand ein Schloß, und ein Hund durchlief das Thal und ſchnüffelte vor ſich hin, als ſuche er Rebhühner oder Mäuſe, um ſeinen Hunger zu ſtillen.

3. Da erklingt auf einmal die Trompete auf dem einen Schloß, wie dies in derſelbigen Zeit zu geſchehen pflegte, wenn zum Eſſen gerufen wurde, und der Hund läuft ſogleich den Berg hinauf, um hier etwas zu erſchnappen. Wie er aber auf der Mitte des Berges iſt, da hört der Trompeter auf zu blaſen, und es fängt der Trompeter auf dem andern Schloſſe an.

4. Da denkt der Hund: Hier hat man ſchon gegeſſen, und dort wird man eſſen; und ſpringt wieder herab und den andern Berg hinauf. Jetzt aber fängt der erſte wieder zu trompeten an, und der andere hört auf; und der Hund läuft nun wieder herab und wieder hinauf, und macht ſo fort, bis endlich alle beide Trompeter ſtill ſchweigen, und die Mahlzeit da und dort vorüber iſt.

Elfte Lektion. [XI.]

18. Bild des menſchlichen Lebens.

(Von Jakobs.)

Im Oſten erhob ſich der Mond und ſchwamm wie ein leichter Nachen in dem Wiederſchein des Abendroths. Die Kinder zeigten ihn ihrem Vater. „Wie ſchön und zart iſt er," ſagte Alwin; „ſo ſieht er nicht immer aus! „„Er iſt in ſeiner Kindheit,"" erwiderte der Vater. „„Mit jedem Tage wird er wachſen, und ſein Licht wird zunehmen, bis er uns die ganze volle Scheibe zeigt. Vielleicht werden ihn bisweilen Wolken bedecken und er wird ſein Angeſicht gleichſam verhüllen. Nach einiger Zeit wird er wieder abnehmen und kleiner werden, bis er endlich ganz verſchwindet, um ein vollkommenes Bild des menſchlichen Lebens zu werden."" — „Ich verſtehe nicht, was du meinſt," ſagte Theodor. „O ja," fiel Alwin ein; „ich weiß, was du ſagen willſt: Der Menſch nimmt auch zu und ab, er glänzt eine Zeit lang über der Erde; dann verſchwindet er und wird im Grabe verborgen." „„Und die Wolken, die

den Mond bisweilen umhüllen?"" sagte der Vater. — „Diese weiß ich nicht zu deuten." — „„Es sind die Unfälle, die dem Menschen begegnen,"" fuhr der Vater fort. „„Kein Leben ist noch so glänzend über die Erde hinweggezogen, jedes hat seine trüben Tage gehabt. Aber an dem unschuldigen und guten Menschen ziehen die Wolken vorüber, und die Ruhe seiner Seele bleibt ungestört. Und wenn er endlich vor unsern Augen verschwindet, so geht er nicht zu Grunde, sondern strahlt in einer andern Gegend ewig dauernd und unveränderlich.""

19. Das Riesenspielzeug.

(Nach Gebr. Grimm.)

Auf der Burg Nideck, die auf einem hohen Berge im Elsaß liegt, waren die Ritter vor Zeiten große Riesen. Einmal ging das Riesenfräulein herab ins Thal, wollte sehen, wie es da unten wäre, und kam aus dem Walde auf ein Ackerfeld, das gerade von den Bauern bestellt ward. Da blieb das Riesenfräulein vor Verwunderung stehen und schaute den Pflug an und die Pferde und Leute, das ihr alles etwas Neues war. „Ei," sprach sie, „das ist ein niedliches Spielzeug, das nehme ich mir mit." Und ging herzu, kniete zur Erde, spreitete ihre Schürze aus, strich mit der Hand über das Feld, fing Alles zusammen und that's hinein. Nun lief sie fröhlich nach Haus, den Felsen hinauf springend. Wo der Berg so jäh ist, daß ein Mensch mühsam klettern muß, da that sie einen Schritt und war oben. Der Ritter saß grade am Tische, als sie eintrat. „Ei mein Kind," sprach er, „was bringst du da, die Freude schaut dir ja aus den Augen heraus!" Sie machte geschwind ihre Schürze auf und ließ ihn hinein sehen. „Was hast du so Zappeliges darin?" „Ei, Vater, gar zu artiges Spielding! so was Schönes hab' ich mein Lebtag noch nicht gehabt!" Darauf nahm sie Eins nach dem Andern heraus und setzte es auf den Tisch: den Pflug, die Bauern mit ihren Pferden; lief herum, schaute es an, lachte und schlug vor Freude in die Hände, wie sich das kleine Wesen darauf hin und her bewegte. Der Vater aber sprach: „Kind, das ist kein Spielzeug, da hast du was

Schönes angerichtet! Gehe nur gleich und trag's wieder hinab ins Thal." Das Fräulein weinte, es half aber nichts. „Mir iſt der Bauer kein Spielzeug," ſagte der Ritter ernſthaftig, „ich leid's nicht, daß du mir murrſt, krame Alles ſachte wieder ein und trag's an den nämlichen Platz, wo du's genommen haſt. Baut der Bauer nicht ſein Ackerfeld, ſo haben wir Rieſen nichts zu leben auf unſerm Felſenneſt."

Zwölfte Lektion. [XII.]

20. Der Tanzbär.

(Von Gellert.)

1. Ein Bär, der lange Zeit ſein Brod ertanzen müſſen,
entrann und wählte ſich den erſten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küſſen
und brummten freudig durch den Wald;
und wo ein Bär den andern ſah,
ſo hieß es: Petz iſt wieder da!
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
für Abenteuer ausgeſtanden,
was er geſehn, gehört, gethan,
und fing, da er vom Tanzen red'te,
als ging' er noch an ſeiner Kette,
auf polniſch ſchön zu tanzen an.

2. Die Brüder, die ihn tanzen ſahn,
bewunderten die Wendung ſeiner Glieder,
und gleich verſuchten es die Brüder.
Allein, anſtatt wie er zu gehn,
ſo konnten ſie kaum aufrecht ſtehn,
und mancher fiel die Länge lang darnieder.
Um deſto mehr ließ ſich der Tänzer ſehn;
doch ſeine Kunſt verdroß den ganzen Haufen.
Fort, ſchrieen alle, fort mit dir!
Du Narr willſt klüger ſein als wir? —
Man zwang den Petz, davon zu laufen.

21. Kindesundank.

1. Man findet gar oft, daß Menschen im Alter von ihren Kindern wieder eben so behandelt werden, wie sie einst ihre alten und kraftlosen Eltern behandelt haben. Es geht auch begreiflich zu. Die Kinder lernen's von den Eltern. Sie sehen's und hören's nicht anders und folgen dem Beispiel.

2. Ein wohlhabender Bürger, ein rechtschaffener, aber etwas wunderlicher Mann, hatte sein einträgliches Gewerbe früh seinem einzigen Sohne abgetreten und fürchtete nicht, der Sohn werde es ihm mit Undank vergelten. Aber dem Sohne ward es zu schwer, die Launen des Vaters zu ertragen, und er schickte ihn endlich in das Hospital, wo mehrere bejahrte Männer und Frauen auf Kosten ihrer Anverwandten verpflegt wurden; da, meinte er, könne sein Vater ganz nach seinem eigenen Willen leben und seine Tage in Ruhe beschließen. Der Alte ließ es sich gefallen und wollte nicht den eigenen Sohn vor der Welt des Undanks beschuldigen. Nach einiger Zeit klagte aber der Alte oft über Frost und ließ den Sohn um einige wollene Decken bitten, damit er sich Nachts besser erwärmen möge. Der Sohn schickte ihm auch wirklich zwei Decken durch seinen achtjährigen Knaben, den Enkel des alten Hospitaliten *). Aber der Knabe brachte dem Großvater nur die eine der beiden Decken, die andere legte er sorgsam zusammen und verwahrte sie in einer Lade.

3. „Warum hast du das gethan?" fragte ihn der Vater voller Verwunderung. „Aus Vorsicht," war die Antwort des Knaben; „denn wenn Ihr, Vater, im Hospital sein werdet und wenn's Euch dann frieren wird, wie jetzt den Großvater, da will ich Euch dann auch eine wollene Decke schicken." Die Antwort des Knaben fiel dem Manne schwer auf das Herz, und noch an demselbigen Tage holte er den Vater aus dem Hospital zurück, pflegte ihn bis an sein Ende und ertrug alle seine Launen, wie ein Sohn des Vaters Launen ertragen soll.

*) Eine Person die im Hospitale verpflegt wird.

Dreizehnte Lektion. [XIII.]

22. Der Edelknabe.

1. Ein berühmter preußiſcher General war in ſeiner Jugend Edelknabe an dem Hofe Friedrichs des Großen. Er hatte keinen Vater mehr, und ſeine Mutter nährte ſich in ihrem Wittwenſtande kümmerlich. Als guter Sohn wünſchte er, ſie unterſtützen zu können; aber von ſeinem Gehalte ließ ſich nichts entbehren. Doch fand er endlich ein Mittel, etwas für ſie zu erwerben. Jede Nacht mußte einer von den Edelknaben in dem Zimmer vor dem Schlafgemache des Königs wachen, um dieſem aufzuwarten, wenn er etwas verlangte. Manchen war dieſes zu beſchwerlich, und ſie übertrugen daher, wenn die Reihe ſie traf, ihre Wachen gern einem Andern. Der arme Page (ſprich Paſche, Edelknabe) fing an, dieſe Wachen für Andere zu übernehmen; ſie wurden ihm vergütet, und das Geld, welches er dafür erhielt, ſchickte er dann ſeiner Mutter.

2. Einſt konnte der König des Nachts nicht ſchlafen und wollte ſich etwas vorleſen laſſen. Er klingelte, er rief; allein es kam Niemand. Endlich ſtand er ſelbſt auf und ging in das Nebenzimmer, um zu ſehen, ob kein Page da wäre. Hier fand er den guten Jüngling, der die Wache übernommen hatte, am Tiſche ſitzen. Vor ihm lag ein Brief an ſeine Mutter, den er zu ſchreiben angefangen hatte; allein er war während des Schreibens eingeſchlafen. Der König ſchlich herbei und las den Anfang des Briefes, welcher ſo lautete: „Meine beſte, geliebteſte Mutter! Jetzt iſt es nun ſchon die dritte Nacht, da ich für Geld Wache halte. Beinahe kann ich es nicht mehr aushalten. Indeß freue ich mich, daß ich nun wieder zehn Thaler für Sie verdient habe, welche ich Ihnen hierbei ſchicke.“ Gerührt über das gute Herz des Jünglings, ließ der König ihn ſchlafen, ging in ſein Zimmer, holte zwei Rollen mit Dukaten*), ſteckte ihm in jede Taſche eine, und legte ſich wieder zu Bette.

3. Als der Edelknabe wieder erwachte und das Geld in ſeinen Taſchen fand, konnte er wohl denken, wo es hergekommen ſei. Er freute ſich zwar darüber, weil er nun ſeine Mutter beſſer unterſtützen konnte, doch erſchrak er auch zugleich, weil der König ihn ſchlafen gefunden hatte.

*) Ein Dukate iſt eine Goldmünze von dem Werth von $2.

Am Morgen, sobald er zum Könige kam, bat er wegen seines Dienstfehlers demüthig um Vergebung und dankte ihm für das gnädige Geschenk. Der gute König lobte seine kindliche Liebe, ernannte ihn sogleich zum Offizier und schenkte ihm noch eine Summe Geldes, um sich alles anzuschaffen, was er zu seiner neuen Stellung brauchte. Der treffliche Sohn stieg hernach immer höher und diente den preußischen Königen als ein tapferer General bis in sein hohes Alter. — Sir. 3, 16.: Der Wohlthat, den Eltern erzeigt, wird nimmermehr vergessen werden.

23. Der Bauer und sein Sohn.

(Von Gellert.)

1. Ein guter, dummer Bauernknabe, den Junker Hans einst mit auf Reisen nahm, und der, trotz seinem Herrn, mit einer guten Gabe, recht dreist zu lügen, wieder kam, ging kurz nach der vollbrachten Reise mit seinem Vater über Land. Fritz, der im Gehn recht Zeit zum Lügen fand, log auf die unverschämt'ste Weise. „Ja, Vater," rief der unverschämte Knabe, „ihr mögt es glauben oder nicht, so sag' ich's euch und Jedem ins Gesicht, daß ich einst einen Hund bei — Haag gesehen habe, hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt, der — ja! ich bin nicht ehrenwerth, wenn er nicht größer war als euer größtes Pferd."

2. „Das," sprach der Vater, „nimmt mich Wunder; wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge sehn. Wir, zum Exempel, gehn jetzunder und werden keine Stunde gehn, so wirst du eine Brücke sehn, wir müssen selbst darüber gehn, die hat dir Manchen schon betrogen; denn überhaupt soll's dort nicht gar zu richtig sein: auf dieser Brücke liegt ein Stein, an den stößt man, wenn man denselben Tag gelogen, und fällt und bricht sogleich ein Bein."

3. Der Bub' erschrak, sobald er dies vernommen. „Ach!" sprach er, „lauft doch nicht so sehr! Doch, wieder auf den Hund zu kommen, wie groß sagt' ich, daß er gewesen wär'? Wie euer großes Pferd? Dazu will viel gehören. Der Hund, jetzt fällt mir's ein, war erst ein halbes Jahr. Allein das wollt' ich wohl beschwören, daß er so groß als mancher Ochse war."

4. Sie gingen noch ein gutes Stücke; doch Fritzen ſchlug das Herz; wie konnt' es anders ſein? Denn Niemand bricht doch gern ein Bein. Er ſah nunmehr die richteriſche Brücke und fühlte ſchon den Beinbruch halb. „Ja, Vater," fing er an, „der Hund, von dem ich red'te, war groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte, ſo war er doch viel größer als ein Kalb."

5. Die Brücke kommt, Fritz! Fritz! wie wird dir's gehen! Der Vater geht voran; doch Fritz hält ihn geſchwind. „Ach, Vater!" ſpricht er, „ſeid kein Kind und glaubt, daß ich dergleichen Hund geſehen. Denn kurz und gut, eh' wir darüber gehen: der Hund war nur ſo groß, wie alle Hunde ſind."

Vierzehnte Lektion. [XIV.]

24. Der Froſch und die Maus.

1. Eine Maus wäre gern über ein Waſſer geweſen und konnte nicht, und bat einen Froſch um Rath und Hülfe. Der Froſch war ein Schalk und ſprach zur Maus: Binde deinen Fuß an meinen Fuß, ſo will ich ſchwimmen und dich hinüber ziehen.

2. Da ſie aber aufs Waſſer kamen, tauchte der Froſch unter und wollte die Maus ertränken. Indem aber die Maus ſich wehret und arbeitet, fliegt ein Weihe daher und erhaſchet die Maus, zieht aber auch den Froſch mit heraus und verzehret ſie beide.

25. Zufriedenheit.

1. Ein weiſer Mann erzählt von ſich: Ich habe mich in keiner Widerwärtigkeit ſehr gegrämt, es mochte mir auch ſo ſchlimm gehen, als es wollte, außer ein einziges Mal, als ich barfuß gehen mußte, weil ich nicht ſo viel Geld hatte, mir Schuhe zu kaufen.

2. Ich ging ganz traurig in einen Tempel und traf hier einen Menſchen, der keine Füße hatte. Als ich ihn ſah, war ich mit meinen bloßen Füßen gerne zufrieden, und ich dankte meinem Gott herzlich, daß ich, wenn ſchon ohne Schuhe, doch gehen konnte. Der unglückliche Menſch wäre ja gerne barfuß gegangen, wenn er nur Füße gehabt hätte.

Fünfzehnte Lektion. [XV.]

26. Der Wolf und der Mensch.

1. Der Fuchs erzählte einmal dem Wolfe von der Stärke des Menschen. Kein Thier, sagte er, könne ihm widerstehen, und sie müßten List gebrauchen, um sich vor ihm zu retten. Da antwortete der Wolf: „Wenn ich nur einmal einen zu sehen bekäme, ich wollte doch wohl auf ihn losgehen!" „Dazu kann Rath werden," sagte der Fuchs, „komm nur morgen früh zu mir, so will ich dir einen zeigen." Der Wolf stellte sich frühzeitig ein, und der Fuchs ging mit ihm an den Weg, wo der Jäger alle Tage herkam. Zuerst kam ein alter abgedankter Soldat. „Ist das ein Mensch?" fragte der Wolf. „Nein," antwortete der Fuchs, „das ist einer gewesen." Darnach kam ein kleiner Knabe, der zur Schule wollte. „Ist das ein Mensch?" — „Nein, das will erst einer werden." Endlich kam der Jäger, die Doppelflinte auf dem Rücken und den Hirschfänger an der Seite. Da sprach der Fuchs zum Wolfe: „Siehst du, dort kommt ein Mensch, auf den mußt du losgehen, ich aber will mich fort in meine Höhle machen."

2. Der Wolf ging nun auf den Menschen los. Der Jäger, als er ihn erblickte, sprach: Es ist Schade, daß ich keine Kugel geladen habe; doch legte er an und schoß dem Wolfe das Schrot ins Gesicht. Der Wolf verzog das Gesicht gewaltig, doch ließ er sich nicht schrecken und ging vorwärts. Da gab ihm der Jäger die zweite Ladung. Der Wolf verbiß den Schmerz und rückte dem Jäger doch zu Leibe. Da zog dieser seinen Hirschfänger und gab ihm links und rechts tüchtige Hiebe, daß er über und über blutend und heulend zum Fuchse zurücklief.

3. „Nun, Bruder Wolf," sprach der Fuchs, „wie bist du mit dem Menschen fertig geworden?" „Ach," antwortete der Wolf, „so hab ich mir die Stärke des Menschen nicht vorgestellt. Erst nahm er einen Stock von der Schulter und blies hinein; da flog mir Etwas ins Gesicht, das kitzelte mich ganz entsetzlich. Darnach blies er noch einmal in den Stock, da flog mir's um die Nase, wie Blitz und Hagelwetter; und wie ich ganz nahe war, da zog er eine blanke Rippe aus dem Leibe; damit hat er so auf

mich losgeſchlagen, daß ich beinahe todt liegen geblieben wäre." — „Siehſt du," ſprach der Fuchs, „was für ein Prahlhans du biſt?"

27. Der Alte und ſein Sohn.

(Von F. V. L. Canitz.)

1. Merk' auf, ich bitte dich, wie's jenem Alten ging,
der, um die Welt zu ſehn, noch an zu wandern fing.
Ein Eſel trug ihn fort, ſein Sohn war ſein Gefährte.
Als nun der ſanfte Ritt kaum eine Stunde währte,
hielt ihn ein Reiſender mit dieſen Worten an:
„Was hat Euch, lieber Mann, das arme Kind gethan,
daß Ihr's laßt neben Euch auf ſchwachen Füßen traben?"
Da ſtieg der Vater ab und wich dem müden Knaben.

2. Doch, als er dergeſtalt die Liebe walten ließ,
ſah er, daß man hernach mit Fingern auf ihn wies.
„Ihr könntet ja mit Recht," hört er von andern Leuten,
zum wenigſten zugleich mit Eurem Buben reiten."
Er folgte dieſem Rath; und als er weiter kam,
erfuhr er, daß man ihm auch dieſes übel nahm.
Es ſchrie der ganze Markt: „Ihr thut dem Thiere Schaden!
Wer wird in aller Welt ſein Vieh ſo überladen?"
Der Alte, der noch nie die Welt ſo wohl gekannt,
nahm ſeinen Weg zurück, wie er's am beſten fand,
und ſagte: Sollt' ich mich in alle Menſchen ſchicken,
ſo packten ſie mir gar den Eſel auf den Rücken.

Sechzehnte Lektion. [XVI.]

28. Denkſprüche.

1. Arbeite gern, ſo hilft dir Gott;
wer faul iſt, hat nur Schand' und Spott.

2. Dein Hauptgeſchäft auf Erden
ſei: weiſer und ſtets beſſer werden.

3. Verſprechen und Halten
ziemt Jungen und Alten.

4. Es ſei dir Nichts ſo ſehr als Eigenſinn verhaßt;
durch ihn wird man der Welt, ſo wie ſich ſelbſt zur Laſt.

5. Die Wahrheit rede ſtets, und wag' es nie zu lügen;
du kannſt die Menſchen zwar, doch niemals Gott betrügen.

6. Gieb Acht, daß nie dein Herz den weiſen Spruch vergeſſe:
„Man iſſet, daß man lebt, und lebt nicht, daß man eſſe."

7. Hilf den Bekümmerten mit Worten und mit Händen;
gieb reichlich und gieb gern, doch ohne zu verſchwenden.

8. Nimm auch dem kleinſten Wurm ohn' Urſach nicht ſein Leben;
er hat es nicht von dir, Gott hat es ihm gegeben.

9. Nie freut ein guter Menſch ſich bei des Andern Leiden;
er weint bei Andrer Schmerz, iſt froh bei Andrer Freuden.

10. Iſt es dir angenehm, wenn dich die Eltern lieben,
ſo mußt du ſie auch nie durch Eigenſinn betrüben.

29. Räthſel.

(Von Caſtelli.)

1. Es ſind zwei kleine Fenſterlein
in einem großen Haus:
da ſchaut die ganze Welt hinein,
die ganze Welt heraus.

2. Ein Maler ſitzet immerd'rin,
malt, was der Erde Schoos
umfaſſet, auf ein Fleckchen hin,
wie eine Erbſe groß.

3. Auch was der Hausherr denkt und ſieht,
malt er ans Fenſter an,
daß Jeder, der vorüber geht
es deutlich ſehen kann.

4. Und freut der Herr im Hauſe ſich,
und nimmt der Schmerz ihn ein,
dann zeigen öfters Perlen ſich
an beiden Fenſterlein.

5. Iſt's ſchönes Wetter, gute Zeit,
da ſind ſie hell und lieb;
wenn's aber fröſtelt, ſtürmt und ſchneit,
dann werden ſie gar trüb.

6. Und geht des Hauſes Herr zur Ruh',
nicht braucht er dann ein Licht;
dann ſchlägt der Tod die Laden zu,
und ach, das Fenſter bricht.

30. Der edle Feldherr.

Der Feldherr Antigonus hörte einſt vor ſeinem Zelte zwei Soldaten ſehr ſchimpflich von ſich reden. Nachdem er eine Weile zugehört hatte, trat er hinaus und ſprach zu ihnen: „Wenn ihr ſo von mir reden wollt, ſo geht wenigſtens auf die Seite, damit ich es nicht höre."

31. So geht's dem Neugierigen.

König Heinrich der Vierte von Frankreich rüſtete ſich zu einem Kriege. Niemand wußte, gegen wen. Einer von den neugierigen Hofleuten fragte ihn geradezu, als er allein mit ihm war. „Kannſt du ſchweigen?" fragte der König. — „O, gewiß, Eure Majeſtät!" — „Ich auch!" ſagte der König und ließ ihn ſtehen.

Siebenzehnte Lektion. [XVII.]

32. Seelengröße einer Dienſtmagd.

1. Ein Müller in Franken hörte des Abends ſeinen Hund, der gewöhnlich angelegt war, mit der Kette durchs Haus raſſeln und befahl ſeiner Magd, ihn wieder anzuketten. Kaum aber war ſie aus der Stube getreten, als ſie vom Hunde angefallen und durch einige Biſſe verwundet wurde. Auf ihr Geſchrei wollte der Müller mit den Seinigen zu Hülfe eilen; ſogleich aber faßte ſie ſich, riß die Thür zu und rief: „Bleibt! bleibt! der Hund iſt toll! Ich bin ſchon gebiſſen und will ihn allein anlegen!"

2. Sie schleppte ihn mit sich fort und empfing noch einige Wunden, ohne ihn loszulassen. Sie band ihn an, und so wurde er getödtet. Der Müller eilte sogleich nach einem Arzte; die Wunden der armen Magd aber waren zu zahlreich, als daß man hätte hoffen können, das Eindringen des Wuthgiftes ganz zu hindern. Sie selbst gab sogleich alle Hoffnung auf, ging ruhig in ihre Kammer, warnte noch Jedermann, ihr, wenn die schrecklichen Wirkungen des Giftes sich äußern sollten, zu nahe zu kommen und erwartete nun mit Ergebung ihr Schicksal. Nach einigen Tagen zeigten sich die ersten Anfälle, aber, ohne daß diese zu einem allzuheftigen Ausbruch kamen, gab sie, von allen edlen Menschen bewundert und beweint, ihren Geist auf.

33. Spiele nicht mit Schießgewehren.

1. Zu Paris in Frankreich lebte ein Kaufmann, der kürzlich noch zwei Söhne hatte. Der älteste war ungefähr sieben, der jüngste erst sechs Jahr alt. Beide wurden von ihren Eltern auf das zärtlichste geliebt. Ihr Vater, der Kaufmann, mußte oft in Geschäften große Reisen zu Pferde machen und pflegte alsdann zu seiner Sicherheit ein Paar geladene Pistolen mit sich zu führen. Wenn er zurückkam, schoß er dieselben gemeiniglich los, oder zog die Ladung zu Hause heraus, damit Niemand sich oder Andern Schaden damit thun möchte. Dessen ungeachtet hatte er seinen Söhnen ein- für allemal verboten, sowohl die Pistolen, als auch irgend ein anderes Schießgewehr in die Hand zu nehmen, weil Kinder damit noch nicht umzugehen wissen, und sich oder Andere leicht verletzen können. Ueberhaupt gab er ihnen die Regel, auch wenn sie erwachsen sein würden, mit dergleichen Gewehren niemals zu spaßen, weil daraus schon oft großes Unglück entstanden sei.

2. Vor einiger Zeit kam dieser Kaufmann von einer Reise zurück, aber weil er in Kurzem wieder aufs neue abzureisen gedachte, so hatte er diesmal die Pistolen nicht abgeschossen. Er legte sie in seine Kammer. Daß seine Söhne sie da anrühren würden, besorgte er nicht; denn er hatte es ihnen ja ein- für allemal verboten. Aber was geschah? Am folgenden Morgen, da der Vater ausgegangen war, spielten Wilhelm und Christian (so hießen die beiden Knaben) in eben dieser Kammer. Die Pistolen lagen auf dem Tische. „Laß uns einmal Soldaten spielen!“ sagte Wilhelm zu seinem jüngern Bruder, indem er eine der Pistolen in die Hand nahm und ihm die andere reichte.

3. „Du!“ antwortete Chriſtian, „weißt du nicht, daß es uns verboten iſt, die Piſtolen anzurühren?“

4. „Wohl wahr,“ ſagte Wilhelm; „aber wir wiſſen ja, daß ſie nicht geladen ſind, denn der Vater ſagte ja neulich, daß er ſie immer erſt abſchieße, ehe er nach Hauſe komme. Und verderben werden wir ja auch Nichts daran! Sieh'nur, ich weiß ſchon recht gut, wie man den Hahn aufziehen muß,“ — und ſo zog er den Hahn an beiden Piſtolen auf. — „Vater wird wohl nur gemeint haben, daß wir keine geladene Piſtolen anfaſſen ſollen. — Nun ſtelle dich dahin, und gieb Acht, wie ich commandire! Wenn ich Feuer rufe, ſo mußt du abdrücken.“

5. So ſtanden Beide einander gegenüber, und Wilhelm commandirte: „Achtung! — Präſentirt das Gewehr! — Legt an! — Feuer!“

6. Mit dieſem Worte drückten Beide los, und Beide fielen nieder und wälzten ſich in ihrem Blute.

7. Auf den Knall der beiden Piſtolen kam die Mutter voll Beſtürzung herbeigerannt, und — o Himmel! welch ein Anblick! Ohnmächtig ſank ſie, nachdem ſie von Chriſtian in wenigen abgebrochenen Worten den Hergang der Sache vernommen hatte, bei ihren Kindern nieder, die in demſelben Augenblicke den letzten Athemzug thaten. Da ſie von dem herbeigelaufenen Geſinde wieder zu ſich ſelbſt gebracht wurde, waren ihre Söhne ſchon verſchieden.

8. Den lauten Jammer der Mutter, welcher nun erfolgte, und das ſtumme Härmen des unglücklichen Vaters, dem bei ſeiner Nachhauſekunft der bloße Anblick ſeiner im Blute liegenden Söhne die ganze Geſchichte ſagte, kann keine Feder beſchreiben.

Achtzehnte Lektion. [XVIII.]

34. Der Löwe und der Fuchs.

(Von Gleim.)

1. „Herr Löwe,“ ſprach der Fuchs, „ich muß es dir nur ſagen, mein Verdruß nimmt ſonſt kein Ende: Der Eſel ſpricht von dir nicht gut; er ſagt, was ich an dir zu loben fände, das wüßt' er nicht; auch gäbſt du keine Proben von Großmuth und Gerechtigkeit; du würgteſt ohne Unterſchied; er könne dich nicht loben.“

2. Ein Weilchen ſchwieg der Löwe ſtill; dann ſprach er: „Fuchs, der ſpreche, was er will; denn was von mir ein Eſel ſpricht, das acht' ich nicht!“

35. Die gelegene Zeit.

1. Ein fleißiger Landmann, der immer darauf bedacht war, sein Feld zu verbessern, hatte einige Aecker, die mit Kieselsteinen wie besäet waren. Diese mußten weggeräumt werden. Und er vertheilte die Arbeit unter seine Kinder, daß sie die Steine zusammenlesen und wegtragen möchten.

2. Es war schönes Frühlingswetter. Da sprach er zu den Kindern: „Machet euch jetzt an die Arbeit, weil es gelegene Zeit und die Witterung günstig ist.“ Und sie machten sich auch frisch und fröhlich daran, bis auf Franz, der die Arbeit aufschob und sich mit mancherlei Spielen in Gesellschaft Anderer belustigte. Schon hatten sie ihr Geschäft vollendet, als Franz noch keinen Anfang damit gemacht hatte. „Wann willst du,“ fragten sie ihn, „die Steine vom Acker lesen? Siehe, wir sind schon längst mit der Arbeit fertig, und du hast noch nicht einmal einen Anfang gemacht!“ — „O!“ sprach er, „ist nicht das Jahr lang und der Sommer vor der Thür? Was gilt's, da werde ich in einem Tage mehr zu Stande bringen, als ihr in einer ganzen Woche habt fertig bringen können.“

3. Als aber die Sonne höher am Himmel stieg, und die Luft und der Erdboden erhitzt ward durch ihre Strahlen, scheute er sich; denn die Arbeit war ihm zu schwer, und der Schweiß floß ihm von der Stirne, wenn er's versuchte, und er erlag unter der mühenden Last. Da sprach er bei sich selbst: „Ich will harren, bis die kühle Herbstzeit kommt; dann wird dies Geschäft mir leicht sein, und ich werde es ohne Beschwerde vollenden.“ So verstrich der Sommer, und die Luft ward abgekühlt durch den Wind, der von Norden her wehete. Nun wollte er sich wirklich mit Eifer daran machen.

4. Aber siehe, kaum hatte er angefangen, so vertrieben ihn heftige und anhaltende Regengüsse von seiner Arbeit, und er kehrte durchnäßt vom Felde heim. „Auch diese werden aufhören,“ sprach er, „wie viele schöne und heitere Tage bringt nicht der Winter, wenn der Herbst mit seinen rauhen Stürmen vorüber ist.“ — So sprach er, und der Winter nahete sich.

5. Als nun die Luft sich erheitert hatte, und die Stürme schwiegen, und die Sonne vom unbewölkten Himmel herabschien, eilte er hinaus auf den Acker. Aber mit welcher Bestürzung nahm er seinen Irrthum und seine Thorheit zu spät wahr! Die Steine abzulesen war ihm jetzt unmöglich, denn der Frost hatte den Erdboden verschlossen und hielt die Steine darin gefangen, und er mußte nach Hause zurückkehren.

Neunzehnte Lektion. [XIX.]

36. Die beiden Bauern.

(Von Pfeffel.)

Zwei Bauern, Hein und Kilian,
die nachbarlich auf einen Jahrmarkt ſtiegen,
durchſtrichen einen Wald. Hein ging voran.
Jetzt ſah er einen Sack mit Geld im Graſe liegen;
er rafft ihn gierig auf und ſteckt ihn lächelnd ein.
Das war ein ſchöner Fund, Herr Vetter Hein!
ſprach Kilian, der hilft uns auf die Beine!
U n s ſagt Ihr? wie verſteht ihr das?
Das rechte Wort iſt: E u ch! — Je nun, ich meine,
die Hälfte ſei für mich. — Ei Spaß!
der Fiſch iſt mein, ich hab' ihn ja gefangen!
rief Hein. Der Vetter ließ die Flügel hangen
und ſchlich ſo ſtumm, als wär' er ſelbſt ein Fiſch,
dem reichen Manne nach, als ſchnell aus dem Gebüſch
ein paar verwegne Räuber ſprangen.
Hein klapperte vor Furcht. Was fangen wir nun an?
wir ſind verloren! W i r? ſprach Kilian.
Ihr irrt euch, lieber Spießgeſelle!
Das rechte Wort iſt: I h r! — Huſch! flog er ins Gehölz.
Hein konnte gar nicht von der Stelle;
die Räuber fielen ihm mit Säbeln auf den Pelz.
Geld oder Blut! hieß es. In Todesangſt verſenket,
gab er den Schatz und obendrein ſein Kleid.

37. Die Stimme des Gewiſſens.

1. Ein reicher Mann, Namens Pohl, der mehrere Häuſer beſaß, gebot ſeinen Dienern, eine arme Wittwe ſammt ihren Kindern aus einem derſelben zu vertreiben, weil ſie den jährlichen Miethzins nicht zu zahlen vermochte. Als die Diener nun kamen, ſprach das Weib: „Ach, verziehet ein wenig; vielleicht daß euer Herr ſich unſer erbarme; ich will zu ihm gehen und ihn bitten.“

2. Darauf ging die Wittwe zu dem reichen Mann mit ihren vier Kindern (denn eins lag krank darnieder), und alle flehten inbrünſtig, ſie nicht zu verſtoßen. Pohl aber ſprach: „Meine Befehle kann ich nicht ändern, es ſei denn, daß ihr eure Schuld ſogleich bezahlet.“

3. Da weinte die Mutter und sagte: „Ach, die Pflege eines kranken Kindes hat allen meinen Verdienst verzehrt und meine Arbeit gehindert.“ Und die Kinder flehten mit der Mutter, sie nicht zu verstoßen.

4. Aber Pohl wandte sich hinweg von ihnen und ging in sein Gartenhaus und legte sich auf das Polster, um zu ruhen, wie er zu thun pflegte. Es war aber ein schwüler Tag, und dicht am Gartensaal floß ein Strom, der verbreitete Kühlung; und es war eine Stille, daß kein Lüftchen sich regte.

5. Da hörte Pohl das Gelispel des Schilfs am Ufer; aber es tönte ihm gleich dem Gewinsel der Kinder der armen Wittwe, und er ward unruhig auf seinem Polster. Darnach hörte er auf das Rauschen des Stromes, und es däuchte ihm, als ruht' er an dem Gestade eines unendlichen Meeres; und er wälzte sich auf seinem Pfühle. — Als er nun wieder horchte, erscholl aus der Ferne der Donner eines aufsteigenden Gewitters; da war es ihm, als vernähm er die Stimme des Gerichts.

6. Nun stand er plötzlich auf, eilte nach Hause und gebot seinen Knechten, der armen Wittwe das Haus zu öffnen; aber sie war sammt ihren Kindern in den Wald gegangen und nirgend zu finden. Unterdeß war das Wetter heraufgezogen, und es donnerte und fiel ein gewaltiger Regen. Pohl aber war voll Unmuths und wandelte umher.

7. Am andern Tage vernahm Pohl, das kranke Kind sei im Walde gestorben und die Mutter mit den andern hinweggezogen. Da ward ihm sein Garten sammt dem Saal und Polster zuwider, und er genoß nicht mehr der Kühlung des rauschenden Stromes.

8. Bald nachher fiel Pohl in eine Krankheit, und immer in der Hitze des Fiebers vernahm er des Schilfes Gelispel und den rauschenden Strom und das dumpfe Tosen des aufsteigenden Wetters. Also verschied er.

38. Zimmerspruch.

(Von Uhland.)

1. Das neue Haus ist aufgericht't,
gedeckt, gemauert ist es nicht,
noch können Regen und Sonnenschein
von oben und überall herein!
Drum rufen wir zum Meister der Welt,

er wolle von dem Himmelszelt
nur Heil und Segen gießen aus
hier über dieſes offne Haus.

2. Zuoberſt woll' er gut Gedeihn
in die Kornböden uns verleihn;
in die Stube Fleiß und Frömmigkeit,
in die Küche Maß und Reinlichkeit,
in den Stall Geſundheit allermeiſt,
in den Keller dem Wein einen guten Geiſt;
die Fenſter und Pforten woll' er weih'n,
daß nichts Unſeliges komm' herein
und daß aus dieſer neuen Thür
bald fromme Kindlein ſpringen für.
Nun, Maurer, decket und mauert aus!
Der Segen Gottes iſt im Haus.

Zwanzigſte Lektion. [XX.]

39. Der Hund und der Wolf.

(Von Otto, das Leſebuch ꝛc.)

1. Ein Schäfer war einſt bei ſeiner Heerde eingeſchlafen. Dies bemerkte ein Wolf und gab ſich alle Mühe, aus dieſem günſtigen Augenblicke Vortheil zu ziehen und den wachenden Hund auf die Seite zu locken. „Du läßt dir's ſauer werden, guter Phylar," ſprach der Wolf, „wahrhaftig, ich bewundere deine Geduld, deine unverbrüchliche Treue. Du biſt unaufhörlich für das Wohl deiner Heerde beſorgt; wirſt du denn des beſtändigen Wachens nicht müde?"—„Müde? ſagſt du! Seiner Pflicht darf man nicht müde werden!"

2. „Das iſt wahr," ſprach der Heuchler, „aber wer wird auch ein beſtändiger Sklave ſeiner Pflicht ſein? Siehe, das Beiſpiel deines eigenen Herrn, der ſich der ſanften Ruhe überläßt, ſollte dich lehren, nicht zu gewiſſenhaft zu ſein und mehr an dich ſelbſt zu denken." „Eben weil ich das Zutrauen meines Herrn beſitze," erwiderte der treue Phylar, „darf ich meine Pflicht um ſo weniger vernachläſſigen." — Nach dieſen Worten fing er an, ſo laut zu bellen, daß der Schäfer erwachte und vereint mit ihm die boshaften Abſichten ſeines alten Feindes vereitelte.

3. Es iſt leicht, Verſuchungen zu widerſtehen, wenn man von Treue und Rechtſchaffenheit beſeelt iſt.

40. Von großer Wichtigkeit.

(Von Samuel v. Butſchky.)

1. Eine Ameiſe ſaß auf einem Ochſenhorn, und als ſie gefragt ward, was ſie thue, antwortete ſie: „Ich ackere.“

2. Eine Mücke ſaß auf einem Heuwagen, und als es ſo ſehr ſtäubet, ſagt ſie: „wie kann ich ſo großen Staub machen!“

41. Die Sonne und die Thiere.

(Von Williamov.)

1. „O Sonne, ſcheine nicht ſo heiß;
ich muß vor Mattigkeit und Schweiß
bei meiner Arbeit ſchier erliegen!“
So rief der Eſel. —
„Dank für deinen Schein,
o Sonne!“ rief die Schlange;
„mit Vergnügen leg ich mich
Stunden lang hinein.“ —

2. Die Eule ſchrie: „Verſchone mein Geſicht
mit deinem mir verhaßten Licht,
o Sonne; kann ich doch kein Schlupfloch finden,
wohin dein Strahl nicht dringt! Ich werde noch erblinden!“—
„Wohlthät'ge Sonne, ſei mir lange noch geneigt!“
hub eine Feldmaus an, „es reifen meine Aehren;
vollauf kann ich mich wieder nähren!“ —
Die Sonne hört es an, ſcheint fort und — ſchweigt.

Einundzwanzigſte Lektion. [XXI.]

42. Der Perſer und ſeine drei Söhne.

1. Von Jahren alt, an Gütern reich,
theilt einſt ein Perſer ſein Vermögen
drei Söhnen aus, nebſt ſeinem Segen,
und theilt es unter alle gleich.
5 Noch einen Demant, ſprach der Alte,
ſeht hier, den ich für den behalte,
der mittelſt einer edlen That
darauf den größten Anſpruch hat.

Um dieſen Anſpruch zu erlangen,
hieß er die Söhne ſich zerſtreu'n.
Die Prüfungszeit war kaum vergangen,
ſo ſtellten ſie ſich wieder ein.
Hört, ſprach der älteſte der Brüder,
in Balch vertraut' ein fremder Mann
ſein Gut ohn allen Schein mir an;
ich gab es ihm getreulich wieder.
War dieſe That nicht lobenswerth? —
Du haſt gethan, was ſich gehört,
ließ ſich der Vater hier vernehmen;
wer anders thut, der muß ſich ſchämen,
denn Ehrlichkeit iſt unſre Pflicht.
Gut iſt die That, doch edel nicht.

Der zweite ſprach: Auf einer Reiſe
ſah ich, daß unachtſamer Weiſe
ein armes Kind in einen See
hinunterfiel; ich ritt daneben;
ſchnell ſprang ich nach, zog's in die Höh'
und rettete des Kindes Leben.
Ein ganzes Dorf kann Zeugniß geben. —
Du thateſt, ſprach der Greis, mein Kind,
was wir als Menſchen ſchuldig ſind.

Der jüngſte ſprach: Bei ſeinen Schafen
fand ich an eines Abgrunds Rand
einſt meinen Feind feſt eingeſchlafen;
ſein Leben war in meiner Hand;
ich weckt' ihn auf, zog ihn zurücke. —
O! rief der Greis mit holdem Blicke,
dein iſt der Ring! Ein edler Muth
thut Gutes dem, der Böſes thut.

43. Die Tochter.

(Von B. Ringwald.)

Eine fromme Tochter fürchtet Gott,
nimmt wohl in Acht das vierte Gebot,
gehorchet ihrer Eltern Rath
und hütet ſich vor böſer That.
Sie hält ſich reinlich ohne Pracht,
giebt ſorglich auf den Haushalt Acht,
greift an, nach aller Arbeit fragt,
als ob ſie ſelber wär' die Magd.

Sie ist fein munter und bescheiden
und thut hoffärtig Wesen meiden,
giebt gute Wort' ohn' falsche List
und spricht, so viel vonnöthen ist.
Sie steht nicht müßig vor der Thür',
zu warten, bis was gehet für.
Ihr bester Schmuck und schönstes Kleid
ist ihre Zucht und Ehrbarkeit.
Ein' solche Tochter wohl geziert
an allem Ort geehret wird.
Und ihre Demuth wohl erwogen,
wird sie viel andern vorgezogen.

Zweiundzwanzigste Lektion. [XXII.]

44. Der Segen des Großvaters.

(Von Berthold Auerbach.)

1. An stillen Sommernachmittagen, wenn Alles im Felde war, saß ich oft bei meinem Großvater auf der Steinbank unter der Gemeindelinde. Ich hütete mein kleines Schwesterchen, das jetzt schon lange beim Großvater ist. Da kam der alte Martin auch oft und setzte sich zum Großvater. Ich sehe ihn noch, wie er, die beiden Hände zwischen die Kniee geklemmt, gebückt da sitzt. Der Großvater sprach wenig und der Martin auch. Nur bisweilen fing dieser an über alle Leute im Dorfe loszuziehen und sie schlecht zu machen. Dabei hatte er immer die Redensart: „Ich bin der deutsche Michel, ich sage Alles gerade heraus." Da sagte einmal der Großvater: „Sagt's lieber gerade in Euch hinein, seid der deutsche Michel gegen Euch selber und seht, wie es da aussieht." Wenn der Martin jetzt einmal von ferne kam, so sagte der Großvater meist zu mir: „Geh' du jetzt heim, gieb mir die Marie auf den Schooß und führe du die Ziege hinaus."

2. Der Großvater trank gern Ziegenmilch und deßwegen hielten wir neben unsern acht Kühen eine Ziege; die Versorgung derselben war mein Amt. Wenn ich nun draußen an den Halden*) und Hecken die Ziege am Seile hielt und sie frische saftige Läublein verschmauste, da dachte ich oft: „Ah! das giebt gute Milch und das wird dem Großvater wohl schmecken." Da war ich dann seelenvergnügt. Ich merkte mir die Stauden, die, wie man sagt, gute Milch geben. Ich

*) Halde heißt Abhang, auch ein Haufen Erde, der kein Erz enthält.

vermied ſorgfältig den aufgeſchoſſenen hohlen Hollunder und leukte meine Untergebene dahin, wo ſie die nahrhaften Spitzen der Buchenhecken, des Flieders, der Haſelſtaude u. ſ. w. nahe hatte, oder, auf die Hinterfüße geſtellt, erſchnappen konnte.

3. Meine ruhigſte Zeit war, wenn die Ziege ihre roh verzehrte Speiſe ſich kochte oder, wie man's nennt, wiederkäute. Da legte ich mich auch nieder und ließ mich von der Sonne beſcheinen, oder ging nach Vogelneſtern aus. — Bisweilen, wenn ich an der Halde am Speckfelde meine Ziege hütete, kam auch der Großvater zu mir heraus, ſetzte ſich zu mir und erzählte mir allerlei Geſchichten. Ich ſah den Großvater meiſt ſchon lange, wie er durch die Wieſe daherſchritt. Er ging langſam, aber aufrecht, nur bisweilen blieb er ſtehen und ſcharrte mit dem Fuße die Steine hinweg, die in dem Fußweg lagen. Der gute, alte Mann! Er bahnte noch gern Anderen den Weg, daß ſie ohne Hinderniß weiter ſchreiten konnten. — Wenn ich ihn ſo von ferne kommen ſah, jubelte Alles in mir und ich fing an laut zu jodeln und zu rufen, daß mich die Ziege oft verwundert anſah, dann aber ſchnell wieder weiter fraß. Oft dauerte mir's aber zu lang, bis der Großvater daherſchlich. Ich band meine Ziege an einen Baum oder Strauch, ſprang dem Großvater entgegen und führte ihn an der Hand. Dann ließ er mich bisweilen los, und ich mußte die Steine aus dem Wieſenweg auf die Straße tragen. Wie ſelig ſaßen wir dann bei einander!

4. Das fromme Leben des Großvaters beſchloß ein heiliger Tod. Noch jetzt in dieſem Augenblicke fühl' ich ſeine Hand auf meinem Haupte, und es iſt mir, als ob mich ein Geiſt berührte, ein milder, ſegnender Geiſt. — Es war bei der zweiten Heuerndte, als der Großvater zum letzten Male im Felde war. Der ſtarke Duft des Heues mochte den ſiebenundachtzigjährigen Greis betäubt haben; er fiel ohnmächtig nieder. Er wurde nun nach Hauſe getragen, und als ich aus der Schule kam, eilte ich gleich zu ihm. Er taſtete mit zitternder Hand nach mir und hielt mich feſt. Ich mußte fortan aus der Schule und immer beim Großvater bleiben. Am fünften Tage ſeines Krankenlagers, Freitag Morgens, ſagte er zu mir: „Lies mir aus der Schrift vor.“ — Ich mußte ihm die Bibel auf das Bett reichen und er ſchlug auf. War es Zufall oder eine verborgene Fügung? Ich las zuoberſt die Stelle: „Da nun die Zeit herbeikam, daß Israel ſterben ſollte,“ — ich weinte, ich durfte nicht weiter leſen, ſondern mußte alle Hausgenoſſen herbeirufen. Und der Großvater ſprach: „Adam, richte mich im Bette auf, ich will zu Euch ſprechen!“

5. Mein Oheim Adam that, wie ihm befohlen, und stellte sich hinter das Bett, und der Großvater fuhr fort: „Adam, du bist mein jüngster Sohn, du hast viel Kummer über mich gebracht. Ich vergebe dir von ganzer Seele. Du hast ein starkes Herz und einen mächtigen Geist, sei Herr über sie. Siehe das Pferd mit seinen schnellen Füßen, und man legt ihm Zügel und Gebiß an. Der Geist der Ruhe und Liebe ruhe auf dir, mein lieber Sohn. Gott segne dich." —

6. Adam preßte die Hände und den Mund zusammen und athmete laut und gewaltig. Und der Großvater fuhr fort und rief meinen Vater zu sich und sagte: „Johannes, dir ist ein ruhig Leben beschieden; du bist fromm und geduldig und deine Hand zögert. Laß Adam deine Hand sein, und er thue, wie ihr mit einander berathet. Sei stark im Thun, wie du im Dulden bist. Haltet treu zusammen, ihr Brüder, gedenket eures Vaters auf Erden und im Himmel und seid einig in ihm."

7. Mein Vater stellte sich hierauf zu Häupten des Segnenden und hielt die Mütze vor den Mund, um sein Schluchzen nicht laut werden zu lassen. Meine Mutter rufend, sprach der Greis: „Du bist als Magd in mein Haus gekommen und bist meine Tochter geworden. Du hast mir meine Liebe tausendfach vergolten. Erhalte mit fleißiger Hand, was euch der Herr beschieden, sei gut gegen die, so dir jetzt dienen, sei eine Mutter den Kindern meiner verstorbenen Tochter Magdalene, und Gott wird es dir, deinen Kindern und Kindeskindern vergelten. Sei gesegnet." —

8. Die Mutter stellte sich zu Füßen des Bettes und betete leise. Zu Adams Frau gewendet fuhr er fort: „Dein froher Sinn hat mir meine alten Tage erhellt. Du bist mir aus weiter Ferne von Gott ins Haus geschickt worden, daß ich inne werden soll, wie alle Menschen eins sind vor ihm. Pflanzet in die Herzen eurer Kinder die Liebe zu allen Menschen, alles Glaubens, aller Länder. Gesegnet seist du, meine Tochter." —

9. Das Antlitz der Großmutter mit beiden Händen bedeckend, sprach er dann mit zitternder Stimme: „Weine nicht zu sehr um mich, du Liebe, Treue, harre nicht ängstlich auf den Tag, wo du wieder bei mir sein wirst, auf ewig. Gott stärke dich." —

10. Er athmete tief auf und rief aus erleichterter Brust mich zu sich. Ich kniete an seinem Bette nieder und er legte seine Hand auf mich und sprach: „Gesegnet seist du, mein Sohn; dir ist viel beschieden vor anderen Menschen, sei ihnen

ein Führer, ſei eingedenk, daß der Herr es iſt, der dich auserſehen hat, ihm zu dienen. Der Geiſt der Wahrheit und der Liebe ruhe auf dir, mein Sohn. — Nimm mich auf, du Geiſt der Liebe, vergieb mir —."

Er ſprach nicht mehr.

Möge ich leben wie er und ſterben wie er!

45. Denkſprüche.

1. An dem, was man dir giebt, laß dankbar dir genügen;
wer nicht zufrieden iſt, verdienet Nichts zu kriegen.

2. Verlangt man deinen Dienſt, ſo öffne ſchnell dein Ohr,
und eile liebreich ſelbſt dem Bittenden zuvor.

3. Ohne ſanfte, gute Sitten
iſt man nirgends wohl gelitten.

4. Haſt du genug und Ueberfluß,
denk' auch an den, der darben muß.

5. Iß und trink mit Maaß und Freuden,
Uebermaaß muß Schmerzen leiden.

6. Denk' immer, eh' du ſprichſt, und ſchweige ſittſam ſtill,
ſobald ein Aelterer und Klüg'rer reden will.

7. Seid voll Verträglichkeit, ihr Schweſtern und ihr Brüder!
die Eintracht baut ein Haus, die Zwietracht reißt es nieder.

8. Wenn deine Eltern dir was ernſtlich unterſagen,
ſo folge, ohne ſie vorher: „warum?" zu fragen.

9. Verſpotte, liebes Kind, nie Schwachheit und Gebrechen,
es könnte ſolchen Spott ein gleiches Unglück rächen.

10. Ein weiſes, frommes Herz, das ſei mein Schatz auf Erden;
ſonſt Alles, nur nicht dies, kann mir entriſſen werden.

Dreiundzwanzigſte Lektion. [XXIII.]

46. Heiterkeit.

1. Froher, heitrer Muth
macht geſundes Blut;
Fröhlichkeit und Scherz
ſtärken Geiſt und Herz;
darum wollen wir uns freu'n.

2 Doch bei heiterm Muth',
friſchem, leichtem Blut,
Fröhlichkeit und Scherz
ſoll ſtets unſer Herz
tugendhaft und weiſe ſein.

47. Räthſel.

Ich, ein kleines Thierchen, bin
die geübt'ſte Jägerin;
in den Winkeln, an den Mauern
pfleg' ich auf das Wild zu lauern
ohne Hund und Schießgewehr;
Netze ſpann' ich um mich her,
und mein Tiſch bleibt ſelten leer.

48. Timur und die Ameiſe.

1. Timur oder Tamerlan *) war ein mächtiger Eroberer in Aſien. Es giebt wenige Menſchen, die in ihrem Leben alle die Länder nur geſehen haben, aus denen ſein ungeheures Reich zuſammengeſetzt war. Ein Hauptzug in dem Charakter dieſes Mannes war ſeine eiſerne Beharrlichkeit, und dieſer beſonders dankte er ſeine Macht und Größe. Wie nun oft die wichtigſten Begebenheiten aus den unſcheinbarſten Veranlaſſungen entſtehen, ſo verſicherte Timur, daß er dieſe Beharrlichkeit vorzüglich einem Umſtande verdanke, auf den gewöhnliche Menſchen wohl kaum geachtet hätten. „In einem meiner erſten Kriege," ſo erzählt er, „kam ich eines Tages ſo ſehr ins Gedränge, daß ich in den Ruinen eines Gebäudes vor den mich verfolgenden Feinden Schutz ſuchen und daſelbſt viele Stunden verſteckt bleiben mußte.

2. Die Furcht, meinen Verfolgern in die Hände zu fallen und der Gedanke, durch die erlittene Niederlage den ganzen Gewinn meiner bisherigen Anſtrengungen zu verlieren, drückten meine Seele nieder. Ich verzweifelte an dem glücklichen Erfolge meiner Unternehmungen und beſchloß, ſie aufzugeben. Da fiel mir eine Ameiſe in die Augen, die bemüht war, ein Waizenkorn, das größer war, als ſie ſelbſt, auf eine Anhöhe

*) Lebte ums Jahr 1360.

zu tragen. Das Thierchen fiel, wenn es mit ſeiner Laſt beinahe oben war, immer wieder herab, und ich zählte neunundſechzig vereitelte Verſuche desſelben. Aber es ließ nicht nach, und bei dem ſiebenzigſten Verſuch erreichte es glücklich den Gipfel der Anhöhe. Dieſes Beiſpiel gab mir neuen Muth, und ich zog aus dem Geſehenen eine Lehre, die mir ſpäter ſehr oft zu Statten kam.

49. Die fromme Magd.

(Von B. Ringwaldt.)

Eine fromme Magd von rechtem Stand
geht ihrer Frauen fein zur Hand,
hält Schüſſel, Tiſch und Teller weiß
zu ihrem und der Frauen Preis.
Sie trägt und bringt nicht neue Mähr,
geht ſtill in ihrer Arbeit her,
iſt treu und eines frohen Muths
und thut den Kindern alles Guts.
Sie iſt ſtets munter, hurtig, friſch,
vollbringet ihre Geſchäfte riſch,
und hält's der Frauen wohl zu gut,
wenn ſie um Schaden reden thut.
Sie hat dazu eine feine Geberd',
hält Alles ſauber auf dem Heerd,
verwahrt das Feuer und das Licht
und ſchlummert in der Kirche nicht.

50. Der Kuhhirte.

1. Ein Knabe weidete ein Rind auf einem Grasplatze neben einem Garten. Als er nun in der Höhe ſah nach einem Kirſchbaum, bemerkte er, daß einige reife Kirſchen auf demſelben waren; die gläuzten ihm röthlich entgegen, und es gelüſtete ihn, ſie zu pflücken. Da ließ er das Thier allein und kletterte auf den Baum. Die Kuh aber, da ſie den Hirten nicht ſah, ging davon, und brach in den Garten und fraß Blumen und Kräuter nach ihrem Gelüſte, Anderes zertrat ſie mit ihren Füßen.

2. Als der Knabe ſolches ſah, ward er ſehr entrüſtet, ſprang von dem Baum auf die Erde, lief hin, ergriff das Rind, und ſchlug und ſchmähete es jämmerlich. Da trat der Vater, der Alles geſehen hatte, zu dem Knaben, ſah ihn ernſt an und

ſprach: „Wem gebührt ſolche Züchtigung, dir oder dem Thiere, das nicht weiß, was rechts oder links iſt? Biſt du minder deinem Gelüſte gefolgt, als das Thier, welches du leiten ſollteſt? Und nun übſt du ein ſolch unbarmherziges Gericht und vergiſſeſt deiner Vernunft und deiner eigenen Sünde.“

Vierundzwanzigſte Lektion. [XXIV.]

51. Geſpräch.

(Von R. Reinick.)

1. Es war ein heiterer Frühlingsmorgen; ich ſtand im Dorfe auf dem Kreuzwege, wo das kleine Brückchen rechts gleich in die Schule führt, der größere Fußweg aber links nach der Kirmeßwieſe ſich fortſchlängelt. Da hörte ich, wie zwei Knaben Folgendes ſprachen:

„Guten Tag, Carl!“

„„Guten Tag, Michel!““

„Wo gehſt du hin, Carl?“ —

„„In die Schule, Michel.““

2. Ei was! In der Schule iſt's garſtig, da muß man lernen; draußen auf der Wieſe ſollſt du einmal ſehen, da iſt's jetzt hübſch! Komm, wir wollen dahin ſpielen gehen, Carl!“

„„Am Abend, Michel; jetzt geh' ich lernen, ade!““ —

„Meinetwegen, geh' du arbeiten, Carl, ich geh' ſpielen; ade!“

3. Zwanzig Jahre darauf ſtand ich in demſelben Dorfe auf derſelben Stelle. Es war ein böſer, kalter Wintertag. Ein blaſſer, ärmlich gekleideter Menſch klopfte an der Thüre des Schulhauſes an. Der Lehrer, ein rüſtiger, ſtattlicher Mann, öffnete dieſe, und ich hörte nun die Beiden Folgendes ſprechen:

„Guten Tag, lieber Herr!“

„„Guten Tag, lieber Mann!““

„Ach, Herr, erbarmt euch mein!“

„„Was verlangt ihr denn von mir?““ —

4. „Arbeit, Herr! Ich will euch die Schulſtube fegen, ich will euch die Oefen heizen, oder andere Dienſte der Art thun. Nehmt mich auf!“ —

„„Könnt ihr denn nicht beſſere Arbeit thun, als die?““

„Nein, Herr!“ —

„„Warum denn nicht!““ —

„Ich hab' Nichts gelernt.“ —

„„Wie heißt ihr?““ —

„Ich heiße Michel.“

5. Kommt herein, Michel, draußen iſt's heute garſtig, in der Schulſtube iſt's ſchön. Da werdet ihr hoffentlich auch jetzt noch Etwas lernen.““

6. Sie gingen beide hinein und die Thüre ward wieder geſchloſſen. Der um Arbeit bettelnde Mann wußte in jenem Augenblicke noch nicht, wer der freundliche Lehrer war. — Wir wiſſen es beſſer.

Fünfundzwanzigſte Lektion. [XXV.]

52. Der ſparſame Landwirth.

(Von Götzinger.)

1. Zwei Männer ſammelten Beiträge für ein abgebranntes Dorf. Sie kamen auch zu einem Landmann, der eben mit ſeinem Knechte ſchmählte, daß dieſer unachtſame Menſch die Stricke draußen vor dem Hauſe liegen gelaſſen, ſo daß ſie feucht würden. Bei ſolcher Unordnung — ſagte er — würde er weit kommen. —

2. Die beiden Männer ſahen einander an und ſagten leiſe zu einander, hier werde es wohl wenig geben. Indeſſen ſie gingen hinein und brachten ihr Anliegen vor: ſie kämen, um Hülfe für die Bewohner von N. zu bitten. Der Landmann erwiderte, er wolle ſehr gern beiſteuern, und drückte dem einen drei Geldſtücke in die Hand. Als dieſer das Geld verſtohlen anſah und wahrnahm, daß es Gold ſei, war er verwundert und zweifelhaft, ob ſich der Mann nicht vergriffen habe, und ſagte endlich frei heraus, daß ſie eine ſo reichliche Gabe nicht von ihm erwartet hätten, da ſie ihn vorher über eine ſolche Kleinigkeit den Knecht hätten ausſchmählen hören.

3. Der Landmann aber erwiderte, er müſſe ſich nun über ſie wundern; ſie ſchienen ihm ſo verſtändige Leute; ſie müßten doch einſehen, daß er nicht im Stande ſein würde, ſo reichlich zu geben, wenn er nicht jede Kleinigkeit zu Rathe halten wolle.

53. Der Hund mit dem Fleiſche.

(Nach Aeſop.)

Mit einem Stückchen Fleiſch, das er dem Koch genommen
ſpringt Spitz, Verfolgern zu entkommen,
in einen Fluß. Er ſchwimmt und ſieht hinein,
ſieht ſich und auch das Fleiſch. Ihn dünket dieſer Schein
ein anderer Hund mit Fleiſch zu ſein,
ſogleich nimmt ihn die Luſt, auch dies zu haben, ein.
Beſiegt von der Gewalt des Neides,
ſchnappt er nach jenem; weg war beides!
Ein Geiziger iſt nimmer ſatt,
und ſo verliert er oft auch das noch, was er hat.

54. Der Herr und der Knecht.

(Von Friedrich Rückert.)

1. Es ritt ein Herr — das war ſein Recht, —
zu Fuße ließ er gehn den Knecht.
Er reitet über Stock und Stein,
daß kaum der Knecht kam hinterdrein.
Der Treue ſchleppt ſich hinterher
dem leichten Ritt und fürchtet ſehr,
zu Falle komm' er ſchwer.

2. „Herr! Herr! erſchallt des Knechtes Ruf:
„Ein Nagel ging Euch los vom Huf;
und ſchlagt Ihr nicht den Nagel ein,
ſo wird der Huf verloren ſein." —
„Ei, Nagel hin und Nagel her!
der Huf hat ja der Nägel mehr
und hält noch ungefähr."

3. Und wieder ſchallt des Knechtes Ruf:
„Herr, losgegangen iſt ein Huf;
und ſchlagt Ihr nicht das Eiſen an,
ſo iſt es um das Roß gethan." —
„Hufeiſen hin, Hufeiſen her!
das Rößlein hat Hufeiſen mehr
und geht noch wie vorher."

4. Und eh' der dritte Ruf erſchallt,
da iſt er an den Stein gepralt;

das Rößlein liegt und ſteht nicht auf,
beendet iſt des Herren Lauf.
Er ſpricht nicht mehr „Roß hin, Roß her;“
er rafft ſich auf und ſchreitet ſchwer
mit ſeinem Knecht zu Fuß einher.

53. Das Chriſtgeſchenk.

(Von Schlez.)

Fritz (neugierig). Was haſt du in deiner Schürze, Lorchen?

Lorchen. Willſt du es vielleicht tragen?

Fritz (ſcherzend). Soll ich auch deine Schürze dazu umthun?

Lore. Als ob man Nichts tragen könnte ohne Schürze! Aber ſprich, ſoll ich dir deine Chriſttagsüberraſchung verderben?

Fritz. Wie? Was? Ein Chriſtgeſchenk für mich?

Lore. Nichts Anderes! Oder glaubſt du mir nicht?

Fritz. Glaub' ich dir nicht Alles? Aber laß doch ſehen! Laß ſehen? Was iſt es? (Er will ihr die Schürze öffnen. Lore zieht den Arm zurück.)

Lore. Ei! ſo wohlfeilen Kauf's erfährſt du es nicht. — Kannſt du's errathen?

Fritz. Vielleicht! — Eine polniſche Mütze? Nicht wahr?

Lore. Warum nicht gar eine Pudelmütze? Haſt du an deinem Tzſchakko nicht genug?

Fritz. Das wohl, aber wer bekommt leicht zu viel? — Alſo wohl eine engliſche Jacke?

Lore. Auch nicht. Weiter gerathen!

Fritz. Wär' es nicht klüger, du ſagteſt mir's kurz und gut? — Ich errathe es nun doch nicht.

Lore. I nun, ſo warte bis zum Chriſttage!

Fritz. Ach, kannſt du mich ſo martern mit deiner geſchwätzigen Verſchwiegenheit?

Lore. Und kannſt du mich ſo martern mit deiner zudringlichen Neugier? Merkſt du denn nicht, daß es vor der Hand ein Geheimniß für dich ſein ſoll?

Fritz. Und wer hat es denn zum Geheimniße gemacht?

Lore. Wer anders, als der Vater?

Fritz. I! der Vater ſoll ja auch nicht erfahren, daß

du mir's verrathen hast. Glaubst du nicht, daß ich mich am Christtage doch stellen kann, als wüßt' ich noch Nichts?

Lore. Bist du so ausgelernt in der Verstellungskunst? — I nun, so stelle dich jetzt schon, als verlangtest du gar Nichts zu wissen.

Fritz. Das will ich auch! Aber nur ein wenig hilf mir auf die Spur. Ist's aus dem Thierreiche?

Lore. Nein!

Fritz. Aus dem Pflanzenreiche?

Lore. Nein!

Fritz. Aus dem Mineralreiche?

Lore. Nein!

Fritz. I, zum Kuckuck! Du trägst doch nicht gar Etwas aus dem Geisterreiche in der Schürze?

Lore. Freilich nicht (die leere Schürze mit Lachen öffnend); aber in welches Reich gehört wohl das Nichts?

Fritz. O du Schelmengesicht! Warum schlugst du denn die Schürze so geheimnißvoll über die Arme, wenn du Nichts darin hattest?

Lore. Weil es mir ohne Handschuhe zu kalt war. — Wie kamst du denn aber darauf, ein Geheimniß bei mir zu suchen? — Brachtest du mich nicht selbst auf eine Neckerei? — Neugierige Menschen müssen sich's nur immer gefallen lassen, ein wenig gefoppt zu werden!

Fritz. Das merk' ich an mir. Aber weißt du auch, Lorchen, daß es der letzte Streich ist, den du über meine Neugierde mir spielst?

Sechsundzwanzigste Lektion. [XXVI.]

56. Der Wegweiser.

(Nach Hebel.)

1. Weißt, wo der Weg zum Mehlfaß ist,
zum vollen Faß? — Im Morgenthau
mit Hack' und Pflug durchs Ackerfeld,
bis Stern an Stern vom Himmel schau?

2. Man hackt, so lang' der Tag uns hilft,
sieht sich nicht um und steht nicht still;
drauf geht der Weg durchs Scheunenthor,
zur Küche, wie man's haben will.

3. Weißt, wo der Weg zum Dollar iſt? —
Er geht den rothen Cents ja nach,
durchs Einmaleins vom erſten Pfennig,
bis man zum Dollar kommen mag.

4. Geht's auch erſt knapp daran vorbei,
und klemmt ſich hier, und klemmt ſich dort,
es iſt der Weg der Sparſamkeit;
drück' dich nur durch, ſo kommſt du fort!

5. Wo iſt der Weg zur Sonntagsfreud'?
Geh' nur dem Werktag, Schritt vor Schritt,
durch Feld und Werkſtatt fleißig nach!
Der Sonntag kommt von ſelber mit.

6. Am Sonnabend iſt er nicht mehr weit.
Was deckt er doch im Korbe zu?
Ich denk' ein Pfündchen Fleiſch ins Muß,
wohl auch ein Schöppchen Bier dazu.

7. Weißt, wo der Weg zur Armuth geht?
Schau' nur nach Wirthshausſchildern hin,
geh' nicht vorbei, das Bier iſt gut,
und nagelneu die Karten drin.

8. Im letzten Wirthshaus hängt ein Sack,
und wenn du fortgehſt, häng' ihn an!
Du Lump! wie ſteht der Bettelſack
ſo ſtattlich deinen Schultern an!

9. Weißt, wo der Weg zu Fried' und Ehr',
zum hohen Alter, gut und echt? —
Grad' vor ſich geht's in Mäßigkeit,
mit ſtillem Sinn, durch Pflicht und Recht.

10. Und wenn du nun am Kreuzweg ſtehſt,
und nicht mehr weißt, wo weiter fort,
halt ſtill! Frag' dein Gewiſſen erſt!
Gott Lob! 's kann deutſch; folg' ſeinem Wort!

11. Wo mag der Weg zum Kirchhof ſein?
Geh', wo du willſt, und frage nicht!
Zum ſtillen Grab im kühlen Grund
führt jeder Weg, und 's fehlt ſich nicht.

12. Doch wandle du in Gottes Furcht!
Ich rath' dir, was ich rathen kann.
Solch Plätzchen hat eine geheime Thür,
und 's kommt dahinter noch was dran!

Siebenundzwanzigste Lektion. [XXVII.]

57. Das verlorene Kameel und die drei aufmerksamen Brüder.

(Aus den Palmblättern.)

1. Drei Brüder aus der Familie Adnan beschlossen, eine Reise zu machen und das Land zu besehen. Unterwegs begegnete ihnen ein Kameeltreiber, der sie fragte, ob sie nicht ein Kameel gesehen hätten, das sich von ihm gerade auf dieser Straße verlaufen habe. — „Das Kameel hat nur ein Auge," sagte der älteste Bruder, während sie mit dem Manne Etwas zurückgingen, und der Kameeltreiber bejahte es. — „Es fehlt ihm ein Vorderzahn," sagte der zweite Bruder, und auch dieses bejahte der Kameeltreiber. „Ich wollte wohl wetten, es hinkt," setzte der dritte hinzu. — Nach allen diesen Angaben war der Kameeltreiber überzeugt, daß sie sein verlorenes Kameel gesehen hätten, und bat sie, ihm zu sagen, wo er es finden könne. — „Geh nur mit uns," sagten die Brüder; allein sie fanden kein Kameel. Nach einiger Zeit fing der eine wieder an: „Nicht wahr, es ist mit Getreide beladen?" Der Andere sagte: „Es trägt auf einer Seite Oel und auf der andern Honig."

2. Der Kameeltreiber bat nun inständiger, da er Nichts gewisser glaubte, als daß sie es gesehen haben müßten, ihm wenigstens den Ort anzugeben, wo sie es gesehen hätten; und jetzt versicherten ihm die Brüder, daß sie kein Kameel gesehen, und auch nirgends Etwas davon gehört hätten. Diese Versicherung konnte der Kameeltreiber nicht mit jenen Angaben vereinigen; er glaubte, sie wollten ihm sein Kameel vorenthalten, und zog sie vor Gericht und ließ sie gefangen setzen, ohne auf ihre Betheuerungen zu achten. —

3. Indessen da der Kadi*) in ihnen Leute von Stande erkannte, so sandte er sie zum Könige. Bei der Untersuchung fragte sie der König selbst, wie sie von einem Kameele so viel Kennzeichen hätten angeben können, wenn sie es doch nicht gesehen hätten.

4. Sie antworteten: „Wir bemerkten am Wege, daß bloß auf einer Seite die Disteln und Kräuter abgeweidet waren, und schlossen daraus, daß es nur ein Auge habe; und da überall, wo es abgerupft, ein Restchen von den Pflanzen

*) Kadi heißt der Friedensrichter bei den Türken.

ſtehen geblieben war, daß ihm ein Zahn fehlen müſſe. Ferner bemerkten wir an den Fußtapfen, daß der eine geſchleift war, woraus wir auf die Lahmheit ſchloſſen, und da die vorderen Huftritte tiefer waren, als die hinteren, daß es ſchwer beladen ſein müſſe, welches nicht womit anders ſein konnte, als mit Getreide. Endlich, daß es auch Honig und Oel getragen, muthmaßten wir daher, weil ſich überall Ameiſen und Fliegenſchwärme hingezogen hatten, wo ein Tropfen von beiden herabgefallen ſein mochte.“

38. Der Maure und ſein Gaſtfreund.

(Von Friedrich Jacobs.)

1. Zu der Zeit, wo die Mauren noch nicht aus Spanien vertrieben waren, tödtete ein ſpaniſcher Edelmann einen Jüngling von jener Nation, mit dem er zufällig in Zweikampf gerathen war. Von den Begleitern des Getödteten verfolgt, entkommt er ihnen durch die Schnelligkeit ſeiner Füße und entzieht ſich ihren Blicken, indem er über die Mauer eines Gartens ſteigt. Da er hier auf den Eigenthümer trifft, erzählt er ihm ſein Unglück und bittet um ſeinen Schutz, worauf jener ſtillſchweigend eine Pfirſiche pflückt, ſie von einander bricht und dem Fremden die eine Hälfte davon reicht. „Wenn du dieſe ißt,“ ſagte er, „ſo biſt du meiner Gaſtfreundſchaft und meines Schutzes gewiß.“

2. In derſelben Nacht, wenig Stunden nachher, erfährt dieſer Mann, daß der Getödtete ſein einziger Sohn iſt. Seiner Verpflichtungen eingedenk, bekämpft er ſeinen Schmerz, begiebt ſich zu dem Spanier, den er zu ſchützen verſprochen, und ſagt zu ihm: „Der Jüngling, den du getödtet haſt, war mein Sohn; der einzige Zweig meines Stammes und mein koſtbares Eigenthum. Wenn ich die Stimme einer rechtmäßigen Rache hören wollte, ſo würdeſt du von meinen Händen ſterben. Aber ich habe dir mein Wort gegeben. Ich habe dir Schutz verſprochen. Flieh', ehe dich einer der Meinigen entdeckt, indem du dich des flüchtigen Roſſes bedienſt. das deiner am Thore harrt. Flieh', ohne einen Augenblick zu verlieren, und danke dem Allmächtigen, der mir die Kraft verliehen hat, meinen Zorn zu bekämpfen, und die Zuſage zu erfüllen, die ich dir gegeben habe.

Achtundzwanzigste Lektion. [XXVIII.]

59. Denkspruch.

(Von Herder.)

Wie der Schatten früh am Morgen,
ist die Freundschaft mit dem Bösen;
Stund' auf Stunde nimmt sie ab.
aber Freundschaft mit dem Guten
wächset, wie der Abendschatten,
bis des Lebens Sonne sinkt.

60. Der gute Kamerad.

(Von Uhland.)

1. Ich hatt' einen Kameraden,
einen bessern findst du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
er ging an meiner Seite
in gleichem Schritt und Tritt.

2. Eine Kugel kam geflogen;
gilt's mir oder gilt es dir?
ihn hat es weggerissen,
er liegt mir vor den Füßen,
als wär's ein Stück von mir.

3. Will mir die Hand noch reichen,
derweil ich eben lad'.
Kann dir die Hand nicht geben;
bleib' du im ew'gen Leben
mein guter Kamerad!

61. Freundschaft.

1. Der Freund, der mir den Spiegel zeiget,
den kleinsten Flecken nicht verschweiget,
mich freundlich warnt, mich herzlich schilt,
wenn ich nicht meine Pflicht erfüllt,
der ist mein Freund,
so wenig er es scheint.

2. Doch der, der mich stets schmeichelnd preiset,
mir Alles lobt und Nichts verweiset,

zu Fehlern mir die Hände beut,
und mir vergiebt, eh' ich's bereut:
der iſt mein Feind,
ſo freundlich er auch ſcheint.

62. Wie lernt man ſchwimmen?

Ein Menſch wollte ſchwimmen lernen. Er ſtellte ſich aber verkehrt an und gerieth ins Tiefe. Beinahe wäre er ertrunken. Als er wieder zu ſich gekommen war, ſagte er: Ich gehe gewiß nicht eher wieder ins Waſſer, bis ich ſchwimmen kann.

Neunundzwanzigſte Lektion. [XXIX.]

63. Die beiden Fröſche.

(Fabel von A. G. Meißner)

1. Lang anhaltende Sonnenhitze hatte einſt einen tiefen Sumpf ausgetrocknet, und die Fröſche, die ihn bisher bewohnt hatten, waren genöthigt, ſich einen andern Aufenthaltsort zu ſuchen. Da kamen zwei von ihnen zu einem ſehr tiefen Brunnen, der voll von Waſſer war. „Ich dächte," rief der eine, „wir hüpften hier hinunter; warum wollen wir weiter gehen?" „Das klingt nicht übel," erwiderte der andere. „Hinunterſpringen iſt leicht; aber wenn auch dieſer Brunnen vertrocknete, wie würden wir dann wieder heraus kommen?"

Bei jedem Unternehmen denke an die Zukunft! Was für heute dir nützlich war, das kann dir für morgen verderblich werden.

64. Der Bogenſchütze.

(Von W. J. G. Curtmann)

1. Zu dem Könige Philipp in Griechenland, welcher eine feſte Stadt belagerte, kam ein Bogenſchütze, Namens Aſter und bot ihm ſeine Dienſte an. „Du wirſt mich brauchen können, König Philipp," ſprach er; „denn ich fehle niemals mit meinem Bogen, ſelbſt den Vogel im ſchnellſten Fluge holt mein Pfeil aus den Lüften herunter." „Du biſt ein Künſtler," antwortete ſpöttiſch der König. „Schade daß ich gerade jetzt mit Menſchen Krieg führe, ſobald ich aber einmal mit den

Staaren Krieg anfange, werde ich dich zu allererst in Dienst nehmen."

2. Aster war durch diesen Spott beleidigt, und schlich sich in die belagerte Stadt, um sich an dem Könige rächen zu können. Die Belagerten nahmen ihn gut auf, und wiesen ihm einen Posten auf der Mauer an. Schon am andern Tage, als der König durch die Reihen seiner Soldaten ging, um ihren Muth anzufeuern, fuhr ihm plötzlich ein Pfeil ins rechte Auge. Man eilte herbei, und zog den blutigen Pfeil heraus, und las mit Erstaunen eine Aufschrift. Sie lautete: „König Philipps rechtem Auge! Aster."

3. Sobald der König sich erholt hatte, befahl er, einen andern Pfeil in die Stadt zu schießen, mit der Aufschrift: „Wenn König Philipp die Stadt einnimmt, so läßt er den Aster hängen." Die Wunde des Königs wurde geheilt, und bald darauf die Stadt erobert. Da hielt nun freilich der König Wort, und der treffliche Bogenschütze kam an den Galgen; aber Philipp hat dadurch sein Auge doch nicht wieder bekommen, und die Lust zu Spöttereien war ihm auf immer vergangen

---

Dreißigste Lektion. [XXX.]

65. Die Wahrsagerin.

1. Eine Wahrsagerin kam in ein Städtchen, und wollte den Leuten für Geld wahrsagen. Einige waren auch wirklich so einfältig und abergläubig, daß sie den Reden der listigen Frau zuhörten. Diese sagte nun einem Jeden der Umstehenden Etwas, das er gern hören mochte: dem Einen weissagte sie eine reiche Erbschaft, dem Andern eine glückliche Heirath u. s. w. Dafür wurde sie dann auch reichlich beschenkt.

2. Unterdeß hatten die Gerichte von dieser Landstreicherin gehört; und weil solche Betrügereien strenge verboten sind, so wurde sie unvermuthet aufgehoben, und in Verwahrung gebracht. Hätte sie nun wirklich wahrsagen, das heißt: das Zukünftige vorher wissen können, so würde sie auch ihre eigene Gefangennehmung gewußt haben, und derselben durch die Flucht entgangen sein.

3. Dennoch aber glaubten die Meisten das, was die Wahrsagerin ihnen gesagt hatte, darum, weil sie wünschten, daß es wahr sein möchte; und so wurden sie zum Theil dadurch unglücklich. Denn Derjenige z. B., welchem eine reiche Erb-

ſchaft geweiſſaget war, vernachläſſigte ſeine Wirthſchaft, in der Hoffnung, bald ohne Mühe reich zu werden. Lange blieben die ſchädlichen Wirkungen dieſes Betrugs in dem Städtchen noch ſichtbar.

66. Das Lügenlied.

(Von E. M. Arndt.)

1. Ich will euch erzählen und will auch nicht lügen:
Ich ſah zwei gebratene Ochſen fliegen,
ſie flogen gar ferne —
ſie hatten den Rücken gen Himmel gekehrt,
die Füße wohl gegen die Sterne.

2. Ein Amboß und ein Mühlenſtein,
die ſchwammen bei Cöln wohl über den Rhein,
ſie ſchwammen gar leiſe —
ein Froſch verſchlang ſie alle Beid'
zu Pfingſten wohl auf dem Eiſe.

3. Es wollten Vier einen Haſen fangen,
ſie kamen auf Stelzen und Krücken gegangen,
der Erſte konnte nicht ſehen,
der Zweite war ſtumm, der Dritte war taub,
der Vierte konnte nicht gehen.

4. Nun denke ſich Einer, wie dieſes geſchah:
Als nun der Blinde den Haſen ſah
auf grüner Wieſe graſen,
da rief's der Stumme dem Tauben zu,
und der Lahme erhaſchte den Haſen.

5. Es fuhr ein Schiff auf trockenem Land,
und hatte die Segel gen Wind geſpannt,
und ſegelt' im vollen Laufen —
da ſtieg es auf einen hohen Berg,
da that das Schiff erſaufen.

6. In Straßburg ſtand ein hoher Thurm,
der trotzte Regen, Wind und Sturm
und ſtand feſt über die Maßen,
den hat der Kuhhirt mit ſeinem Horn
eines Morgens umgeblaſen.

7. Ein altes Weib auf dem Rücken lag,
ſein Maul wohl hundert Klafter weit aufthat;

's ist wahr und nicht erlogen,
d'rin hat der Storch fünfhundert Jahr'
seine Jungen groß gezogen.

8. So will ich hiermit mein Liedlein beschließen,
und sollt's auch die werthe Gesellschaft verdrießen,
will trinken und nicht mehr lügen:
bei mir zu Land sind die Mücken so groß,
als hier die größten Ziegen.

Sinnspruch. Eine Lüge braucht zehn andere zum Futter, wenn sie nicht Hungers sterben soll.

Einunddreißigste Lektion. [XXXI.]

67. Aberglaube.

1. Gustav war so leichtgläubig, daß er Alles für wahr annahm, was er hörte, ohne zu untersuchen, ob es auch wahr sein könne. Diese Leichtgläubigkeit hatte ihn auch zum Aberglauben gebracht; denn wenn ihm Jemand sagte: in diesem oder jenem Hause spukt ein Gespenst, so glaubte er es, und erzählte es Andern als zuverlässig gewiß: Oder wenn man ihm weismachte, in dem Hause, vor welchem eine Eule schreie, oder ein Hund heule, müsse Jemand sterben, so zweifelte er nicht im Geringsten daran, und er legte also eine Wirkung einer solchen Ursache bei, die unmöglich diese Wirkung hervorbringen konnte, das heißt: Er war abergläubig.

2. Einstmals bekam er einen Schaden aus heiler Haut, wie man zu sagen pflegt. Anstatt daß er nun einen ordentlichen Arzt hätte um Rath fragen sollen, ließ er sich vielmehr von einer alten Frau bereden, die Wunde mit einem sogenannten Johannishölzchen (ein Holz, welches am Johannistage von einem Baum geschnitten worden ist) zu berühren, und glaubte, daß sie dadurch allein, ohne andere Mittel heilen werde. Da die Frau ihm versicherte, daß dieses schon Mehreren geholfen hätte, welche sie namentlich anführte; so verließ er sich so fest darauf, daß er an keine ordentliche Kur dachte.

3. Indessen ward die Wunde immer gefährlicher, und endlich schlug gar der kalte Brand dazu. Nun mußte er doch nach einem Arzte schicken, der ihm das Bein abnahm, und er mußte froh sein, daß er nicht gar das Leben dabei einbüßte.

4. Aberglaube ist die Quelle manches Unglücks; und doch beherrscht er so viele Menschen!

68. Hans Nord.

Ein Mann, der ſich auf Vielerlei verſtund,
that durch den Druck in London kund,
daß er ein ſeltnes Kunſtſtück wüßte,
und lud auf ſein erbaut Gerüſte,
den künft'gen Tag die Bürger ein,
ließ einen engen Krug und ſich in Kupfer ſtechen.
„In dieſen Krug, war ſein Verſprechen,
kriech' ich, Hans Nord, mit Kopf und Bein
um zehn Uhr durch den Hals hinein.
Der Preis für einen Platz
ſoll nur acht Schilling ſein."

Nun ging das Blatt durch alle Gaſſen.
„In einen Krug? Was? raſ't der Mann?
Das ſoll er mir wohl bleiben laſſen.
Mit einem Wort, es geht nicht an;
der dümmſte Kopf muß das verſtehen;
allein acht Schilling wag' ich dran,
komm, Bruder, komm, den Narren muß ich ſehen!"
Kurz, einer reißt den andern fort.
Dem Pöbel folgten ſchon viel Kutſchen um die Wette,
worin der Kaufmann und der Lord
gründlich bewieſen, daß Hans Nord
unmöglich Raum in einem Kruge hätte.
Geſetzt auch, wandte Einer ein,
geſetzt, es ſollte möglich ſein,
ſo wird doch ſtets der Kluge fragen,
wie kommt der Narr denn durch den Hals hinein? —
Doch unſer Kutſcher ſchläft ganz ein.
Fahrt zu, Johann! jetzt wird es Neune ſchlagen.

Halb London ſaß nunmehr an dem beſtimmten Ort
und ſah den Krug erſtaunt auf dem Theater ſtehen.
Wird nicht das Werk bald vor ſich gehen?
Man wartet, pocht und lärmt.
Indeſſen ſchlich Hans Nord
ſich heimlich mit dem Gelde fort.
Wer war nunmehr der größte Thor zu nennen?
Die ſich, vor Neugier blind, auf ſolch ein Lügenblatt
vor ſeine Bühne drängen können?

Zweiunddreißigste Lektion. [XXXII.]

69. Der Glücksspieler.

1. Stephan diente schon seit vielen Jahren als Gärtner bei einem reichen Herrn, und hatte das Lob eines fleißigen, geschickten und treuen Arbeiters. Er lebte dabei auch sehr zufrieden, und wünschte weiter Nichts, als daß er es nur bis an sein Ende so gut haben möchte; denn sein Herr liebte und schätzte ihn.

2. Eines Tages kam sein Freund Anton mit schnellen Schritten zu ihm in den Garten, und meldete ihm voller Freude, daß er 500 Dollars in der Lotterie gewonnen habe. Nun bin ich auf ein Mal aus meiner Noth! rief er; so kümmerlich, wie bisher, darf ich nun mein bischen Brod nicht mehr verdienen. Ich gebe meinen Dienst bei der Herrschaft auf und lege mir einen kleinen Handel zu; da will ich mich schon gemächlicher nähren. Und wenn ich dir rathen soll, lieber Stephan, fuhr er fort, so versuche du dein Glück auch in der Lotterie. Ist es nicht besser daß wir unsere eigene Herren werden? Und was haben wir, wenn wir alt und schwach werden, für Pflege und Wartung zu hoffen, so lange wir in Diensten sind?

3. Stephan schüttelte den Kopf, wußte aber doch nicht viel dagegen zu sagen, und Anton machte ihm den Gewinn in der Lotterie so wahrscheinlich, stellte ihm auch den Zustand der Unabhängigkeit so angenehm vor, daß er sich endlich entschloß, eine Kleinigkeit daran zu wagen. Er setzte also in die Lotterie, und gewann bei der nächsten Ziehung Nichts. Da er muthlos werden wollte, munterte ihn Anton auf, und sagte: Er sollte den Einsatz nur einmal verdoppeln, und fortfahren, am Ende müsse sein Loos herauskommen; so habe er seine 500 Dollars auch gewonnen.

4. Stephan wollte sein Geld nicht gern verloren haben, und setzte also von Neuem ein. Das that er auch die folgende Zeit, aber statt der Treffer wurden immer Nieten für ihn gezogen. Zuletzt konnte er den Einsatz nicht mehr aus eigenen Mitteln bestreiten, und doch wollte er nicht aufhören, einzusetzen, weil er sich in den Kopf gesetzt hatte, er müsse ein Mal gewinnen. Und was that er, um das Geld zum Einsatz zusammen zu bringen? Er betrog seinen Herrn beim Verkauf der Gartenfrüchte. Vorher war er der ehrlichste und treueste Diener gewesen; so sehr hatte also die Gewinnsucht sein Gemüth geändert; seine Untreue blieb nicht lange verborgen, und daher jagte ihn sein Herr fort.

5. Nun wollte er ſeine Zuflucht zu ſeinem Freunde Anton nehmen; allein dieſer hatte mit ſeinem Gelde übel gewirthſchaftet, und auch wieder in die Lotterie geſetzt, ohne zu gewinnen. Dadurch war er in Schulden gekommen, und mußte landflüchtig werden.

6. Es blieb alſo dem unglücklichen Stephan Nichts übrig, als ebenfalls aus dem Staate zu gehen, weil Niemand ihn, als einen Betrüger oder Dieb, in ſeine Dienſte nehmen wollte. Er ſtarb in großer Dürftigkeit.

Wer auf andere Art, als durch Arbeit und redliches Bemühen, Geld erwerben will, wird am Ende immer unglücklich.

70. Die Faulheit.

(Von G. E. Leſſing.)

Fleiß und Arbeit lob' ich nicht,
Fleiß und Arbeit lob' ein Bauer!
Ja, der Bauer ſelber ſpricht:
Fleiß und Arbeit werd' ihm ſauer.
Faul zu ſein ſei meine Pflicht,
dieſe Pflicht ermüdet nicht.

71. Sinnſprüche.

1. Der Tag eines müſſigen Menſchen gleicht einer ſchlafloſen Nacht.

2. Bemühe Andere nicht mit dem, was du ſelbſt thun kannſt.

3. Was böſe iſt, bleibt böſe, wenn's gleich Viele thun.

4. Ruhm und Ruhe ſind ſelten gute Freunde.

5. Ehre im Menſchen das Bild Gottes.

6. Wer am Wege baut, hat viele Meiſter.

7. Hochmuth und Eitelkeit kommen uns theurer zu ſtehen, als Hunger und Durſt.

8. Alles, was ich *habe*, kann ich verlieren; aber nicht das, was ich *bin*.

9. Nichts im Zorn begonnen! Ein Thor, wer im Sturm ſich einſchifft.

10. Sandkörner machen den Berg, Minuten das Jahr, flüchtige Gedanken ewige Thaten.

11. Wie viele Mühen und Sorgen koſten uns die Uebel, welche ſich niemals ereignen.

12. Biſt du ärgerlich, ſo zähl' allemal zehn, eh' du ſprichſt; biſt du ſehr aufgebracht, ſo zähle hundert.

13. Der ächte Schüler lernt aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln, und nähert ſich dem Meiſter.

14. Falſche Freunde ſind Schwalben, die nur zur Sommerzeit da ſind: Sonnenuhren, die uns ſo lange dienen, als die Sonne ſcheint.

72. Das Heupferd oder der Grashüpfer.

1. Ein Wagen Heu, den Veltens Hand
zu hoch gebäumt und ſchlecht beſpannt,
konnt' endlich von den matten Pferden
nicht weiter fortgezogen werden.

2. Des Fuhrmanns Macht- und Sittenſpruch,
ein zehnmal wiederholter Fluch,
war, eben wie der Peitſche Schlagen,
zu ſchwach bei dieſem ſchweren Wagen.

3. Ein Heupferd, das bei der Gefahr
zu oberſt auf dem Wiesbaum war,
ſprang d'rauf herab und ſprach mit Lachen:
ich will's dem Viehe leichter machen.

4. D'rauf ward der Wagen fortgerückt.
Ei, rief das Heupferd ganz entzückt:
Du, Fuhrmann, wirſt an mich gedenken;
fahr' fort! den Dank will ich dir ſchenken.

Dreiunddreißigſte Lektion. [XXXIII.]

73. Fleiß und Trägheit im Gegenſatze dargeſtellt.

(Nach Dr. Percival.)

1. In einem Dorfe, in einer geringen Entfernung von der Hauptſtadt, lebte ein wohlhabender Landwirth, welcher zwei Söhne hatte, Wilhelm und Thomas; der erſtere war gerade ein Jahr älter als der andere.

2. Am Tage, als der zweite Sohn geboren wurde, pflanzte der Landwirth zwei junge Aepfelbäume von gleicher Größe in ſeinen Garten, auf welche er im Anbaue die nämliche Sorgfalt verwendete, und ſie gediehen ſo gleich, daß es ſchwer hielt zu ſagen, welcher den Vorzug verdiente.

3. Sobald die Kinder im Stande waren, Gartenbaugeräthe zu gebrauchen, nahm der Vater ſie an einem ſchönen Frühlingstage mit hinaus, um die zwei Pflanzen zu ſehen, welche er für ſie gezogen hatte, und er benamte ſie nach ihren Namen. Nachdem Wilhelm und Thomas die Schönheit dieſer Bäumchen bewundert hatten, welche eben mit Blüthen bedeckt waren, ſagte ihnen ihr Vater, er mache ihnen mit dieſen Bäumlein im guten Zuſtande ein Geſchenk, ſie würden fortfahren zu gedeihen oder zu Grunde gehen je nach der Arbeit oder der Vernachläſſigung, die ihnen zu Theil werden würde.

4. Thomas, obwohl der jüngſte Sohn, wandte all' ſeine Aufmerkſamkeit auf die Verbeſſerung ſeines Bäumchens, indem er es von Inſekten reinigte, ſobald er ſie entdeckte, und indem er dem Stamme eine Stütze gab, damit es vollkommen gerade aufrecht wüchſe. Er umgrub denſelben, um die Erde locker zu machen, damit die Wurzeln Nahrung durch die Wärme der Sonne und die Feuchtigkeit des Thaues empfingen. Keine Mutter könnte ihr Kind in ſeiner Kindheit zärtlicher pflegen, als Thomas ſeinen Baum pflegte.

5. Sein Bruder Wilhelm dagegen befolgte ein ganz verſchiedenes Verfahren; denn er vertändelte ſeine ganze Zeit auf die nutzloſeſte und boshafteſte Weiſe; eine ſeiner hauptſächlichſten Vergnügungen beſtand darin, Steine nach Leuten zu werfen, welche vorbeigingen. Er unterhielt Geſellſchaft mit allen müſſigen Knaben in der Nachbarſchaft, mit welchen er fortwährend in Streit war und kam ſelten davon, ohne ein blaues Auge oder eine zerkratzte Haut mit nach Hauſe zu bringen. Sein Obſtbaum wurde vernachläſſigt und es wurde nie an ihn gedacht bis eines Tages im Herbſte, als er zufällig ſeines Bruders Baum mit den ſchönſten Aepfeln beladen und faſt unter der Laſt niederbrechen ſah und zu ſeinem eigenen Baume lief, nicht daran zweifelnd, ihn in demſelben erfreulichen Zuſtande zu finden.

6. Sein Erſtaunen und ſeine Enttäuſchung waren in der That groß, als er, ſtatt den Baum mit vortrefflichem Obſt beladen zu finden, nichts ſah, als wenige verwelkte Blätter und mit Moos bedeckte Aeſte. Er ging ſofort zu ſeinem Vater

und beklagte sich über seine Partheilichkeit, indem er ihm einen Baum gab, welcher werthlos und unfruchtbar sei, während der seines Bruders das üppigste Obst hervorbringe; und er dachte, sein Bruder sollte ihm wenigstens die Hälfte von seinen Aepfeln geben.

7. Sein Vater sagte ihm, daß es keineswegs billig sei, daß die Fleißigen einen Theil ihrer Arbeit abtreten, um die Müssigen zu ernähren. „Wenn dein Baum", sagte er, „dir Nichts hervorgebracht hat, so ist dies nur eine gerechte Strafe für deine Trägheit, da du siehst, was der Fleiß deines Bruders ihm für Gewinn gebracht hat. Dein Baum war gleich voll Blüthen und wuchs in demselben Boden; aber du schenktest der Pflege desselben keine Aufmerksamkeit. Dein Bruder duldete keine sichtbaren Insekten an seinem Baume; aber du vernachlässigtest jene Vorsicht und ließest es geschehen, daß sie sogar die Knospen verzehrten. Da ich selbst Pflanzen nicht durch Nachlässigkeit zu Grunde gehen sehen kann, muß ich nun diesen Baum dir wegnehmen und ihn deinem Bruder geben, dessen Sorgfalt und Aufmerksamkeit ihn möglicher Weise zu seiner früheren Kraft wieder zurück bringen können. Das Obst, das er trägt, soll sein Eigenthum sein und du darfst dich ferner nicht mehr betrachten, als habest du irgend ein Recht an demselben. Du magst jedoch in meinen Baumgarten gehen und dir dort einen andern wählen, welchen du lieber hast, und versuchen, was du mit ihm thun kannst; wenn du aber vernachlässigst, gehörig für denselben zu sorgen, werde ich dir diesen auch wegnehmen und ihn deinem Bruder geben, als eine Belohnung für seine größere Aufmerksamkeit und seinen vorzüglicheren Fleiß."

8. Dies hatte die gewünschte Wirkung auf Wilhelm, welcher die Gerechtigkeit und Angemessenheit der Worte seines Vaters deutlich einsah und sofort in den Baumgarten ging, um den fruchtbarsten Apfelbaum, den er finden könnte, auszuwählen. Sein Bruder Thomas, welcher ihm in der Pflege seines Baumes beistand, gab ihm Rath, in welcher Weise er zu verfahren habe, und Wilhelm machte den besten Gebrauch von seiner Zeit und von den Belehrungen, welche er von seinem Bruder erhielt. Er gab alle seine böswilligen Streiche auf, mied die Gesellschaft müssiger Knaben, verlegte sich freudig aufs Arbeiten und empfing im Herbste die Belohnung für seine Arbeit, indem sein Baum so viel Obst trug, daß die Aeste sich bogen.

74. Der Hahn, die Tauben und der Geier.

(Eine Fabel von Haller.)

Einige Tauben ſuchten ſich an etwas Korn zu ſättigen. Ein Haushahn kam dazu, brauchte Gewalt und vertrieb die Tauben. Im erſten Verdruß über das erlittene Unrecht ſahen ſie einen Geier, der eben über dem Hofe ſchwebte, und riefen ihn an, ſie zu rächen. Der Geier kam, zerriß den Hahn und bald darauf die Tauben, die ſich über den Tod ihres Feindes gefreut hatten.

Vierunddreißigſte Lektion. [XXXIV.]

75. Die Auction.

(Von Chr. Hohnbaum.)

1. Auf der hohen Schule zu Göttingen ſtudierte vor mehreren Jahren ein junger Engländer, ſehr reicher Leute Kind, der ſeine Luſt am Reiten hatte. Er ritt einmal nach Nordheim, einer kleinen Stadt, vier Stunden von Göttingen. Als er ankam, ſah er viele Menſchen die Rathstreppe hinanſteigen. Was giebt's denn da oben? dachte er. — Er gab ſein Pferd ab und ſtieg auch mit hinauf.

2. In der großen Rathsſtube war eine Auction, oder zu deutſch eine Verſteigerung. Eben hatte der Rathsdiener den Schlüſſel aufgehoben, und ſchrie: „Dreihundert fünf und neunzig Thaler zum erſten, 395 Thaler zum andern, 395 zum dritten und"—„Vierhundert!" rief der Student. „400 zum erſten, zum andern, zum dritten und —" kein Menſch bot mehr —„und letzten!" hieß es, und der ſchwere Schlüſſel ſchlug nieder. — „Mein Gott! was hab' ich denn erſtanden?" fragte der erſchrockene Student; „ich weiß ja gar nicht, wovon die Rede war." — „Ein Haus! ein Haus!" ſchrieen Alle mit unmäßigem Gelächter. — „Nun gut," antwortete er, „das Haus verkaufe ich wieder, wenn auch mit einigem Schaden; hab' ich doch dafür mir und euch einen Spaß gemacht. Aber nun führt mich doch hin, daß ich ſehe, welches Haus jetzt mein iſt und was ich für mein Geld erhalte."

3. Der Rathsdiener ſchritt ihm voran, und viele Leute folgten nach. „Hier," ſagte Jener, als er in einer engen Gaſſe ſtill ſtand, „dies iſt ihr Eigenthum! Es thut mir leid, daß es nicht größer und ſchöner iſt." „Nun," ſagte der Engländer, „für 400 Thaler kauft man keinen Pallaſt.

4. Er trat ein und fand in einer armſeligen Stube eine alte Frau ſitzen, die bitterlich weinte und die Hände über ein Gebetbuch faltete. „Was fehlt dir, gute Mutter?“ fragte er. „Warum weinſt du und thuſt ſo kläglich?“ — „Ach Gott, erbarme dich,“ ſchluchzte ſie, „jetzt verkaufen ſie oben im Rathhaus mein Häuslein, weil ich meine Schulden nicht bezahlen kann. Ich ſoll heraus, du lieber Gott! und weiß nicht wohin, ich arme, alte, kranke Frau. Wer wird mich aufnehmen, wenn es Gott nicht thut? Ja, komm', o Tod, und führe mich nur fort! Wenn ſie mich im Sarg hinausgetragen haben, dann können ſie ja die Hütte hinnehmen, die harten Menſchen.“ — „Sei ruhig, liebe Mutter,“ ſprach der edle Engländer, „dein Haus ſoll dir kein Menſch nehmen. Ich habe es gekauft, und ſchenke dir es wieder. Von meinem Kaufgeld werden deine Schulden bezahlt werden. Ich will mir in deinem Hauſe ein kleines Stübchen zurecht machen laſſen, und ſo oft ich nach Nordheim komme, wohne ich bei dir.“

76. Der alte Landmann und ſein Sohn.

Üeb' immer Treu' und Redlichkeit
bis an dein kühles Grab
und weiche keinen Finger breit
von Gottes Wegen ab!
Dann wirſt du wie auf grünen Au'n
durchs Pilgerleben gehn,
dann kannſt du ſonder Furcht und Grau'n
dem Tod entgegen ſehn.
Dann wird die Sichel und der Pflug
in deiner Hand ſo leicht,
dann ſingeſt du beim Waſſerkrug,
als wär' dir Wein gereicht.
Dem Böſewicht wird Alles ſchwer,
er thue, was er thu';
Das Laſter treibt ihn hin und her
und läßt ihm keine Ruh'.
Der ſchöne Frühling lacht ihm nicht,
ihm lacht kein Aehrenfeld,
er iſt auf Lug und Trug erpicht
und wünſcht ſich nichts als Geld.
Der Wind im Hain, das Laub am Baum
ſauſt ihm Entſetzen zu,
er findet nach des Lebens Traum
im Grabe keine Ruh'.

D'rum übe Treu' und Redlichkeit
bis an dein kühles Grab
und weiche keinen Finger breit
von Gottes Wegen ab!
Dann ſuchen Enkel deine Gruft
und weinen Thränen d'rauf,
und Sommerblumen, voll von Duft,
blühn aus den Thränen auf.

Fünfunddreißigſte Lektion. [XXXV.]

77. Feuriges Waſſer.

1. Was nicht dein iſt, Kind, das rühre nicht an, denn es brennt, und einmal hat es ſogar einem Knaben das Herz abgebrannt, weil er demſelben ſein unrechtmäßig Verlangen ſtets allzu dienſtfertig geſtillt hat. Der nahm, wie eine Elſter, alles, was ihm anſtändig war, heimlich hinweg, ob er gleich wußte, daß es eine Sünde iſt, die einem in manchem Lande den Aufenthalt zwiſchen Himmel und Erde anweiſt oder wenigſtens ein feuriges ABC auf den Rücken einträgt, daß, wenn er das Wamms herunterthut, alle Welt leſen kann, weß Geiſtes Kind der Gebrannte iſt.

2. Diesmal aber hat das kalte Waſſer die Feuerſtelle vertreten und jenem Jungen ein Maal auf die Bruſt gebrannt, daß ihm der Athem böſer Begierde gleich ausging. Einmal ſtahl er nämlich ein paar Stückchen ungelöſchten Kalkes und verſteckte ſie unter ſeinem Bruſtlatze. Gleich darauf begegnete ihm ein Kamerad, der zwei Pferde in die Schwemme ritt, und — haſt du ihn geſehen? — ſaß unſer Diebsjunge oben auf dem andern Pferde, und nun gings in vollem Jagen nach der Schwemme.

3. Mitten im Waſſer aber fiel's dem Pferde ein, ſich zu legen, und Spitzbübchen fiel herunter. Weil er aber ſchwimmen konnte, ſo ſchwamm er eine gute Strecke fort. Aber auf einmal fing er an jämmerlich zu ſchreien: „Helft, helft, ich verbrenne!" Aber die Leute, die ihn ſchwimmen ſahen, meinten, er verire ſie, dieweil ja ungeſottenes Waſſer nicht brenne. Der Junge ſank ein paar Mal unter und kam ein paar Mal wieder herauf, ein Mal mit dem Kopfe, das andere Mal mit den Beinen und das dritte Mal ganz, aber auch ganz — todt, und ſeine Eingeweide, die der brennend gewordene Kalk zerfreſſen hatte, ſchwammen neben dem entſeelten Körper dahin! —

Gelt, Kind, was nicht dein iſt, rühr' nie an, denn es brennt — zum wenigſten auf dem Gewiſſen.

Sechsunddreißigſte Lektion. [XXXVI.]

78. Geſundheitslehre.

1. Du haſt mir, Gott, den Leib, Du haſt ſein Leben
zum Dienſte meiner Seele mir gegeben.
Erhalten ſoll ich ihn, und vor Gefahren
auch ihn bewahren.

2. Ich ſoll ihn pflegen, ſoll zu edlen Werken
durch Nahrung ihn und auch durch Freude ſtärken
ſoll ihn durch keine Weichlichkeit entehren,
nicht ſelbſt zerſtören.

3. Ich ſoll ihn härten, daß er Kraft gewinne,
mit Muth beherrſchen jede Luſt der Sinne,
damit ich nicht der Tugend Kampf und Mühe
verzärtelt fliehe.

4. Nie laß mich ihn durch Völlerei entehren,
nie ſeine Kraft durch Müßiggang verzehren!
Er ſei im Alter, wie in früher Jugend,
ein Sitz der Tugend.

5. Schleicht ſich der Krankheit Gift in ſeine Glieder;
ſo hilf, o Gott, mir zur Geneſung wieder.
Wenn ich noch hier durch ſein erneutes Leben.
Dich kann erheben!

1. Das größte irdiſche Gut iſt ein geſunder Körper, von größerm Werthe, als Reichthum und alle Schätze der Erde. Wir müſſen uns deßhalb ſchon frühe mit den Mitteln und den Vorſichtsmaßregeln bekannt machen, wodurch wir unſere Geſundheit erhalten und uns vor einem ſiechen Körper bewahren können. Die meiſten kränklichen Menſchen legten den Grund zu ihren körperlichen Leiden in den Jahren ihrer Jugend, obwohl ſie urſprünglich einen ſtarken geſunden Körper vom lieben Gott erhalten hatten; andere waren ſchwächlich in ihren frühern Tagen und erwarben ſich durch eine zweckmäßige Lebensweiſe einen geſunden, erſtarkten Körper. Daher ſollen junge Leute mit allem dem genau vertraut ſein, was ihrem Körper ſchaden kann, oder ihn zu kräftigen vermag. In dem Gebote: „du ſollſt nicht tödten,“ iſt für ſie zugleich der Befehl gegeben, ſich dieſe Kenntniſſe zu erwerben und ſie zu befolgen.

2. Es iſt leichter, ſich vor einer Krankheit zu bewahren, als ſich davon zu befreien, wenn man von ihr befallen wird; daher merke man ſich nachſtehende Geſundheitsregeln.

3. Man ſchadet der Geſundheit am eheſten durch Unmäßigkeit. Um den Magen, feſt anſchließend an demſelben,

liegen die wichtigſten Lebenswerkzeuge, die Lungen, das Herz und die Leber. Iſt derſelbe nun übermäßig mit Speiſen aufgeſtopft, ſo können dieſe ihre Dienſte nicht verrichten; die Lungen ſind gedrückt und können nur ſchwer athmen, das Herz iſt beengt und der Blutumlauf geſtört. Man eſſe daher nie mehr als zur Sättigung nöthig iſt. Dabei müſſen alle Speiſen, ehe ſie dem Magen zugeführt werden, gehörig mit den Zähnen zermalmet werden; die Verdauung wird dadurch erleichtert. Zu warme, zu kalte und zu fette Speiſen, unreifes Obſt und zu ſchwer verdauliche Nahrungsmittel, ſo wie zu vielerlei Speiſen durcheinander ſoll man nicht genießen. Höchſt ſchädlich iſt auch die Unmäßigkeit im Trinken. Die geſundeſten Getränke für jüngere Leute ſind das reine, friſche Quellwaſſer und die Milch. Alle gegohrnen Getränke: Wein und Bier erhitzen mehr oder weniger das Blut und ſollen nur höchſt ſelten, der Branntwein nie von ihnen genoſſen werden. Er iſt ſelbſt für ältere Perſonen ein höchſt ſchädliches und giftähnliches Getränke, dem alljährlich eine Menge Opfer fallen. Alle Säufer ſterben eines frühen Todes; bei einigen entſteht Bluthuſten und die Schwindſucht, andere rafft der Schlagfluß und die Waſſerſucht dahin, wieder andere verlieren durch das häufige Berauſchtſein ihre geiſtigen Kräfte; ihr Gehirn wird durch die fortwährend aufſteigenden Dünſte angegriffen und nicht ſelten werden ſie vor ihrem Ende von dem Säuferwahnſinne befallen. Allzu warme Getränke ſind ſchädlich, weil ſie die Verdauung ſchwächen und den Körper erſchlaffen. Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Eingeweide des Viehes, welches mit heißer Brühe gemäſtet worden war, alle Feſtigkeit verloren hatten. Wenn wir erhitzt ſind, ſo kann uns ein kalter Trunk den Tod bringen; plötzliche Lähmung der Glieder und Schwindſucht ſind nicht ſelten die Folgen hiervon.

4. Jeder plötzliche Uebergang aus der Hitze in die Kälte iſt höchſt ungeſund. Wenn man daher ſehr erhitzt iſt, ſo ſoll man ſich nicht auf einmal ſtille hinſetzen oder hinlegen oder in den Luftzug ſtellen, ſondern in mäßiger Bewegung bleiben und ſich ſo allmählig abkühlen. Am wenigſten darf man auf dem kalten Erdboden in feuchter Herbſt- oder Frühlingszeit ſchlafen. Lähmung der Glieder, Gicht und andere Krankheiten ſind meiſtens nur Folgen von Erkältungen. Viele Menſchen haben ſich den Tod dadurch zugezogen, daß ſie im erhitzten Zuſtande vom Tanzboden in die kalte, äußere Luft traten; andere, indem ſie im Fluſſe badeten, ohne vorher genugſam abgekühlt zu ſein.

5. Die Kleidung darf nicht zu eng ſein, und den Kör-

per oder einzelne Theile desselben pressen, weil dadurch der Blutumlauf gehindert wird. Zu enge Schuhe verderben die Füße; Schnürbrüste beengen die Brust und sind häufig die erste Veranlassung zu gefährlichen und tödtlichen Brustkrankheiten. Die Kleidung soll bei jüngern Personen auch nicht zu dick und zu warm sein, weil sonst die Ausdunstung zu sehr vermehrt, der wohlthätige Einfluß der stärkenden Luft auf den Körper aber vermindert wird, was den Körper besonders empfänglich zu Erkältungen und allen davon herrührenden Uebeln macht. In unserm Klima sind die wollenen Kleider die gesundesten. Kopf, Hals und Brust müssen leicht bedeckt sein; der Unterleib und die Füße aber warm gehalten werden.

6. Unreinlichkeit ist die Ursache zahlloser Krankheiten. Durch den Schmutz, welcher sich in die Poren und Schweißlöcher der Haut setzt, wird die Ausdünstung vermindert und manche Krankheit befördert. Deswegen badet euch fleißig, aber mit Vorsicht. Augen und Ohren, Zähne u. s. w. können nur durch sorgfältiges Waschen und Reinigen gesund erhalten werden, nicht minder Kopf und Füße. Unsere Haut ist besonders empfänglich für manche ansteckende Krankheiten; man soll sich deshalb hüten, Leute zu berühren, welche mit der Krätze oder einem andern Ausschlage behaftet sind, noch weniger Kleider tragen, welche Personen angehörten, die an ansteckenden Krankheiten litten.

7. Der Schlaf ist zur Erhaltung des menschlichen Körpers unentbehrlich; daher schadet es, wenn man zu wenig schläft. Für den Gesunden und Erwachsenen ist ein sieben Stunden langer Schlaf hinreichend; Kinder können eine Stunde länger schlafen; aber das zu viele und lange Schlafen macht träge und entkräftet den Körper. Durch Körperarbeit und Bewegung werden die Muskeln gestärkt, durch Müßiggang und Trägheit aber erschlaffen sie und verlieren ihre Spannkraft, daher ist das Turnen sehr gesund.

8. Wenn wir nun aber noch so vorsichtig und sorgfältig Alles vermeiden, was unsere Gesundheit stören möchte, so können wir es doch nicht dahin bringen, alle Krankheiten von uns abzuwehren. Wird man von einer solchen befallen, so rufe man frühzeitig einen geschickten Arzt zu Hülfe und richte sich strenge nach dessen Anordnungen; vor Allem aber hüte man sich, seine Zuflucht zu Quacksalbern und zu sogenannten Hausmitteln zu nehmen, von deren Unschädlichkeit man nicht vollkommen überzeugt ist. Befindet man sich in der Nähe eines Kranken, welcher an einer ansteckenden Krankheit leidet, so gehe man nicht nüchtern zu demselben. Man vermeide dessen Aus-

dünſtung einzuathmen oder ſchwitzende Theile ſeines Körpers ohne Noth zu berühren, und trage Sorge für eine friſche und reine Luft in dem Krankenzimmer.

9. Es giebt Fälle, in denen augenblicklich Hülfsmittel angewandt werden müſſen. Solche ſind: **a. Bei einer Vergiftung.** Die leidende Perſon trinke ſogleich eine Menge lauwarmen Waſſers, Milchrahm oder Milch mit vielem Oel. **b. Wenn ſcharfe oder ſpitzige Sachen verſchluckt worden ſind und noch im Schlunde ſtecken.** Man ſuche die Perſon zum Nießen zu bringen und gebe ihr warme Milch und Oel zu trinken. — **c. Beim Ertrunkenen.** Sobald eine ſolche Perſon aus dem Waſſer gezogen iſt, entkleide man ſie und bringe ſie in ein erwärmtes Bett, umgebe ſie mit wollenen Decken, hüte ſich aber ja, ſie vorher ſtark zu rütteln oder auf den Kopf zu ſtellen. — **d. Beim Erfrorenen.** Den Erfrornen bringe man in ein kaltes Zimmer, entkleide ihn und belege ſeinen Körper, mit Ausnahme des Mundes und der Naſenlöcher, mit Schnee. In Ermangelung deſſelben lege man den Körper in kaltes Waſſer, oder umwickle ihn mit Umſchlägen, welche vorher in kaltes Waſſer getaucht worden ſind. Zeigen ſich Spuren von Leben, ſo bringe man ihn in ein gar wenig erwärmtes Bett und reibe den Körper mit Tüchern. — **e. Beim Erhängten.** Man lege ihn auf ein weiches Lager, entkleide ihn, reibe den Körper mit warmen, wollenen Tüchern, ſprenge ihm kaltes Waſſer ins Geſicht und wehe ihm friſche Luft zu. — **f. Beim Erſtickten.** Man bringe ihn gleich in die friſche Luft und beſprenge ihm mit kaltem Waſſer das Geſicht und den ganzen Leib.

10. In allen dieſen Fällen ſchicke man aber eiligſt zu einem erfahrnen Arzte, welcher die fernern geeigneten Mittel anordnen wird.

Siebenundbreißigſte Lektion. [XXXVII.]

79. Der gerettete Jüngling.

(Von Herder.)

1 Eine ſchöne Menſchenſeele finden
iſt Gewinn, ein ſchönrer Gewinn iſt,
ſie erhalten, und der ſchönſt' und ſchwerſte,
ſie, die ſchon verloren war, zu retten.

Sankt Johannes, aus dem öden Patmos *)
wiederkehrend, war, was er geweſen,
ſeiner Heerden Hirt. Er ordnet ihnen
Wächter, auf ihr Innerſtes aufmerkſam.

In der Menge ſah er einen ſchönen
Jüngling, fröhliche Geſundheit glänzte
vom Geſicht ihm, und aus ſeinen Augen
ſprach die liebevollſte Feuerſeele.

„Dieſen Jüngling," ſprach er zu dem Biſchof,
„nimm in deine Hut. Mit deiner Treue
„ſtehſt du mir für ihn! — Hierüber zeuge
mir und dir vor Chriſto die Gemeine."

Und der Biſchof nahm den Jüngling zu ſich,
unterwies ihn, ſah die ſchönſten Früchte
in ihm blühn, und weil er ihm vertraute,
ließ er nach von ſeiner ſtrengen Aufſicht.

Und die Freiheit war ein Netz des Jünglings;
angelockt von ſüßen Schmeicheleien
ward er müßig, koſtete die Wolluſt,
dann den Reiz des fröhlichen Betruges,
dann der Herrſchaft Reiz; er ſammelt um ſich
ſeine Spießgeſellen, und mit ihnen
zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.
Als Johannes in die Gegend wieder
kam, die erſte Frag' an ihren Biſchof
war: „Wo iſt mein Sohn?" — „Er iſt geſtorben;"
ſprach der Greis und ſchlug die Augen nieder.
„Wann und wie?" — „Er iſt Gott abgeſtorben!"
„Iſt (mit Thränen ſag' ich es) ein Räuber."

„Dieſes Jünglings Seele," ſprach Johannes,
„fordre ich einſt von dir. Jedoch wo iſt er?"
„„Auf dem Berge dort!"" — „Ich muß ihn ſehen."
Und Johannes, kaum dem Walde nahend,
ward ergriffen: Eben dieſes wollt' er.

„Führet, ſprach er, mich zu eurem Führer."
Vor ihn trat er! Und der ſchöne Jüngling
wandte ſich; er konnte dieſen Anblick

*) Auf der griechiſchen Inſel Patmos hat Johannes ſeine Offenbarung niedergeſchrieben.

nicht ertragen. „Fliehe nicht, o Jüngling,
nicht, o Sohn, den Waffenloſen,
einen Greis. Ich habe dich gelobet
meinem Herrn und muß für dich antworten.
Gerne geb' ich, willſt du es, mein Leben
für dich hin, nur dich fortan verlaſſen
kann ich nicht! Ich habe dir vertrauet,
dich mit meiner Seele Gott verpfändet."

Weinend ſchlang der Jüngling ſeine Arme
um den Greis, bedeckete ſein Antlitz,
ſtumm und ſtarr; dann ſtürzte ſtatt der Antwort
aus den Augen ihm ein Strom von Thränen.

Auf die Kniee ſank Johannes nieder,
küſſte ſeine Hand und ſeine Wange,
nahm ihn neugeſchenket vom Gebirge,
läuterte ſein Herz mit ſüßer Flamme.

Jahre lebten ſie jetzt unzertrennet
mit einander; in den ſchönen Jüngling
goß ſich ganz Johannes ſchöne Seele. —

Sagt, was war es, was das Herz des Jünglings
alſo tief erkannt' und innig feſt hielt?
Und es wieder fand und unbezwingbar
rettete? Ein Sankt-Johannes-Glaube,
Zutrau'n, Feſtigkeit und Lieb' und Wahrheit.

Achtunddreißigſte Lektion. [XXXVIII.]

80. Lebensregeln.

1. Den Menſchen macht ſein Wille groß und klein.
(Schiller.)

2. Müßiggang iſt aller Laſter Anfang; er führt Krankheit herbei und verkürzt unſer Leben, weil er uns ſchwächlich macht. Müßiggang greift weit mehr an, als die Arbeit. Regt die Hände, ſo lange ihr noch Kraft habt! Faulheit macht Alles ſchwer; der Fleiß macht Alles leicht. Wer ſpät aufſteht, wird nie fertig; ehe er recht in die Arbeit kommt, iſt die Nacht ſchon wieder da. Die Trägheit ſchleicht ſo langſam, daß die Armuth ſie bald einholt. Zeitig in das Bett, und zeitig aus dem Bett, macht den Menſchen geſund, reich und weiſe.

3. Was hilft es, bessere Zeiten zu wünschen und zu hoffen? Bessert euch nur selbst, so werden sich die Zeiten auch bessern.

4. Wer arbeiten will, der findet immer Brod. Dem fleißigen Manne schaut wohl der Hunger in das Haus, hinein aber wagt er sich nicht. Die Arbeitsamkeit ist des Glückes Mutter, und dem Fleißigen schenkt Gott Alles, was er bedarf. Arbeite heute, denn du kannst nicht wissen, was dich morgen abhält. Ein Heute ist mehr werth, als zwei Morgen.

81. Nachtwächter Thomas.

1. Nachtwächter Thomas, als er Alters halber seinen Dienst aufgeben mußte, bat sich's vom Bürgermeister als eine besondere Gnade aus, daß er fortan wenigstens die Stadtuhr aufziehen dürfe. Es sei, sagte er, ein ganz eignes Verdienst, den Leuten zu zeigen, woran sie sind. Das wurde ihm denn gestattet, und er zog auch fleißig nach dem Kirchgang die Uhr auf und richtete sie.

2. Es dauerte aber nicht volle vier Wochen, als Thomas den Bürgermeister bat, er möchte ihm den Dienst, den verdrießlichen, wieder abnehmen. Man könne es, sagte er, den Leuten nimmermehr recht machen. „Wenn ich auch," fuhr er fort, „die Stadtuhr genau auf Gottes Weltuhr richte, so sagen doch die Einen, sie gehe zu spät, die Andern, sie gehe zu früh; zu spät z. B. sagen die faulen Schüler; zu früh, die kargen Gewerbsmeister. „Und so," schloß er, „mag's ihnen der Teufel recht machen, ich nicht."

3. Hierauf versetzte der Bürgermeister: „Ich will euch einen guten Rath geben, wie ihr alle Theile zufrieden stellen möget. Beklagen sich die Gewerbsmeister, daß die Uhr zu früh gehe, so sagt nur recht freundlich: Ich will mir alle Mühe geben und dafür sorgen, daß die Uhr ganz richtig zeige. Und beklagen sich die Schüler, so saget desgleichen: Liebe Kinder, ich will allen Fleiß anwenden, die Uhr so zu richten, daß sie ganz genau zeigt. Lasset aber," fuhr der Bürgermeister fort, „bei dem Allen die Uhr ruhig ihren Gang gehen; nur gebet den Leuten gute und freundliche Worte, und alle werden zufrieden sein und euch in Ruhe lassen."

Neununddreißigſte Lektion. [XXXIX.]

82. Wie ſchön leuchtet der Morgenſtern.

1. Wir waren wohl oft in großer Angſt und Noth, erzählte ein alter Dorfſchulmeiſter in Schleſien, wenn wir im ſiebenjährigen Kriege auf jenen Anhöhen die Oeſtreicher, hier in den Schluchten unſre Preußen ſchlagfertig ſtehen ſahen. Weder Pferd noch Kuh, weder Milch noch Brot gab es in unſerm Dörfchen mehr; faſt in jeder Nacht hörten wir die Kanonen donnern, und mit jedem neuen Morgen ſtellte ſich auch neues Elend und neuer Jammer für uns ein.

2. Einſt hatten wir wieder die ganze Nacht hindurch ſchießen gehört; an Zubettgehen war gar nicht mehr zu denken, weil man in jeder Nacht horchen mußte, ob die Flamme nicht ſchon im Dachgiebel kniſterte. Eben hatte ich mein Morgenläuten beſorgt, guckte zum Schallloche hinaus, um zu ſchauen, was uns an dem ſchrecklichen Tage wohl wieder bevorſtehen könne, und zog, zum Himmel blickend und Gott dankend, mein Mützchen vom Kopfe, da mir Alles ganz ruhig ſchien. Ehe ich es jedoch wieder aufgeſetzt hatte, jagte ein alter ſchwarzer Huſar zum Kirchhofe herein, warf ſich vom Pferde und band ſeinen Braunen an meinen Fenſterladen. Wie mir zu Muthe ward, kann man ſich leicht vorſtellen. Ich flog mehr, als ich ging, die Thurmtreppe hinunter. Er aber ließ mir nicht einmal Zeit, meinen „guten Morgen!“ anzubringen, ſondern rief mir im barſchen Tone zu: „Geb' er mir den Kirchenſchlüſſel, Schulmeiſter!“

3 Ich erſchrak; denn obgleich das Bischen Kirchenvermögen und der vergoldete Kelch mit der Hoſtienſchachtel in Sicherheit gebracht waren, ſo befand ſich doch noch eine ziemlich reiche Altarbekleidung mit Treſſen in der Kirche. Ich legte mich auf Bitten und Vorſtellungen; allein der alte Kriegsmann wollte davon nichts wiſſen. Er ſah mit einer ſo ganz eignen Manier bald auf mich, bald auf ſeinen Säbelgriff, daß ich, um Unglück zu verhüten, voranging, um die Kirchthür zu öffnen. Meine Frau, die hinter der Hausthür gehorcht hatte, und die vor der Gefahr immer verzagter, in der Gefahr aber immer entſchloſſener war als ich, kam aus Beſorgniß um mich von freien Stücken hinter uns her.

4. Der Huſar drängte ſich in der Halle haſtig voran, ging, ohne ſich umzuſehen, an der Sakriſtei und dem Altar vorüber und ſchritt, ſo ſchnell es ſein Alter erlaubte, klirr! klirr! die Chortreppe hinauf. Hier ſetzte er ſich Athem ſchöpfend

auf eine Bank und rief mir gebieterisch zu: Schulmeister, mach' er die Orgel auf, und geb' er mir ein Gesangbuch! — Ich that augenblicklich, was er verlangte, meine Frau mußte die Balgen ziehn, der Husar hatte ein Lied aufgeschlagen und sagte nun in einem weit mildern Tone: Wie schön leuchtet der Morgenstern! Spiel' er das, lieber Schulmeister; aber so recht fein und ordentlich, er versteht mich wohl! —

5. Ich spielte nach Herzenslust, und nach geendetem Vorspiel fiel der Husar mit seiner tiefen Baßstimme ein; meine Frau hinter der Orgel und ich thaten ein Gleiches. Mein Herz wurde so muthig, daß ich mich oft nach meinem Zuhörer umschaute und ihm ganz dreist in das Gesicht sah. Er sang mit großer Andacht, hatte die Hände gefaltet, und die hellen Thränen fielen über den eisgrauen Knebelbart auf das Buch hinab. Jetzt war das Lied beendet; ich ging auf ihn zu; er schüttelte mir recht treuherzig die Hand und sprach: Großen Dank, Herr Kantor! Wo ist der Gotteskasten? —

6. Mein früherer Argwohn, daß es auf Plünderung abgesehen sei, war nun gänzlich verschwunden. Ich holte unsre Armenbüchse, und der Husar warf ein Achtgroschenstück hinein. „Wir Beide aber, wir theilen den Rest, Herr Schulmeister!" sagte er dann, indem er noch zwei Achtgroschenstücke aus der Tasche zog; da, nehm' er das eine für seine Mühe!" Ich schlug es aus; aber er war so ungestüm, daß ich es schlechterdings nehmen mußte. „Nehm' er, nehm' er," sprach er; „es klebt kein Blut daran!" — Jetzt verließ er das Gotteshaus, und wir begleiteten ihn. Sowohl meine Frau als ich waren unglaublich bewegt; ich konnte mich aber nicht enthalten, unsern wunderbaren Gast auf dem Kirchhofe zu fragen, wie ihm denn der Gedanke gekommen sei, hier seine Morgenandacht zu halten.

7. Das will ich euch wohl sagen, ihr lieben Leute, antwortete er, indem er uns Beide bei der Hand nahm. Gestern Abend sollte ein verlorner Posten ausgestellt werden, um mitten unter den herumschweifenden Patrouillen den Feind auf einem gewissen Punkte zu beobachten. Jeder von uns wußte, was die Sache auf sich hatte; — wir sind seit einigen Tagen brav daran gewesen. — Unser Rittmeister fragte nach Freiwilligen; niemand bezeigte Lust.

8. Endlich ritt ich vor, und meine drei Jungen konnten ja wohl den alten Vater nicht allein lassen. — Er braucht es nicht zu wissen, Herr Schulmeister, wie wir es anfingen; — genug, wir schlichen uns durch und hielten die ganze Nacht

auf einer buſchigen Anhöhe. Links und rechts blitzte es um uns her; wir ſahen bald hier, bald dort feindliche Mannſchaften. Nicht meinetwegen — denn wie lange werd' ich noch reiten? — ſondern nur wegen meiner Söhne ſeufzte ich in der finſtern Nacht: Herr, erhalte uns! — Kaum hatte ich es heraus, als es anfing zu dämmern, und der Morgenſtern mir ins Auge blitzte. „Wie ſchön leuchtet der Morgenſtern!" fiel mir in dieſem Augenblick aus meiner Jugendzeit ein; gar Manches, was ich ſeitdem gethan, und — was wohl nicht allemal recht war, hing ſich wie eine Bleilaſt daran; ich rechnete nach, ſeit wie viel Jahren ich in keine Kirche gekommen, und ich that Gott das Gelübde, wenn ich diesmal davon käme, wieder einmal eine Andacht zu halten. Das hab' ich denn nun gethan, und er kann wohl denken, ob mir's zu Herzen ging, als wir ſangen: Du Herr biſt's, der mich dieſe Nacht durch deine Engel haſt bewacht!

Mit dieſen Worten ſetzte er ſich auf und ritt davon.

83. Das verläumdete Roß.

(Fabel von Demme.)

Am Hofe des Löwen war ein edles Roß, das dem Könige lange treu gedient hatte. Und der König ſchätzte und liebte ſeinen treuen Diener, wie er's verdiente. Das verdroß das kleinere Hofgeſindel, und der Fuchs übernahm es, dem Löwen ſeinen treuen Diener verdächtig zu machen. Aber edel und weiſe antwortete der König der Thiere: „Es iſt ein ſicherer Beweis von der Güte meines Roſſes, daß es dich Elenden zum Feinde hat."

84. Der treue Unterthan.

(Von Pettocus.)

Als die Franzoſen im Jahre 1809 gegen Wien vordrangen, ſollte ein Bauer der Führer einer Truppenabtheilung werden. Mit ihr gedachte der Feind durch einen Nachtmarſch einen wichtigen Plan auszuführen. „Gott bewahre mich," ſagte der Bauer, „das thu' ich nimmermehr." Heftig drang der franzöſiſche Offizier, der den Vortrab befehligte, in ihn. Aber der Bauer blieb bei ſeiner Weigerung. Der Offizier beſtürmte ihn mit Verſprechungen, er bot ihm einen vollen Beutel mit Gold an; Alles vergebens. Inzwiſchen langte der Hauptzug der Feinde an, und ihr General war ſehr erzürnt, den

Vortrab noch hier anzutreffen. Als er erfuhr, daß der einzige des Weges kundige Mann sich durchaus nicht bewegen lasse, ihr Wegweiser zu sein, ließ er den Bauer vorführen. „Entweder," rief er ihm zu, „du zeigst uns den rechten Weg, oder ich lasse dich erschießen!" — „Ganz gut!" erwiderte der Bauer, „so sterbe ich als rechtschaffener Unterthan und brauche nicht Landesverräther zu werden." Da bot ihm der erstaunte General die Hand und sprach: „Geh' heim, wackerer Mann, wir wollen uns ohne Führer behelfen."

Vierzigste Lektion. [XL.]

85. Zorn und Langmuth.

1. Ein Hausherr kommt von einer weiten Reise zurück und findet sein Hauswesen durch Schuld seiner Leute in großer Unordnung. „Warum habt ihr nicht gethan, was ich euch befohlen hatte?" fragte er mit zorniger Stimme, und als die Knechte im Gefühle ihrer Schuld verstummten, fügte er in gemäßigterem Tone hinzu: „Ihr könnt von Glück sagen, daß ich heute zornig bin; ich würde euch sonst für euren Ungehorsam und eure Nachlässigkeit ernstlich strafen!"

2. Ein Grieche — er ist unter dem Namen des weisen Sokrates bekannt — hörte von seinen Freunden, daß ein Anderer Böses von ihm rede. „Das ist kein Wunder," sagte Sokrates, „Gutes reden hat dieser Mensch nicht gelernt."

3. Ein Anderer gab ihm im Vorbeigehen einen Stoß in böser Absicht, und Sokrates Freunde riethen ihm, er solle den übermüthigen Mann verklagen. Sokrates aber sagte: „Wenn mich ein Ochs oder ein Esel gestoßen hätte, würdet ihr mir wohl rathen, eine Klage gegen ihn anzustellen?"

4. Eine besondere Geduld bewies er gegen seine Ehegattin, welche sehr heftiges Gemüthes war und in ihrer Heftigkeit oft Dinge that, die eine rechtschaffene Frau sich gegen ihren Mann nicht erlauben soll. Einmal hatte sie mit ihrem Manne um eine Kleinigkeit lange gezankt, und als der Mann, des Zankens und Scheltens müde, zum Hause hinausging, goß sie ihm eine Schüssel unreines Wasser über den Kopf. „Das dachte ich wohl," sagte Sokrates, „daß auf solch ein Gewitter auch Regen folgen müsse."

5. Bajazeth, der zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts Sultan, d. i. Beherrscher der Türken, war und von einem andern Eroberer, Timur oder Tamerlan, heftig bedrängt wurde, war eines Tages auf den größten Theil seiner Offiziere sehr aufgebracht. Er hielt einen Kriegsrath und beschloß, sie alle niedersäbeln zu lassen; keiner von seinen Ministern wagte, dem erzürnten Sultan zu widersprechen. Da schlug sich Hassa, Bajazeths Lustigmacher, mit einem gut ersonnenen Scherz ins Mittel. „Sultan," sagte er, „laß sie nur niedersäbeln, sie verdienen kein besseres Schicksal; und wozu helfen sie uns? Nimm du die Fahne, und ich werde die Trommel umhängen. Wir Beide wollen den Tartaren genug zu schaffen machen." Der Sultan wurde nachdenkend, und sein Zorn ging vorüber.

86. Die Worte des Koran*).

(Von v. Zedlitz.)

1. Emir †) Hassan, Enkel des Propheten, ‡)
faltet seine Hände, um zu beten,
setzt sich auf den Teppich dann im Saale
nieder, um zu kosten von dem Mahle.

2. Und ein Sklave trägt vor ihn die Speise,
und er schüttet ungeschickter Weise
von der Schüssel Inhalt, daß die Seide
ward beflecket auf des Emirs Kleide.

3. Und der Sklave wirft sich auf die Erde,
und beginnt mit ängstlicher Geberde:
„Herr, des Paradieses Freuden theilen,
die ihr Zürnen zu bemeistern eilen."

4. „„Nun ich zürne nicht!"" antwortet' heiter
Hassan; und der Sklav' versetzte weiter:
„Doch noch mehr belohnt wird, wer Verzeihen
dem Beleidiger läßt angedeihen!"

5. „„Ich verzeihe!"" So des Emirs Worte.
„Doch geschrieben steht an selbem Orte."
Sprach der Sklave, „daß am höchsten thronen
soll, wer Böses wird mit Gutem lohnen!"

*) Der Koran: Die heilige Schrift der Mohamedaner.
†) Emir heißt Oberhaupt und bezeichnet einen Statthalter.
‡) Unter dem Propheten ist Mohamed verstanden.

6. „„Deine Freiheit will ich dir gewähren,
und dies Gold hier, das Gebot zu ehren;
mög' es nie geschehen, daß Gesetze
des Propheten Gottes ich verletze!"„

Einundvierzigste Lektion. [XLI.]

87. Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.

Ein Kanonier im siebenjährigen Kriege steht eben, da eine Schlacht beginnen soll, dicht an einer Kanone, die er bedienen hilft, und weil eben ein Gewitter heraufzieht und der Donner fürchterlich daher rollt, will er sich und seinen Kameraden Muth machen und spricht in seines Herzens Uebermuth: Ja donnere du nur da oben in deinem Himmel, wir werden auch bald donnern, und da wird es anders hergehen, und es werden die Stücken nur so fliegen. Das sagte er einmal und zweimal und dreimal; da kam das Gewitter näher, und ein Blitzstrahl tödtete den Mann, der so lästerliche Reden geführt hatte.

88. Die Tabackspfeife.

(Von Pfeffel.)

1. „Gott grüß' euch Alter! Schmeckt das Pfeifchen?
Weis't her! — Ein Blumentopf
von rothem Thon' mit gold'nen Reifchen. —
Was wollt ihr für den Kopf?"

2. „O Herr! den Kopf kann ich nicht lassen;
er kommt vom bravsten Mann',
der ihn, ich weiß nicht welchem Bassen, *)
bei Belgrad †) abgewann."

3. „Da, Herr, da gab es rechte Beute!
Es lebe Prinz Eugen! ‡)
Wie Grummet sah man unsre Leute
der Türken Glieder mäh'n."

4. „Ein ander Mal von euren Thaten;
Hier, Alter! seid kein Tropf;
nehmt diesen doppelten Dukaten
für euren Pfeifenkopf."

*) Bassa oder Pascha, der Statthalter einer türkischen Provinz.
†) Festung in Serbien.
‡) Einer der größten Feldherrn Oesterreichs.

5. „Ich bin ein armer Kerl und lebe
von meinem Gnadenſold';
doch, Herr, den Pfeifenkopf, den gäbe
ich nicht um alles Gold."

6. „Hört nur: Einſt jagten wir Huſaren
den Feind nach Herzensluſt;
da ſchoß ein Hund von Janitſcharen *)
den Hauptmann in die Bruſt."

7. „Ich hob ihn flugs auf meinen Schimmel, —
er hätt' es auch gethan, —
und trug ihn ſanft aus dem Getümmel
zu einem Edelmann'."

8. „Ich pfleg' ihn, und vor ſeinem Ende
reicht er mir all' ſein Geld
und dieſen Kopf, drückt mir die Hände,
ſtirbt als ein wack'rer Held."

9. „Das Geld mußt du dem Wirthe ſchenken,
der dreimal Plünd'rung litt, —
ſo dacht' ich, und zum Angedenken
nahm ich die Pfeife mit."

10. „Ich trug auf allen meinen Zügen
ſie wie ein Heiligthum,
wir mochten weichen oder ſiegen,
im Stiefel mit herum."

11. „Vor Prag verlor ich auf der Streife
das Bein durch einen Schuß;
da griff ich erſt nach meiner Pfeife
und dann nach meinem Fuß."

12. „Ihr rühr't mich, Alter, bis zur Thräne.
O, ſagt, wie hieß der Held,
dem ich einſt gleich zu ſein mich ſehne?
Gern prieſ' ich ihn der Welt."

13. „Man hieß ihn nur den tapfern Walther;
dort liegt ſein Gut am Rhein'." —
„Das war mein Ahne, lieber Alter,
und jenes Gut iſt mein."

*) Türkiſche Soldaten zu Fuß.

14. „Kommt, Freund! ihr soll't bei mir nun leben;
vergesset eure Noth;
und trinkt mit mir von Walthers Reben
und eßt von Walthers Brot."

15. „Nun topp! Ihr seid sein wack'rer Erbe.
Ich ziehe morgen ein;
und euer Dank soll, wenn ich sterbe,
die Türkenpfeife sein."

Zweiundvierzigste Lektion. [XLII.]

89. Vom Rechnen.

1. Es ist im Leben oft nützlich und nothwendig, daß man recht genau rechne, und Mancher wäre ein behaltener Mann, wenn er nur ein wenig sorgfältiger gerechnet hätte. Z. B. Wer ein Haus baut, der soll überschlagen, wieviel es ihm kosten wird, und ob er auch die Mittel habe, den Bau hinauszuführen; und wer auf Reisen ist, soll seinen Vorrath an Gelde oft zählen, damit er nicht im Anfang zuviel ausgebe und dafür späterhin Noth leiden müsse. Auch im gewöhnlichen Leben soll man zuweilen nachrechnen, wieviel diese oder jene Ausgabe im Jahre beträgt, und die entbehrlichen Ausgaben beschränken, damit es nicht nachher an dem Nothwendigen fehle. Giebst du z. B. alle Tage nur fünf Cents unnöthig aus, so macht es in der Woche schon 35 Cents, in einem Monat von 30 Tagen macht es 1 Dollar 50 Cents und in einem Jahre volle 18 Dollars ohne die Cents, die noch auf die längeren Monate fallen.

2. Oder auch so. Du stehst alle Tage um 6 Uhr des Morgens auf und gehst um 10 Uhr zu Bette, und arbeitest dabei täglich 10 Stunden, denn 6 Stunden nimmst du zum Essen, zur Ruhe und zu deiner Erholung; dein Nachbar aber steht täglich um 4 Uhr des Morgens auf und geht eine Stunde später zu Bette und arbeitet täglich 3 Stunden mehr als du. Nun rechne einmal aus, wieviel das im Jahre betragen wird, und wieviel länger dein Nachbar gelebt hat, wenn er auch dem Taufschein nach mit dir gleich alt ist.

3. Aber es ist doch nicht gut, daß man überall und immer nach der größten Strenge rechne; denn es giebt auch Fälle, wo das Rechnen zu nichts hilft, und wo man besser thut, auch fünf gerade sein zu lassen. Wenn du dem Armen giebst oder deinem Bruder leihest, so brauchst du nicht eben zu berechnen,

wie viel du mit dem Gelde ſonſt wohl hätteſt erwerben können, oder wieviel es Zinſen brächte in einem Jahr oder in zweien. Und wenn du mit Andern zu theilen haſt, und ſie wollen dir geben, was billig iſt, ſo mußt du auch nicht haarſcharf berechnen, daß dir noch etliche Dollars oder Cents mehr zukommen; das iſt ja auch etwas werth, daß du die Sache in der Güte beendeſt, und nicht nöthig haſt, erſt mit deinen Freunden zum Richter zu gehen.

Dreiundvierzigſte Lektion. [XLIII.]

90. Der Sternſeher.

(Von Hebel.)

In einem der letzten Feldzüge ſtand einmal ein Soldat während einer hellen Sommernacht Schildwache. Zum Zeitvertreib betrachtete er die benachbarten Häuſer und Gebäude, und unter andern auch einen runden Thurm, auf welchem mehrere Perſonen herum ſtanden, die an den Himmel hinauf ſchauten. Auf einmal ſtreckt einer von den Sternſehern ein langes Fernrohr heraus und richtete dasſelbe nach einem Sternchen in die Höhe. Der Soldat dachte: Was will denn der da oben mit ſeinem Blasrohr? Nachdem er ihm eine Zeit lang unbeweglich zugeſchaut hatte, ſagte er bei ſich ſelbſt: Der zielt aber lange. Endlich ſchoß ein Stern, wie man zu ſagen pflegt, und der Soldat gerieth in Erſtaunen und Bewunderung. Alle Welt! — ſagte er überlaut — der kann's! Er meinte nämlich, der Aſtronom habe den Stern vom Himmel herunter geſchoſſen, wie man einen Vogel vom Zweige herabſchießt. Es giebt alſo nicht nur Leute, die da meinen, die Sterne ſchießen, ſondern auch, daß ſie können geſchoſſen werden.

91. Lehren der Klugheit und Weisheit.

1. Der Menſch kann, was er ſoll, und wenn er ſagt: ich kann nicht, ſo will er nicht.

2. Die Erde iſt kein Himmel, aber auch kein Jammerthal; die Menſchen ſind keine Engel, aber eben auch keine Teufel.

3. Oft träumt der Menſch ein künftiges Glück und verſchläft darüber das gegenwärtige.

4. Viele Leute reden öfters von ihren ehemaligen dummen Streichen, damit man glauben soll, sie machten jetzt nur gescheidte.

5. Wer seinem Stande nicht Ehre macht, verdient auch nicht Ehre vom Stande zu haben.

6. Mit der Wahrheit besteht man sein ganzes Leben; mit der Lüge kaum eine Stunde.

7. Unglück giebt dem Gerechten oft einen Glanz, wie die Nacht den Sternen.

8. Dein Leben sei ein Tagebuch; trage nur gute Werke ein.

9. Besser einen Cent mit Recht, als einen Dollar mit Unrecht.

10. Der Arme hat wenig, der Geizige Nichts; sein Geld gehört nicht ihm, sondern er dem Gelde.

11. Sei noch so glücklich, du bist es nie ganz, wenn du nicht werth bist, es zu sein.

12. Je mehr Schwäche, desto mehr Lüge, die Kraft geht gerade. Jede Kanonenkugel, die Höhlen oder Gruben hat, geht krumm.

13. Sei gerecht, sei wahr, bleibe deiner würdig, dann werden weder die Menschen, noch das Schicksal dich niederbeugen können.

14. Ein bescheidener, gebildeter Mensch ist wie ein fruchtbarer, dickbelaubter Baum; er verbirgt die Früchte unter den Blättern.

15. Du bist so schwach, daß du fallen, und so stark, daß du wieder aufstehen kannst. Vergiß bei deiner Größe nie, wie klein, und bei deiner Kleinheit nie, wie groß du werden kannst.

92. Die Sperlinge.

Zwei Spatzen, siehe, zanken sich
um Kleinigkeiten fürchterlich.
Ist Niemand, der den Streit entscheide? —
Die Katze — kommt und frißt sie Beide. —

93. Eintracht.

(Von Pfeffel.)

1. Ein Vater ſchied von ſeinen Söhnen;
doch eh' er ſchied, ſucht er durch ein Symbol
zur Eintracht ihre Herzen zu gewöhnen.
„Ich ſcheide," ſprach er, „Söhne, lebet wohl!
Jedoch zuvor zerbrecht mir dieſe Pfeile,
gebunden, wie ſie ſind." In größter Eile
will Jeder den Befehl vollziehn,
jedoch umſonſt iſt ihr Bemühn.

2. Der Vater löſt hierauf das Band,
giebt Jedem einen Pfeil beſonders in die Hand.
„Zerbrecht mir den!" ſpricht er mit trüben Blicken,
und ſchnell war jeder Pfeil in Stücken.
„Merkt, Söhne," rief er, „am zerbrochenen Geſchoß,
die Eintracht nur macht ſtark und groß;
die Zwietracht ſtürzet Alles nieder!
Lebt wohl, und liebt euch ſtets als Brüder!"

94. Arbeitsregeln.

(Von Gieſemann.)

1. Gewöhne dich früh an nützliche Beſchäftigung! Bedenke, daß das Leben flüchtig iſt, durch Krankheiten verkürzt werden kann, und durch Zerſtreuungen aller Art oft bis zur Ungebühr verkürzt wird.

2. Des Morgens ſtehe früh auf! „Morgenſtunde hat Gold im Munde." Bedenke, daß du doch den vierten Theil deines Lebens verſchläfſt, wenn du auch täglich nur ſechs Stunden dem Schlafe widmeſt.

3. Zögere nicht, an die Arbeit zu gehen! Wer ſpät dazu kommt, kommt ſpät davon, oder richtet wenig aus.

4. Verſchiebe nicht auf den folgenden Tag, was du heute thun kannſt! Jeder Tag hat ſein eigenes Geſchäft. Verſchiebeſt du das heutige auf morgen, ſo biſt du genöthigt, das morgende weiter hinaus zu ſchieben.

5. Was du arbeiteſt, das arbeite gut, genau, gründlich, ſo wird es dir nie an Beſchäftigung fehlen; denn du wirſt an deiner Arbeit immer etwas zu beſſern finden, und durch den Beifall, der ihr zu Theil wird, größeres Vertrauen gewinnen.

6. Arbeite regelmäßig! Greife nicht bald dieses, bald jenes an, sondern vollende das Angefangene, ehe du Neues beginnst. Dadurch bewahrst du dich vor Zerstreuung deiner Gedanken und Zersplitterung deiner Kräfte und machst dich fähig, größere Werke, deren Entwerfung Nüchternheit und deren Vollführung Ausdauer erfordert, zu Stande zu bringen.

7. „Nach der Arbeit ist gut ruhen," sagt das Sprüchwort. Die Erfahrung bestätigt diesen Ausspruch täglich, und lehrt, daß der Mensch am Abend nur dann recht vergnügt sein könne, wenn er sich bewußt ist, den Tag über seine Pflicht treu erfüllt zu haben.

Vierundvierzigste Lektion. [XLIV.]

93. Der Schatz aus Hamburg.

(Von Carl Barth.)

1. Vor etwa 200 Jahren lebte im sächsischen Erzgebirge der Fabrikbesitzer Herr Schnorr, ein Mann, der zwar wohlhabend, doch nicht reich an Geld, aber reich an Kindern war, deren er sieben hatte. Ein anderer, als reich und redlich bekannter Handelsmann aus Hamburg war früher jedes Jahr gekommen, um bei unserm Schnorr Einkäufe zu machen; seit mehreren Jahren aber nicht mehr, und war eine beträchtliche Summe Geldes ihm schuldig geblieben. Weil damals die Posten und Eisenbahnen noch nicht, wie jetzt, waren, und allerlei Nachrichten umliefen, blieb dem guten Schnorr Nichts übrig, als selbst nach Hamburg zu reisen, um die Schuld einzutreiben. Er sattelte daher seinen Klepper und ritt dahin ab, voll Hoffnung, mit einigen hübschen Röllchen geprägten Goldes und Silbers im Mantelsack wiederzukehren. Es kam aber anders.

2. In Hamburg fragt Schnorr nach dem bekannten Handelsherrn; aber statt in ein großes Kaufmannshaus weist man ihn in ein entferntes, niedriges Häuschen. Eine ärmlich in Trauer gekleidete Frau kommt ihm entgegen, in der kleinen Stube arbeiten bleiche und nothdürftig umhüllte Kinder. Auf seine Erkundigung nach dem Handelsfreund erzählt ihm die Frau, die Augen von Thränen verdunkelt, daß ihr Mann ohne eigne Schuld sein ganzes Vermögen verloren habe, darüber vor Gram gestorben sei und sie hülflos und ganz arm mit den Kindern hinterlassen habe; ihr bitterster Schmerz sei aber

der, daß ihre Kinder ohne männliche Aufſicht und Lehre nach und nach verwildern würden. Heute ſei's gerade ein Jahr, daß ihr Mann geſtorben ſei, — und die Kinder fingen von Neuem an zu weinen.

3. Da hatte der Mann Schuld und Forderung vergeſſen, ſpricht der Frau freundlich zu, mahnt ſie an Den, der auch die Lilien kleide. „Sechs alſo?" fragt er endlich, und hat das kleine Mädchen vergeſſen, das er ſchon lange auf dem Arme trägt. Jetzt erſt bemerkt er, daß es hier gerade iſt, wie daheim in ſeinem Hauſe, ſechs Knaben und ein Mädchen, und es kam ihm vor, als ſeien ſeine Kinder verwaiſt und ſeine Frau trauere um ihn ſelbſt. Er bleibt; aber je länger er bleibt, deſto mehr ſieht man ihm an, daß er etwas auf dem Herzen hat, was er nicht recht vorzubringen weiß. „Wie wär's," — ſagt er endlich an der Thür, — „wie wär's, wenn ihr — aber ihr dürft nicht böſe werden — wenn ihr mir die Kinder mitgäbt? aber ich muß ſie freilich alle haben, ſonſt iſt's zu Hauſe nicht recht." Die Mutter erſchrickt; der Mann iſt ihr zwar als ein redlicher Mann bekannt; aber alle von ſich laſſen?! Der Kaufmann bittet und ſtellt ihr vor — als ob ihm die Wohlthat erwieſen werde, und endlich ſiegt das Gefühl, ihre Kinder alle wohl aufgehoben und verſorgt zu wiſſen, über das Mutterherz. — Schnell läßt der Mann für ſeine neuen Pfleglinge wärmere Kleider machen, kauft ein Wägelchen mit Tuch überſpannt, und nach einigen Tagen fährt die kleine heilige Schaar, von den Thränen, Segenswünſchen und Gebeten der Mutter begleitet, von Hamburg ab.

4. Nach acht Tagen rollt die kleine Arche Noah vors Haus in der Heimath. Heraus eilt die Hausmutter, empfängt freudig küſſend den geliebten Mann und fragt: „Nun, bringſt du einen rechten Schatz mit, Alter?" Da antwortete Schnorr lächelnd: „Freilich, Mütterchen! Schätze, die du mir bewahren ſollſt." Der Mutter nach ſtürmen aus dem Hauſe die eigenen Kinder des Schnorr, ſechs Knaben und das kleinſte Mädchen, und rufen, den Vater bei allen Rockzipfeln faſſend: „Haſt du uns was Schönes mitgebracht?" Und er antwortete freundlich: „Ja, ihr Panduren*)! Jedem ein Spielzeug aus Hamburg, ſo groß, wie ihr ſelber!"

5. Nun geht's an den bedeckten Wagen, und heraus ſteigen, klettern, kriechen und purzeln eins, zwei, drei, vier, fünf, ſechs Knaben und ein Mädchen, immer eins kleiner, als das andere, wie die Orgelpfeifen im Hauſe des Herrn, aber

*) Panduren nannte man eigentlich ungariſche Soldaten zu Fuß.

schon nicht mehr so bleich und abgehärmt, sondern munter und rothwangig. „Heisa, neue Spielkameraden!“ rufen die Kinder und ziehen freudig Jeder seinen passenden kleinen Mann ins Haus; die kleine Marie aber geht auf das noch etwas fern und scheu stehende Mädchen zu und lallt: „Komm' nur, hab' ein' Pupp' für dich!“

6. Die Mutter macht' anfangs freilich große Augen bei der unerwarteten Verdoppelung ihres Haushalts; aber ehe der Vater noch auserzählt hat, hat sie das kleine Mädchen schon auf den Armen und herzt und tröstet das nach der Mutter weinende Kind. — Alle wachsen und gedeihen, lernen tüchtig, lohnen die Mühe der Pflegeeltern durch Geschicklichkeit, Anstelligkeit, gute Aufführung, wurden später sämmtlich geachtete und wohlhabende Leute, deren Nachkommen noch jetzt in Sachsen als reiche Kaufherren leben, und liest die Geschichte vielleicht Mancher, dessen Ur-Ur-Großvater mit aus dem Wägelchen herauspurzelte.

7. Die Nachkommen des wackern Schnorr leben auch noch, arm an Glücksgütern, doch reich an Gemüth, Kunst und Geschicklichkeit, und obgleich für wichtige Dienste, dem Staate geleistet, ihrem Aeltervater ein Adelsdiplom durch den Kurfürsten verliehen wurde, haben doch weder dieser, noch jene jemals eigentlich dasselbe geltend gemacht, indem sie den unsichtbaren Stern in der Brust höher achteten, als den sichtbaren auf dem Rock.

96. Gott sorgt für Alle.

(Von Hey.)

1. Weißt du, wie viel Sterne stehen
an dem blauen Himmelszelt?
Weißt du, wie viel Wolken gehen
weithin über alle Welt?
daß ihm auch nicht eines fehlet
an der ganzen großen Zahl.

2. Weißt du, wie viel Mücklein spielen
in der hellen Sonnengluth?
wie viel Fischlein auch sich kühlen
in der hellen Wasserfluth?
Gott, der Herr, rief sie mit Namen
daß sie all' ins Leben kamen,
daß sie nun so fröhlich sind.

3. Weißt du, wie viel Kinder frühe
ſtehn aus ihrem Bettlein auf,
daß ſie ohne Sorg' und Mühe
fröhlich ſind im Tageslauf?
Gott im Himmel hat an allen
ſeine Luſt, ſein Wohlgefallen,
kennt auch dich und hat dich lieb.

Fünfundvierzigſte Lektion. [XLV.]

97. Undank.

1. Vor dreißig Jahren kam ein alter Bauer mit wankendem Schritt auf einen Stab geſtützt an dem Thore einer Reſidenz an. Der Thorſchreiber ſah aus ſeiner niedrigen Wachtſtube heraus und rief ihn an: „Woher, Alter?" — „Da drüben vom Walde her," antwortete der Bauer. — „Wo geht denn euer Weg hin?" fragte der Thorſchreiber weiter. — „Nicht weiter als hieher," war des Bauern Antwort. — „Und was habt ihr denn hier zu ſchaffen?" „Ach," erwiderte der Alte mit einem Seufzer, „ich wollte meinen eigenen Sohn verklagen. Seht, da habe ich vor mehreren Jahren mein Bischen Hab' und Gut meinen ſechs Söhnen abgetreten, um meine alten Tage in Ruhe zu verleben. Der älteſte bekam die Grundſtücke, Haus und Hof, Aecker und Wieſen; er verglich ſich mit ſeinen Brüdern und verſprach, mich bis an meinen Tod zu ernähren und zu verpflegen. Aber das will er nun nicht mehr thun, und bei meinen anderen Söhnen finde ich auch keine Hülfe. Darum will ich mich mit einer Klage an die hochfürſtliche Regierung wenden."

2. „Aber ſagt mir doch," fragte der Thorſchreiber, „wie alt ſeid ihr denn eigentlich?" — „Großer Gott!" entgegnete der Bauer, „ich bin nun 73 Jahre alt." — „Nun," ſagte der vorwitzige Thorſchreiber, „da kann ich euch den Beſcheid ſelbſt geben, und ihr braucht euch nicht erſt an die Regierung zu wenden. Ihr wißt ja, daß in der heiligen Schrift ſteht: Unſer Leben währet ſiebenzig Jahr'. Da habt ihr ſchon drei Jahre zu viel gelebt!"

3. Der Alte ſah den Thorſchreiber erſchrocken an: „Ja, wenn's ſo iſt, ſo thue ich wohl am beſten, wenn ich umkehre. Unſer Herr Gott wird mich ja bald zu ſich nehmen!" ſagte er

endlich wehmüthig und setzte sich auf einen Stein vorm Thore, um auszuruhen.

Den Greis hat unser Herr Gott zu sich genommen; auf dem Stein aber am Thore sitzt alle Sonntage der älteste Sohn und bettelt.

98. Die Nuß.

(Von Chr. Schmidt.)

Unter dem großen Nußbaume nächst dem Dorfe fanden zwei Knaben eine Nuß. „Sie gehört mir!" rief Ignaz, „denn ich habe sie zuerst gesehen." „Nein, sie gehört mir!" schrie Bernhard, „denn ich habe sie zuerst aufgehoben." Beide geriethen in einen heftigen Streit. — „Ich will den Streit ausmachen!" sagte ein größerer Junge, der eben dazu kam. Er stellte sich in die Mitte der beiden Knaben, machte die Nuß auf und sprach: „Die eine Schale gehört dem, der die Nuß zuerst sah; die andere Schale gehört dem, der sie zuerst aufgehoben; den Kern aber behalte — ich für den Urtheilsspruch." „Das," setzte er lachend hinzu, „ist das gewöhnliche Ende der meisten Prozesse."

Wer Freude hat am Prozessiren,
wird, statt gewinnen, nur verlieren.

Sechsundvierzigste Lektion. [XLVI.]

99. Schlechter Lohn.

(Von Hebel.)

1. Als im letzten preußischen Kriege der Franzose nach Berlin kam, in die Residenzstadt des Königs von Preußen, da wurde unter Anderm viel königliches Eigenthum weggenommen und fortgeführt oder verkauft. Denn der Krieg bringt nichts, er holt. Was noch so gut verborgen war, wurde entdeckt und Manches davon zur Beute gemacht, doch nicht Alles.

2. Ein großer Vorrath von königlichem Bauholz blieb lange unverrathen und unversehrt. Doch kam zuletzt noch ein Spitzbube von des Königs eigenen Unterthanen, dachte, da ist ein gutes Trinkgeld zu verdienen, und zeigte dem französischen Kommandanten mit schmunzlicher Miene und spitzbübischen Augen an, was für ein schönes Quantum von eichenen und tannenen Baustämmen noch da und da beisammen liege, woraus manch 1000 Thaler zu lösen wäre. —

3. Aber der brave Kommandant gab ſchlechten Dank für die Verrätherei und ſagte: „Laßt ihr die ſchönen Bauſtämme nur liegen, wo ſie ſind. Man muß dem Feind nicht ſein Nothwendigſtes nehmen; denn wenn euer König wieder ins Land kommt, ſo braucht er Holz zu neuen Galgen für ſo ehrliche Unterthanen, wie ihr einer ſeid.“

100. Sünde.

(Von Samuel v. Butſchky.)

Die Sünde ſtellet ſich im Anfange gar züchtig an und vermummt ſich wie König Saul, als er nach Endor ging; hernach aber wird ſie unverſchämt und thut die Larve vor der öffentlichen Welt von ſich. Im Anfange überredet ſie uns zu höflichen Ergötzlichkeiten und bringet uns aufs Letzte durch dieſe zu unzuläßlichen Wollüſten. Wer dieſe Sünde nicht will bei ſich wachſen laſſen, der muß ihr im Anfange widerſtehen. Es iſt zu ſpät, auf Arzeneien zu gedenken, wenn die Krankheit nicht mehr zu heilen iſt; man kann einer Krankheit leichter vorkommen, als von derſelben wieder geneſen.

101. Die Rache

(Von Friedrich Rückert.)

Der Knecht hat erſtochen den edlen Herrn;
der Knecht wär' ſelber ein Ritter gern.
Er hat ihn erſtochen im dunklen Hain,
und den Leib verſenket im tiefen Rhein,
hat angeleget die Rüſtung blank,
auf des Herren Roß ſich geſchwungen frank.
Und als er ſprengen will über die Brück',
da ſtutzet das Roß und bäumt ſich zurück.
Und als er die güld'nen Sporen ihm gab,
da ſchleudert's ihn wild in den Strom hinab.
Mit Arm, mit Fuß er rudert und ringt,
der ſchwere Panzer ihn niederzwingt.

102. Drei Wünſche.

Dreierlei iſt's, was ſich die Menſchen am häufigſten wünſchen: Weisheit, Macht, Reichthum; und wer herzhaft wünſcht, der will kurzweg alle drei Dinge zuſammen haben; nämlich, daß er weiſe, mächtig und reich zugleich ſei. Daß

aber ſolcher Wunſch ſelten einem Menſchenkind' ausgeht, weiß Jeder. Doch nur Wenige wiſſen, daß ihn eigentlich Jeder ſich ſelbſt erfüllen könnte. Wie das? Das ſagt uns ein alter Weiſer, der da ſchreibt: „Der iſt weiſe, der von Jedermann lernt; der iſt mächtig, der ſeine Begierden zwingt, und der iſt reich, der ſich an Wenigem genügen läßt.“

Siebenundvierzigſte Lektion. [XLVII.]

103. Der Informator. *)

(Von Gellert.)

Ein Bauer, der viel Geld und nur zwei Söhne hatte,
nahm einen Informator an.
„Ich,“ ſprach er, „und mein Ehegatte,
wir übergeben ihm, als einem wackern Mann,
was uns am liebſten iſt. Leit' er ſie treulich an.
Er ſieht's, es ſind zwei muntre Knaben,
und freilich wird er Mühe haben;
jedoch ich will erkenntlich ſein.
Ich halte viel auf's Rechnen und auf's Schreiben;
das laſſ' er ſie recht fleißig treiben,
und präg' er ihnen ja das Chriſtenthum wohl ein!
Ich kann's ihm nicht ſo recht beſchreiben;
allein er wird mich wohl verſtehn.
Ich möchte ſie gern klug und ehrlich ſehn;
das macht bei aller Welt gelitten,
und iſt vor Gott im Himmel ſchön.
Erfüll' er alſo meine Bitten!
Hier geb' ich ihm zwei Stübchen ein,
und was er braucht, das ſoll zu ſeinen Dienſten ſein.“

Der Lehrer fand ein Herz bei ſeinen Bauernknaben,
wie hundert Junker es nicht haben.
Ein braver Mann, geſchickt im Unterrichten,
erfüllt' er redlich ſeine Pflichten,
und das gefiel dem Bauer ſehr.

---

*) Ein Lehrer, Hauslehrer.

Er hielt ihn ungemein in Ehren,
kam oft, den Kindern zuzuhören,
weil es die Pflicht der Väter wär'.

Nun war ein Jahr vorbei. „Herr," ſprach der gute Bauer,
„was ſoll für ſeine Mühe ſein?"

„Ich fordre dreißig Thaler." — „Nein,
nein!" fiel der Alte hitzig ein,
„ſein Informatordienſt iſt ſauer.
So kriegte ja der Großknecht, der mir pflügt,
beinah ſo viel, als der Gelehrte kriegt,
der das beſorgt, was mir am Herzen liegt.
Die Kinder nützen ihn ja für ihr ganzes Leben.
Nein, lieber Herr, das geht nicht an;
ſo wenig giebt kein reicher Mann.
Ich will ihm mehr, ich will ihm hundert Thaler geben,
und mich von Herzen gern verſtehn,
ihm jährlich dieſen Lohn anſehnlich zu erhöhn.
Geſetzt, ich müßt' ein Gut verpfänden;
auch das! Iſt's denn ein Bubenſtück?
Viel beſſer, ich verpfänd's zu meiner Kinder Glück,
als daß ſie's, reich und laſterhaft, verſchwenden."

104. Wolf, Ziege und Kohl.

Ein Mann ſollte in einem Kahn einen Wolf, eine Ziege und einen Haufen Kohl über einen Fluß bringen. Der Kahn war aber ſo klein und enge, daß er nur immer einen von dieſen Gegenſtänden aufnehmen konnte. Es entſtand nun die Frage, welchen der Mann zuerſt überſchiffen ſollte, ohne fürchten zu müſſen, daß während der Ueberfahrt der Wolf die Ziege, oder die Ziege den Kohl freſſe.

Je nun, verſetzte Hermann, ich hätte zuerſt den Wolf übergeſetzt.

Der Vater. Aber dann hätte ja unterdeß die Ziege den Kohl aufgefreſſen.

Bertha. Nein, ich würde zuerſt die Ziege überſetzen, denn der Wolf kann ja doch den Kohl nicht freſſen.

Der Vater. Recht gut! Das würde das erſte Mal wohl gehen; aber was ſoll er nun zur zweiten Ueberfahrt nehmen? Den Wolf? — ſo würde dieſer während der dritten

Ueberfahrt die Ziege zerreißen. Den Kohl? dann würde dieſer eine Beute der Ziege.

Bertha. Ja, da weiß ich wirklich dem armen Manne keinen Rath zu geben.

Hermann. Ich eben ſo wenig, denn wollte er auch zuerſt den Kohl einſchiffen, ſo würde die arme Ziege von dem grauſamen Wolfe zerriſſen werden. — Iſt denn aber der Kahn wirklich ſo ſchmal und klein, daß er den Wolf und den Kohl nicht zugleich aufnehmen könnte?

Der Vater. Wenn dies anging, ſo wäre in der That Alles gerettet. Aber du haſt gehört, daß dies nicht geſchehen kann.

Hermann. Nun, da kann ich weder rathen, noch helfen. Da muß der Mann eine von den Sachen verlieren.

Bertha. Ich ließ die Ziege immer Etwas von dem Kohl naſchen. In der kurzen Zeit wird ſie doch ſo viel nicht freſſen. Wenn ich dann den Wolf zuerſt übergeſetzt hätte, ſo holte ich den Kohl und zuletzt die Ziege.

Der Vater. Das könnte dem armen Manne aber doch Verdruß zuziehen, wenn er ſeinem Herrn den angenagten Kohl überbrächte.

Hermann. Ei Vater, nun weiß ich, wie er's machen muß. Unterdeß er den Wolf überſetzt, muß er die Ziege anbinden, daß ſie den Kohl nicht erreichen kann.

Der Vater. Dein Vorſchlag iſt nicht übel! Aber es fehlt ſowohl an einem Stricke, als auch an einem Baume.

Hermann. Schlimm, daß auch Alles ſo unglücklich zuſammentreffen muß.

Bertha. Konnte aber auch der Mann nicht vorher daran denken und ſich mit einem Knüppel und Strick verſehen!

Der Vater. Daran hat er wirklich nicht gedacht. Da er nun einmal in der Verlegenheit iſt, ſo möcht' ich ihn doch gern daraus gerettet ſehen.

Ich hab's! rief endlich Wilhelm, der lange in tiefem Nachdenken geſeſſen hatte.

Der Vater. Ei, vortrefflich! So giebt es alſo wirklich ein Mittel, die Ziege und den Kohl zu retten? Laß doch hören!

Wilhelm. Beim erſten Ueberfahren nimmt der Mann die Ziege, der Kohl bleibt beim Wolf, der ihn gewiß

nicht anrührt. Das zweite Mal nimmt er den Kohl, bringt ihn an das jenseitige Ufer und nimmt bei der Rückfahrt die Ziege wieder mit. Diese führt er dann aus dem Schiff und schifft nun den Wolf über, der dann wieder zum Kohl kommt. Zuletzt holt er die Ziege, und so ist Alles in Sicherheit.

Der Vater. Brav, Wilhelm! Richtig gedacht! Der Mann machte es ebenso, wie du gerathen hast.

Achtundvierzigste Lektion. [XLVIII.]

103. Der Riese Goliath.

(Von Claudius.)

1. War einst ein Riese, Goliath,
gar ein gefährlich Mann;
er hatte Tressen an dem Hut
und einen Klunker*) dran,
und ein von Silber strotzend Kleid
mit einem Saum, wer weiß wie breit!

2. An seinen Schnurrbart sah man nur
mit Schauder und mit Graus;
und dabei sah er von Natur
gar wild und grimmig aus.
Sein Sarras†) war, man glaubt es kaum,
so groß fast wie ein Weberbaum.

3. Er hatte Knochen wie ein Gaul,
und eine freche Stirn,
und ein entsetzlich großes Maul;
doch nur ein kleines Hirn;
gab Jedem einen Rippenstoß
und flunkerte und prahlte groß.

4. So kam er alle Tage her
und sprach Israel Hohn.
„Wer ist der Mann? Wer wagt's mit mir?
Sei's Vater oder Sohn!
Er komme her, der Lumpenhund!
Ich werf' ihn nieder auf den Grund."

5. Da kam in seinem Schäferrock
ein Jüngling zart und fein,

*) Ein Klunker, das ist eine Quaste.
†) Säbel.

er hatte nichts als seinen Stock,
die Schleuder und den Stein,
und sprach: „Du hast viel Stolz und Wehr',
ich komm' im Namen Gottes her."

6. Und damit schleudert' er auf ihn,
und traf die Stirne gar,
da fiel der große Esel hin,
so lang und dick er war.
Und David haut in guter Ruh'
ihm nun den Kopf noch ab dazu.

7. Trau nicht auf deinen Treffenhut,
noch auf den Klunker d'ran!
Ein großes Maul es auch nicht thut,
das lern vom großen Mann;
und von dem kleinen lerne wohl,
wie man mit Ehren fechten soll.

Denkspruch. Der herzhafte und muthige Mensch wird überall geehrt, aber das verzagte Hasenherz wird überall ausgelacht.

106. Sprüchwörter.

1. Vorsorge verhütet Nachsorge. Im Laufen schnell, im Kaufen bedachtsam, im Rathen langsam. Arbeit macht die Zeit kurz. Gut verloren, Nichts verloren; Muth verloren, halb verloren; Ehre verloren, Alles verloren. Besser ein reicher Bauer als ein armer Edelmann. Was dich nicht brennt, sollst du nicht löschen wollen.

2. Reichthum macht sanft ruhn. Kunst macht Gunst. Baares Geld lacht. Viel Naschen macht leere Taschen. Ein fauler Apfel steckt hunderte an. Es kommt Mancher vom Pferd auf den Esel. Fröhlich in Ehren, kann Niemand wehren. Hunger ist der beste Koch. Fette Küche, mager Erbe. Er will über seinen Schatten springen.

3. Wer in die Mühle geht, wird bestäubt. Ein Wort, ein Wort; ein Mann, ein Mann. Deutscher Mann, Ehrenmann. Geradezu ist der nächste Weg. Es krümmt sich bald, was ein Haken werden will.

4. Gutes Wort findet guten Ort. Es ſteckt viel Ehre und Freundſchaft in einem Faß Wein. Wenn ſich der Bauer nicht bückt, ſo ackert er nicht gut. Williges Herz macht leichte Füße.

Neunundvierzigſte Lektion. [XLIX.]

107. Das verlorene Kind.

(Von Fr. Jacobs.)

1. Ein franzöſiſcher Landmann, Lefevre, war um des Glaubens willen aus ſeinem Vaterlande geflohen und wohnte im nördlichen Amerika, ohnweit der blauen Berge, auf einem Grundſtücke, das er ſelbſt mit den Seinigen urbar gemacht hatte. Er hatte mehrere Kinder; der Liebling der Eltern aber war das jüngſte, ein vierjähriger Knabe, Derik genannt. Eines Tages wird Derik vermißt. Man glaubt ihn bei den Nachbarn; man ſchickt überall herum; umſonſt. Die ganze Gegend wird durchſucht; die Nacht bricht ein, und dem ängſtlichen Rufen der Eltern antwortet nichts, als der dumpfe Wiederhall oder die Stimmen der Thiere im Wald, die ihnen noch nie ſo furchtbar geklungen hatten.

2. Während nun Lefevre mit allen den Seinigen nach dem Liebling ſucht, und ſeine Hoffnung immer tiefer ſinkt, kommt ein Wilder, Teweſſina, mit Biberfellen beladen, in Lefevres Haus, wo er bekannt war und ſeine Felle oft abgeſetzt hatte, und hört von einer alten Negerin, die man allein zu Hauſe gelaſſen hatte, den ängſtlichen Vorfall und die Verzweiflung der Eltern. Auf dieſe Nachricht befiehlt Teweſſina der Negerin, unverzüglich ins Horn zu ſtoßen, und dadurch ihrem Herrn das Zeichen zur Rückkehr zu geben. Er mache ſich anheiſchig, ihm ſein Kind wieder zu ſchaffen.

3. Als nun Lefevre das gegebene Zeichen vernimmt, eilt er athemlos zurück; denn er glaubte ſchon, das Kind habe ſich wieder gefunden. „Noch iſt es nicht da," erwiderte der Wilde auf ſein haſtiges Fragen; „aber gieb mir augenblicklich die Schuhe und Strümpfe, die dein Kind zuletzt getragen hat, und ich gebe dir mein Wort, daß ich es wieder finde." — Lefevre zögerte; der Wilde aber ließ nicht nach, in ihn zu dringen. Als nun die Schuhe und Strümpfe des Knaben herbeigeſchafft waren, ließ Teweſſina ſie von ſeinem Hunde beriechen, und führte dieſen dann in einem weiten Kreiſe um das Haus, wie ein Jäger, der ſeinen Hund die Spur eines Wildes ſuchen läßt.

4. Noch hatte er diesen Kreis nicht ganz vollendet, als der Hund einen Ton von sich gab, aus dem sein Herr abnahm, daß er auf der Spur des Kindes sei. Mit unaufhaltsamer Hast verfolgte er seinen Weg, drang in das Dickicht des Waldes ein und kehrte nach Verlauf von einer halben Stunde mit einem solchen Ausdruck von Freude zu seinem Herrn zurück, daß man an der Entdeckung des Kindes nicht zweifeln durfte. Ob es aber noch lebe, war ungewiß, und man kann leicht denken, daß die Zeit, die bis zur Aufklärung dieser Ungewißheit verfloß, für die armen Eltern noch peinlicher war, als die vorhergehende Angst.

5. Teweſſina folgte jetzt dem Hunde auf das Schnellste nach; die Andern, so gut sie konnten; und er fand den Knaben mitten im Gebüsch, am Fuße eines großen Baumes, von Laufen und Erhitzung erschöpft und mehr einem Todten als einem Lebenden gleich. Denn da sich das Kind einmal in den Wald gewagt hatte, hatte es den Rückweg vergebens gesucht und war in seiner Angst immer tiefer in die Wildniß gekommen.

6. Teweſſina nahm jetzt das Kind auf den Arm und flog den bekümmerten Eltern damit entgegen, während der treue Hund mit ausgelaſſener Freude nebenher sprang. Das Glück der Eltern denkt sich wohl Jeder, als sie von fern sahen, daß der ermattete Knabe die Arme nach ihnen ausstreckte. Ihr Dank hatte kein Ende. Auch der Hund empfing seinen Antheil; aber dieser verkroch sich zwischen die Beine seines Herrn und schien wie beschämt über alle die Dankbarkeit, die man ihm bewies.

7. Sobald die Nachricht von dem wiedergefundenen Kinde in der Nachbarschaft erscholl, strömte Alles herbei — denn Lefevre und seine Familie war bei Jedermann beliebt — und das Haus, so geräumig es auch war, konnte doch kaum die Menge der Ankommenden fassen. Das dauerte die ganze Nacht, und es war wie ein großes Fest; denn Niemand ging unbewirthet weg; und während dieser ganzen Zeit ließ die Mutter das Kind nicht von dem Schooße.

8. Der gute Wilde aber hatte sich in eine Scheune versteckt — denn das Geräusch so vieler Menschen und die Aufmerksamkeit, die man ihm bewies, waren ihm zur Last, und es kostete Mühe, ihn wieder hervorzubringen, nachdem sich der größte Theil der Gäste verloren hatte. Hierauf versammelte Lefevre alle die Seinigen und wer sonst noch zugegen war, umarmte seinen Wohlthäter vor ihren Augen und erklärte ihn nach den Gebräuchen der Wilden für seinen Bruder.

9. „Wenn du einſt alt biſt,“ ſetzte er hinzu, „und deine Füße das flüchtige Wild nicht mehr einholen, dein Arm den Bogen nicht mehr ſpannen kann, ſo komm hierher, ich will dir eine Hütte bauen, in der du nach deiner Weiſe leben kannſt, während ich für dich ſorge. Haſt du je Urſache zu Thränen, ſo will ich ſie dir trocknen, wie du die meinigen getrocknet haſt.

10. Auch dein getreuer Hund ſoll meine Pflege genießen, wenn er alt wird; ich will ihm Futter und Ruhe geben, wenn er dir nicht mehr folgen kann.“ — Dann ſetzte er hinzu, indem er den Wilden bei der Hand nahm: „Seht hier, Nachbarn und Freunde, meinen Bruder! Der Name, den mein Kind bisher führte, ſoll von nun an vergeſſen ſein. Er ſoll künftig, wie ſein Oheim und Retter, Teweſſina heißen.“

11. Alle Anweſenden gaben dieſem neuen Bunde ihren Beifall. Während aber Jeder ſeinen Gefühlen freien Lauf ließ, ſaß Teweſſina ſtill und ſah mit der rauchenden Pfeife im Munde ſtumm vor ſich hin, wie die Wilden zu thun pflegen, wenn ſie in ihren Verſammlungen ſprechen wollen. Nachdem er ſich nun gehörig geſammelt hatte, bekräftigte er nach der Sitte ſeines Landes den angebotenen Bund und ſagte:

12. „Mein Bruder, ich habe Nichts für dich gethan, was du nicht auch für mich gethan hätteſt. Es war der Wille des guten Geiſtes, der über uns wacht, daß ich zur rechten Zeit in dein Haus kam, um dir zu helfen. Biſt du glücklich, ſo bin ich es auch; freu'ſt du dich, ſo freue ich mich nicht weniger.— Wenn du zu unſern Hütten kommſt, ſo ſollſt du in keiner andern wohnen, als in der meinigen; mein Feuer ſoll das deinige ſein, du ſollſt auf meiner Bärenhaut ruhen und an keines Andern Seite ſchlafen, als an der Seite deines Bruders Teweſſina.“

13. Von dieſer Zeit an führte der kleine Derik den Namen ſeines Retters; und als dieſer geſtorben war, begab er ſich nach ſeiner Wohnung und nahm eines der Kinder des Verſtorbenen, das auch den Namen Teweſſina führte, zum Bruder an. So dauerte dieſes Bündniß der Dankbarkeit noch lange fort, und oft kam der junge Wilde über die blauen Berge, ſeinen Bruder zu beſuchen, der ihn nie unbeſchenkt entließ und auch von ihm kleine Gaben empfing, ſo wie ein Wilder ſie reichen kann.

108. Räthſel.

1. Ohne Zunge, ohne Lunge
bin ich d'rum doch nicht ſtumm;
denn, zu rechter Zeit geſchlagen,
weiß ich Tauſenden zu ſagen,
was ſie ſollen, wenn ſie wollen.

2. Ohne Streben, ohne Leben,
ohne Schmerz, ohne Herz
ſtimm' ich dennoch mit der Menge
ein in ihre Chorgeſänge,
bald in Leiden, bald in Freuden.

Fünfzigste Lektion. [L.]

109. Der Werth von Zeit und Wissen.

(Nach Hawes.)

1. Der unschätzbare Werth der Zeit wird fast nie recht erkannt. Sie ist das Kostbarste in der Welt; das Einzige, mit dem zu geizen eine Tugend ist und doch das Einzige, womit alle Menschen verschwenderisch umgehn.

2. Das Lesen, zum Beispiel, ist ein ebenso nützliches als angenehmes Mittel, um die Mußestunden auszufüllen. Fast alle jungen Leute haben Zeit genug zum Lesen, aber sie verwenden dieselbe nicht in hinreichendem Maße zu diesem Zwecke. Ihre freien Stunden werden entweder weggetändelt oder verplaudert oder auf irgend eine andere nutzlose oder gar schädliche Weise vergeudet, und dennoch klagen sie oft, daß es ihnen an Zeit fehle, Geist und Herz auszubilden.

3. Die Zeit ist das kostbarste Gut, da jeder Augenblick nur einmal kommt, um sogleich unwiederbringlich für immer zu verschwinden. Geht daher sparsam mit den euch zugemessenen freien Augenblicken um und benutzt sie so, daß ihr euch später keine Vorwürfe zu machen habet! Und wozu könnt ihr eure geschäftsfreien Stunden wohl besser verwenden, als zum Lesen der Werke guter und weiser Menschen? Derjenige Jüngling muß in der That aller Wißbegierde baar sein, dem gute Bücher nicht eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens gewähren!

4. Es ist eine nicht zu übersehende Thatsache, daß das Lesen den Stoff für anziehende und nützliche Unterhaltung schafft. Die Gedanken derer, welche sich von Büchern fern halten, müssen sich nothwendiger Weise in sehr engen Gränzen bewegen. Die Begebenheiten, die sich in ihrer unmittelbaren Nähe zutragen, die Preise von Waaren, die gewöhnlichen Geschäfte des Lebens, oder, was noch schlimmer ist, einfältige Geschichten, bilden ihr ganzes Wissen und liefern daher den Stoff für ihre Gespräche. Sie können nichts Wichtiges sagen, weil sie nichts Wichtiges wissen.

5. Es giebt ferner kein wirksameres Mittel gegen unedle Neigungen, wie zweckmäßiges Lesen. Gute Bücher veredeln den Charakter, indem sie zur Tugend hinleiten. Sie schärfen unser Pflichtgefühl, stärken uns in den Grundsätzen, befestigen unsere guten Gewohnheiten, flößen uns Liebe für das Rechte und Gute ein und erfüllen uns mit Verachtung gegen Alles, was niedrig, gemein und lasterhaft ist.

6. Der hohe Werth geiſtiger Ausbildung, welche größtentheils aus Büchern genommen wird, ſollte gleichfalls junge Leute zum Leſen anſpornen. Was bildet den größten Unterſchied, welcher zwiſchen gebildeten und rohen Völkern ſtattfindet? — Wiſſen. — Was verſchafft gewiſſen Menſchen desſelben Volkes oder derſelben Geſellſchaft ein Uebergewicht über ihre Landsleute und Genoſſen? — Wiſſen. — Wodurch ſchwang ſich Franklin aus der beſcheidenen Stellung eines Druckerlehrlings zu Würden und Anſehen in zwei Welttheilen empor? Durch Kenntniſſe und Tugend. — Was hob Sherman vom Schuſterſchemel auf einen Sitz im Congreß und verſchaffte dort ſeiner Stimme Nachdruck und Geltung bei den Beſten und Weiſeſten ſeiner Nation? — Kenntniſſe. — Wodurch erlangte Simpson, der in der Jugend am Webſtuhl geſeſſen hatte, eine der erſten Stellen unter den Mathematikern und wodurch wurde Herſchel, der Sohn eines armen Muſikanten in der Armee, ein berühmter Aſtronom, deſſen Namen alle gebildeten Nationen mit Ehrfurcht ausſprechen? — Durch Kenntniſſe! —

7. Die Verhältniſſe, welche euch zu Mitgliedern einer freien und erleuchteten Gemeinde machen, erheiſchen von euch eine gewiſſenhafte Benutzung aller Mittel, welche zur Erweiterung eurer Kenntniſſe dienen können. Ihr lebt in einem Zeitalter großer geiſtiger Aufregung. Der öffentliche Geiſt iſt wach und es offenbart ſich ein raſtloſes Streben nach Vervollkommnung auf allen Feldern des menſchlichen Wiſſens. Zu gleicher Zeit ſind die Mittel zur Erwerbung von Kenntniſſen häufiger als je vorher.

8. Der Weg zu Wohlſtand, Ehre und Glück ſteht Allen offen und Jeder darf ihn mit der gegründetſten Hoffnung auf Erfolg betreten. In unſerem freien Vaterlande giebt es keine bevorzugten Stände: Alle ſind einander gleich. Wer Talente beſitzt, wird bekannt, erlangt Anſehen und kann ſich, unter günſtigen Umſtänden, zu hohen Würden und Ehren emporſchwingen.

9. Jeder iſt frei und gleichberechtigt. Er hat eine Stimme bei der Wahl der Beamten ſowohl, als bei der Aufſtellung und Ausübung der Geſetze, und kann zu wichtigen Aemtern in dem Gemeinweſen berufen werden, deſſen Mitglied er iſt. Es gehört daher zu den Pflichten aller jungen Leute, ihren Geiſt zu bilden, die Talente zu vervollkommnen, womit Gott ſie ausgeſtattet hat und überhaupt alle diejenigen Kenntniſſe ſich anzueignen, welche zur Erreichung einer nutzbringenden und ehrenvollen Stellung im Leben unentbehrlich ſind. —

10. Jeder von euch sollte die erste Stelle im Staate durch seine Kenntnisse und Bravheit verdienen, aber es ist gleichgültig, ob er sie erhält oder nicht. Hütet euch aber ja, ehrgeizige, gewissenlose Politiker und Aemterjäger zu werden.

110. Franklin.

(Nach Haupt.)

1. Wie wir fast durchgehends die Bemerkung machen können, daß die größten Wohlthäter des Menschengeschlechts aus niederem Stande und von armen Eltern stammen, so war auch Benjamin Franklin der Sohn eines nicht sehr bemittelten Seifensieders, der aus Mißvergnügen England verlassen und sich nach Amerika übergesiedelt hatte. Benjamins Vater hatte 17 Kinder und konnte auch darum nicht viel auf ihn, das jüngste, verwenden; er bestimmte ihn zu seinem Geschäft. Doch dies mißfiel dem regsamen Knaben, und er erlernte bei seinem Bruder die Buchdruckerkunst. Nach mancherlei Schicksalen, wobei es ihm einst sehr kärglich ging, legte er eine eigene Buchdruckerei an. Wenn Andere seines Gleichen schon Feierabend gemacht hatten, arbeitete er noch fröhlich fort. Seine beständige Heiterkeit machte ihn beliebt, seine strenge Rechtlichkeit verschaffte ihm allgemeines Zutrauen. Dabei schrieb er selbst Aufsätze fürs Volk; sein schönster ist: „Der arme Richard," ein Volksbuch, das reißenden Abgang fand, und das ihr auch noch lesen müßt. Er ist der Erfinder des Blitzableiters und der Glasharmonika; und sein Ruhm verbreitete sich auch bald durch Europa.

2. Als nun im Jahre 1770 sein Vaterland sich von England wegen der ungerechten Behandlung losriß, eilte er selbst nach London, um dort die Rechte seiner Mitbürger zu verfechten. Bei dieser Gelegenheit mußte er einst vor dem Parlament erscheinen. Nun war Franklin allem Flitter und Prunk abhold und von republikanischer Einfachheit, Sitte und Kleidung. Wie er daher in einem einfachen Rocke, eine Stutzperrücke auf dem Kopfe und einen Stock von gemeinem Apfelholz in der Hand, eintrat, lächelte man über den amerikanischen Spießbürger. Aber wie schnell verwandelte sich der Spott in Bewunderung, als er zu sprechen anfing und die Rechte seines Vaterlandes mit der ruhigsten Klarheit auseinander setzte. Als er später als Gesandter nach Paris geschickt wurde, saß er, der ehemalige Buchdrucker, nicht selten mit dem Könige am Tische. Besonders merkwürdig ist, wie

dieser Mann es anfing, alle seine üblen Angewohnheiten und Fehler abzulegen. Mit aller Strenge beobachtete er sich selbst, um seine Fehler genau kennen zu lernen; er glaubte deren — wie viel meint ihr wohl? — dreizehn an sich zu entdecken. Ihr wundert euch über die große Zahl und seid überzeugt, nicht halb so viel zu besitzen? Aber lernt hieraus, daß sich selbst zu kennen, ein schweres Geschäft ist, und daß, je höher einer von sich selbst urtheilt, um so weniger er sich selbst kennt. Was that nun Franklin? Er machte sich folgende Tabelle und schrieb in die vordere Reihe die Namen der ihm, wie er wahrgenommen, noch mehr oder weniger fehlenden Tugenden, darüber aber die Namen der sieben Wochentage. So nahm sich's aus:

		S.	M.	D.	M.	D.	F.	S.
1	Mäßigkeit . . .							
2	Schweigsamkeit	+	+		+		+	
3	Ordnung	+	+	+		+	+	+
4	Entschlossenheit		+				+	
5	Sparsamkeit . .		+				+	
6	Betriebsamkeit	+						
7	Aufrichtigkeit .					+		
8	Gerechtigkeit . .							
9	Mäßigung . . .							
10	Reinlichkeit . .							
11	Ruhe							
12	Enthaltsamkeit							
13	Demuth							

3. Jede Woche nahm er nun einen Fehler besonders vor und zeichnete jeden Abend, wenn er gegen seinen Vorsatz gesündigt hatte, ein Kreuz ein; fand er aber nichts zu tadeln, so ließ er das Quadrat leer. In der folgenden Woche schritt er zum folgenden Fehler, doch so, daß er die vorigen mit beachtete. Jedes Vierteljahr war er so mit der Tabelle zu Ende und fing dann wieder von vorn an; und jedesmal wurden der Kreuzchen weniger, bis er zuletzt so Herr seiner Neigungen, und diese Tugenden ihm selbst so zur Gewohnheit geworden waren, daß er, obgleich er die Tafel stets bei sich trug, zuletzt

keine Veranlassung mehr hatte, Etwas einzuzeichnen. Wie gefällt euch das? Sollte bei euch der Gebrauch eines solchen Täfelchens so ganz unnütze sein? —

4. Ihr möget der Liste noch die Namen von folgenden Tugenden beifügen:

a	Höflichkeit . . .							
b	Mildthätigkeit.							
c	Zufriedenheit. .							

Wer sich so beobachten und dabei beten lernt, hat das Geheimniß eines reinen Lebenswandels gefunden. —

5. Franklin setzte sich auch selbst eine Grabschrift. Sie lautet: „Der Leib Benjamin Franklins, Buchdruckers, liegt hier als Speise für Würmer, wie der Einband eines alten Buches, woraus das Werk gerissen, Aufschrift und Vergoldung abgegriffen sind. Aber das Werk wird nicht verloren gehen, denn es wird wieder erscheinen in einer neuen, zierlichen Auflage, durchgesehen und verbessert vom Verfasser.“ Wer von euch vermag die einzelnen Vergleichungspunkte dieses schönen Gleichnisses zu deuten?

6. Franklin blieb durch seine Mäßigkeit gesund bis in sein hohes Alter. In seinem 84sten Jahre entschlief er sanft. Die ganze civilisirte Welt nahm Theil an diesem Ereigniß, und die Mitglieder der französischen Nationalversammlung legten drei Tage Trauer um ihn an. Eine Stelle in seinem Testamente lautete:

7. „Meinen schönen Spatzierstock von Wildapfelholz mit goldnem, in Form einer Freiheitsmütze schön gearbeitetem Knopfe, vermache ich meinem und der Menschheit Freunde, dem General Washington. Wäre es ein Scepter, er hätte es verdient und bekäme es.“

Wer sich zu bessern, täglich Etwas thut,
der wird bald gänzlich fehlerfrei und gut.

111. Die Pfeife.

(Von Benjamin Franklin.)

1. Als ich ein Knabe von sieben Jahren war, füllten mir einst an einem Feiertage meine Verwandten die Taschen mit Kupfermünzen. Ich wußte nun Nichts eiliger zu thun, als damit nach einem Kaufladen zu gehen, wo man Kinderspielzeug

verkaufte. Schon auf dem Wege dahin begegnete ich aber einem andern Knaben mit einer Pfeife, deren Ton mir ſo wohl gefiel, daß ich ihm freiwillig all' mein Geld dafür bot. Vergnügt über meinen Handel eilte ich wieder nach Hauſe und durchzog pfeifend das ganze Haus; denn meine Pfeife machte mir eben ſo viel Freude, als ich damit die ganze Familie beläſtigte. Als meine Brüder, Schweſtern, Vettern und Baſen von meinem Handel hörten, ſagten ſie mir, daß ich viermal mehr für die Pfeife gegeben hätte, als ſie werth ſei. Dies machte mich nun erſt aufmerkſam darauf, wie viel ſchöne Sachen ich für das übrige Geld hätte kaufen können, und da ſie ſich noch über meine Thorheit luſtig machten, ſo fing ich vor Aerger an zu weinen. Jetzt machte mir die Reue mehr Verdruß, als mir die Pfeife Vergnügen gemacht hatte.

2. Der Vorfall hatte aber das Gute, daß er einen bleibenden Eindruck auf mich zurückließ, der mir in der Folge ſehr nützlich wurde; denn ſo oft ich in Verſuchung gerieth, etwas Unnöthiges zu kaufen, ſagte ich immer zu mir ſelbſt: Gieb nicht zu viel für die Pfeife, und ſo ſparte ich mein Geld.

3. Als ich herangewachſen war und in die Welt eintrat, wo ich Gelegenheit hatte, die Handlungen der Menſchen zu beobachten, glaubte ich viele, ja ſogar ſehr viele Leute zu bemerken, welche zu viel für ihre Pfeife gaben.

4. Sah ich einen Ehrgeizigen um Volksgunſt buhlen, ſich beſtändig in politiſche Händel miſchen, ſeine eigenen Angelegenheiten darüber vernachläſſigen und ſich dadurch zu Grunde richten, ſo ſagte ich: Er zahlt wahrlich zu viel für ſeine Pfeife!

5. Wenn ich einen Geizhals traf, der ſich jede Art von Bequemlichkeit verſagte, ſich um das Vergnügen, Andern Gutes zu thun, betrog, die Achtung ſeiner Mitbürger verſcherzte und auf die Genüſſe zärtlicher Freundſchaft verzichtete, nur um Schätze aufzuhäufen, ſo dachte ich: Armer Mann, du bezahlſt in der That zu viel für deine Pfeife!

6. Fand ich einen Mann des Vergnügens, der jede Geiſtesfreude, jede Gelegenheit, ſein Vermögen zu mehren, blos ſinnlichen Genüſſen hintenanſetzte, ſo ſagte ich: Betrogener Mann, du ſchaffſt dir Leiden ſtatt Luſt, du giebſt zu viel für deine Pfeife!

7. Sah ich einen Menſchen, der an ſchönen Kleidern, ſchönem Hausgeräthe, ſchönen Pferden und Wagen mit Leib und Seel' hing, Schulden dafür machte und ſeine Laufbahn in

Armuth beschloß: „Ach,“ sagte ich dann, „der hat seine Pfeife theuer, sehr theuer bezahlt!“

8. Kurz, wo ich hinsah, bemerkte ich, daß die Menschen sich den größten Theil ihres Elendes dadurch selbst zuziehen, daß sie den Werth der Dinge nicht richtig zu schätzen wissen und daß sie zu viel für ihre Pfeifen bezahlen.

Einundfünfzigste Lektion. [LI.]

112. Klug geholfen.

„Kapitän!“ rief ein Matrose, „ist eine Sache verloren, wenn man weiß, wo sie ist?“ — „Nein, du Narr!“ — „Nun, so seien Sie ganz ruhig über ihre silberne Theekanne, die mir eben aus der Hand fiel; sie ist da unten im Meere.“

113. Die geretteten Schiffer.

1. Im Jahre 1778, um die Zeit der Nachtgleiche, gab es eines Tages bei Danzig einen heftigen Sturm. Die ältesten Schiffsleute auf der Ostsee konnten sich kaum auf ein ähnliches Wetter an diesen Küsten besinnen. Ich wohnte damals mit meinen Eltern nahe an den Schiffswerften. Früh Morgens sagte mein Vater zu mir: „Johannes, komm an den Strand, es wird heute Unglück die Menge geben.“ Ich folgte ihm. —

2. Nach einer Stunde erreichten wir die Danziger Münde, von da ging's weiter an das offene Meer. Es war ein kläglicher und herzzerreißender Anblick! Koffer, Trümmer von Schiffen, Tonnen, Ballen von Waaren trieben unter- und durcheinander. Der alte Schiffsherr Petersen, der auch in unserer Nachbarschaft wohnte, begegnete uns hier und erzählte meinem Vater: „Vierzehn bemannte Fahrzeuge, eines schmucker als das andere, Engländer, Dänen, Schweden, seien in dieser wilden und stürmischen Nacht mit Mann und Maus untergegangen.“ Indem wir noch so mit einander sprachen, trieb mitten unter den Planken eines gescheiterten Schiffes ein männlicher Leichnam ans Ufer. Weinende Schifferweiber mit ihren Kindern umringten ihn sogleich, um zu sehen, ob es ein Bekannter, Vater, Freund oder Bruder von ihnen wäre;

aber in den von Schaum, Moos und Meergras entſtellten Geſichtszügen hielt es ſchwer, eine Aehnlichkeit zu entdecken oder die entdeckte weiter zu verfolgen. So traurig beſchäftigt, vernahmen wir plötzlich einen Geſang aus dem Meere. Drei nackte Schiffsleute ſaßen in einem Boot und ruderten mit beigelegtem Segel dem Ufer zu. Aus den gräßlichen Tumult der vergangenen Nacht gerettet, brachten ſie dem Herrn ein fröhliches Lied zur Morgengabe. Hier iſt es:

3. Nach dem Sturme fahren wir ſicher durch die Wellen,
laſſen, großer Schöpfer, dir unſer Lob erſchallen.
Lobet ihn mit Herz und Mund, lobet ihn zu jeder Stund'!
Chriſt! Kyrie!*) Komm zu uns auf die See!

4. Einſt in meiner letzten Noth laß mich nicht verſinken,
ſoll ich von dem bittern Tod Well' auf Welle trinken.
Reich' mir dann, von Lieb' entbrannt, Herr, deine Glaubenshand,
Chriſt! Kyrie! Komm zu uns auf die See!

5. Als die drei Schiffer an das Land kamen, beſtürmte ſie ein Jeder mit Fragen. Es waren drei Matroſen, Peter von dem friſchen Haff, Claſſen aus Amſterdam und van der Smiſſen aus Harburg. Sie hatten im Sturme der vergangenen Nacht ihr Schiff und ihre geſammten Habſeligkeiten verloren und ſich auf einem armſeligen Boote gerettet. Aus ihrer Kleidung hatten ſie Segel gemacht, und der Herr, der ſeine Engel zu Boten und ſeine Diener zu Feuerflammen macht, hatte ſie trotz Sturm und Wellen wohlbehalten ans Land geführt.

114. Der kleine Hydriot†).

(Von Wilh. Müller.)

1 Ich war ein kleiner Knabe, ſtand feſt kaum auf dem Bein,
da nahm mich ſchon mein Vater mit in das Meer hinein,
und lehrte leicht mich ſchwimmen an ſeiner ſichern Hand
und in die Fluthen tauchen bis nieder auf den Sand.
5 Ein Silberſtückchen warf er dreimal ins Meer hinab,
und dreimal mußt' ich's holen, eh' er's zum Lohn mir gab.
Dann reicht' er mir ein Ruder, hieß in ein Boot mich gehn,

*) Herr.

†) Hydra, eine kleine Inſel an der Oſtküſte von Griechenland.

er selber blieb zur Seite mir unverdrossen stehn,
wieß mir, wie man die Woge mit scharfem Schlage bricht,
wie man die Wirbel meidet und mit der Brandung ficht.
Und von dem kleinen Kahne ging's flugs ins große Schiff.
Es trieben uns die Stürme um manches Felsenriff.
Ich saß auf hohem Maste, schaut' über Meer und Land,
es schwebten Berg' und Thürme vorüber mit dem Strand.
Der Vater hieß mich merken auf jedes Vogels Flug,
auf aller Winde Wehen, auf aller Wolken Zug;
und bogen dann die Stürme den Mast bis in die Fluth,
und spritzten dann die Wogen hoch über meinen Hut,
da sah der Vater prüfend mir in das Angesicht, —
ich saß in meinem Korbe und rüttelte mich nicht; —
da sprach er, und die Wange ward ihm, wie Blut, so roth:
„Glück zu auf deinem Maste, du kleiner Hydriot!" —

Und heute gab der Vater ein Schwert mir in die Hand,
und weihte mich zum Kämpfer für Gott und Vaterland.
Er maß mich mit den Blicken vom Kopf bis zu den Zeh'n,
mir war's, als thät sein Auge hinab ins Herz mir seh'n.
Ich hielt mein Schwert gen Himmel, und schaut' ihn sicher an,
und däuchte mich zur Stunde nicht schlechter als ein Mann.
Da sprach er, und die Wange ward ihm, wie Blut, so roth:
„Glück zu mit deinem Schwerte, du kleiner Hydriot!"

115. Der treue Lehrer.

1. Ein Kaufmann aus dem Staate Missouri fiel vor mehreren Jahren bei finsterer Nacht von dem Dampfschiffe „Anna" in der Nähe von Rocheport mitten in den reißenden Missouri Strom, und rettete mit Gottes Hülfe sein Leben durch Schwimmen. —

2. Als nun der Missourier wieder an einem warmen Ofen saß und sein durchnäßtes Papiergeld trocknete, sagte er halblaut — *der gute Lehrer, nach zwanzig Jahren ist's eingetroffen!* Er dachte nämlich an den treuen Lehrer seiner Kindheit, der ihn veranlaßte trotz seines Widerwillens Schwimmen zu lernen, indem der Lehrer oft zu ihm sagte: Du weißt nicht, wo dich einst das Schicksal hinwerfen wird, die Befolgung meines Raths kann dir einmal das Leben retten.

Zweiundfünfzigſte Lektion. [LII.]

116. Der alte Gott lebt noch.

1. Es war eines Sonntags Morgen. Die Sonne ſchien hell und warm in die Stube; linde, erquickliche Lüfte zogen durch die offenen Fenſter, im Freien unter dem blauen Himmel jubilirten die Vögel, und die ganze Landſchaft, in Grün gekleidet und mit Blumen geſchmückt, ſtand da, wie eine Braut an ihrem Ehrentage.

2. Aber während nun draußen überall Freude herrſchte, brütete im Hauſe, in jener Stube, nur Trübſal und Trauer. Selbſt die Hausfrau, die ſonſt immer eines heitern und guten Muthes war, ſaß heute mit umwölktem Antlitz und mit niedergeſchlagenem Blicke da beim Morgenimbiß,*) und ſie erhob ſich zuletzt, ohne etwas zu eſſen, vom Sitze, und eine Thräne aus dem Auge wiſchend, eilte ſie gegen die Thür zu.

3. Es ſchien aber auch in der That, als wenn der Fluch auf dieſem Hauſe laſtete. Es war Theurung im Lande; das Gewerbe ging ſchlecht; die Auflagen wurden immer drückender; das Hausweſen verfiel von Jahr zu Jahr mehr, und es war am Ende Nichts abzuſehen, als Armuth und Verachtung.

4. Das hatte den Mann, der ſonſt ein fleißiger und ordentlicher Bürger war, ſchon ſeit langer Zeit trübſinnig gemacht, dergeſtalt, daß er an ſeinem ferneren Fortkommen verzweifelte, und manchmal ſogar äußerte, er wolle ſich ſelbſt ein Leid anthun und ſeinem elenden, troſtloſen Leben ein Ende machen.

5. Da half denn auch kein Zureden von Seiten ſeiner Frau, die ſonſt immer aufgeräumten Sinnes war, und alle Troſtgründe ſeiner Freunde, weltliche und geiſtliche, verſchlugen Nichts, und machten ihn nur ſchweigſamer und trübſeliger. —

6. Der geneigte Leſer wird denken, da ſei es kein Wunder geweſen, daß denn zuletzt auch die Frau all ihren Muth und Freude verloren habe. Es hatte aber mit ihrer

*) Einfaches Frühſtück.

Traurigkeit eine ganz eigene Bewandtniß, wie wir bald hören werden.

7. Als der Mann sah, daß auch sein Weib trauerte und nun forteilte, hielt er sie an und sprach: „Ich lasse dich nicht aus der Stube, bis du mir sagst, was dir fehlt.“ Sie schwieg noch eine Weile, dann aber that sie ihren Mund auf, und indem sie einen tiefen Seufzer holte, sprach sie:

8. Ach, lieber Mann, es hat mir heute Nacht geträumt, unser lieber Herrgott sei gestorben, und die lieben Engelein seien ihm zur Leiche gegangen. — „Einfalt!“ sagte der Mann, „wie kannst du denn etwas so Albernes für wahr halten oder auch nur denken? Herzlieb, bedenk' doch, Gott kann ja nicht sterben.“

9. Da erheiterte sich plötzlich das Gesicht der guten Frau, und indem sie des Mannes beide Hände erfaßte und zärtlich drückte, sagte sie: Also lebt er noch, der alte Gott? — „Ja freilich,“ sprach der Mann. „Wer wollte denn daran zweifeln?“

10. Da umfing sie ihn und sah ihn an mit ihren holdseligen Augen, aus denen Zuversicht und Friede und Freudigkeit strahlten, und sie sprach: Ei nun, Herzensmann, wenn der alte Gott noch lebt, warum glauben und vertrauen wir denn nicht auf Ihn, der auch unsere Haare gezählet hat, und nicht zuläßt, daß eines derselben ohne Seinen Willen ausfalle, der die Lilien des Feldes bekleidet und die Sperlinge ernährt, und die jungen Raben, die nach Futter schreien? —

11. Bei diesen Worten geschah es dem Manne, als fielen ihm plötzlich Schuppen vom Auge, und als löfete sich das Eis, das sich um sein Herz gelegt hatte. Und er lächelte zum ersten Male wieder nach langer Zeit; und er dankte seinem frommen, lieben Weibe für die List, die sie angewandt, um seinen todten Glauben an Gott zu beleben, und das Zutrauen zu ihm hervorzurufen.

12. Und die Sonne schien nun noch freundlicher in die Stube auf das Antlitz zufriedener Menschen, und die Lüfte weheten erquicklicher um ihre verklärten Wangen, und die Vögel jubilirten noch lauter in den Dank ihrer Herzen gegen Gott.

117. Die Entdeckung.

(Von Schlez.)

Fritz. Hier, Mutter, hier bring' ich dir etwas Gutes! Ach verſuch' nur einmal, wie ſüß, wie ſüß!

Mutter (traurig). Danke Fritz. Behalte doch die Traube! Vor Allem aber ſprich, woher du ſie haſt.

Fritz. Von unſerm Herrn Pfarrer. Ich hab' ihm auf einer Leiter die Trauben an ſeinem Hauſe abgebrochen, und dafür gab er mir dieſe. O verſuch' nur! Ich hab' auch ein paar Beerchen davon gepflückt.

Mutter. Fritz, mich hungert und dürſtet dieſen Abend nicht.

Fritz. Und warum nicht? .. Ach du biſt traurig, Mutter! Was fehlt dir?

Mutter. Ach Fritz! Ich hab' eine ſchreckliche Entdeckung gemacht.

Fritz. Eine ſchreckliche Entdeckung? du weinſt, Mutter?

Mutter. Soll ich nicht weinen, wenn meine Kinder, die ich zu allem Guten erziehe, die mir euer ſeliger Vater im Sterben noch auf die Seele gebunden hat, ſo ſchändlich mißrathen?

Fritz. Gott, wie erſchreckſt du mich, Mutter! Hab' ich was Böſes gethan? Ach Gott, ich weiß es nicht einmal!

Mutter. Du nicht, aber dein Bruder Karl.

Fritz. Ach, der gute Karl! Was hat er denn Böſes gethan? Hat er dir nicht gefolgt?

Mutter. Ja wohl nicht gefolgt! — Fritz, wie heißt das ſiebente Gebot?

Fritz. Du ſollſt nicht ſtehlen. — Meinſt du etwa, ich wüßte nicht einmal, wie das ſiebente Gebot heißt?

Mutter. Dein älterer Bruder Karl weiß es ſchon länger und beſſer, als du; und doch—hat er es nicht befolgt!

Fritz. Nicht möglich! Karl, der gute Karl hätte geſtohlen? – Da wäre ja Karl ein Dieb!

Mutter. Wer Obſt und Geld ſtiehlt, iſt der kein Dieb?

Fritz. Ja wohl, ja wohl ist er's! Aber hätte der ehrliche Karl das gethan, der jeden Bissen mit uns theilte?

Mutter. Leider! Gestern sah ich, daß er sein Kleiderkästchen so schnell zuschloß und ganz verlegen that, als ich ihn darüber antraf. Es fiel mir auf; aber ich dachte doch nichts Arges. Heute seh' ich gegen alle Gewohnheit den Schlüssel abgezogen. Ich suche und finde den Schlüssel in seinem Jäckchen; ich schließe auf — und o Gott! was sah ich! — Ach! er hat ganz vergessen, was sein sterbender Vater uns sagte! „Wir sind wohl arm; aber wir werden viel Gutes haben, wenn wir Gott fürchten, die Sünde meiden und Gutes thun."

Fritz (weint). Und woher weißt du denn, daß er den schönen Spruch vergessen hat?

Mutter. Ach! ich fand in seinem Lädchen zwölf Aepfel, ein ganzes Häufchen Nüsse und dreißig Kreuzer baares Geld. Das Alles hat er nicht mit Recht, denn er hielt es geheim und hatte kein gutes Gewissen, als ich ihn darüber antraf.

Fritz. O freu' dich, Mutter! Karl ist noch immer unser ehrlicher Karl! — Aber ich muß ihm wehe thun, ich muß sein Geheimniß verrathen.

Mutter. Und welches? daß er gestohlen hat? und darüber soll ich mich freuen?

Fritz. Nein, o nein doch! Schon seit einem Vierteljahre spart er alle Heller zusammen (und auch ich habe dazu gesteuert), um dir eine Freude zu machen. Du sollst erfahren, wie ehrlich wir zu den dreißig Kreuzern gekommen sind. Wir haben sie bei Herrn Wendler verdient. Du weißt, er giebt den Kindern gern Etwas, wenn sie ihm einen Gefallen thun. Auch die Aepfel und Nüsse sind nicht gestohlen. Die Nüsse haben wir gekauft und die Aepfel bekamen wir geschenkt. Für das Geld hatten wir ein Paar wollene Handschuhe auf den Winter für dich bestellt, damit dich nicht so frieren soll, liebe Mutter, und in kommender Woche, an deinem Geburtstage, wollten wir dich damit anbinden. Ich wollte die Aepfel und Nüsse in unserm kleinen Armkörbchen und Karl die Handschuhe auf einem neuen irdenen Teller dir bringen. Siehst du, nun weißt du Alles, liebe Mutter! Aber ach! nun ist die Freude verdorben!

Mutter (mit Thränen ihn küssend). Nicht verdorben, lieber Fritz! Meine Freude ist nun doppelt groß! — Ach verzeihe mir den Verdacht! Er kam aus Liebe zu euch. Ihr sollt lieber sterben, als unehrlich sein.

Fritz. Aber liebe Mutter, der arme Karl würde weinen, wenn du ihm sagtest, daß du ihn für so böse gehalten hast. — Er hat sich auf deinen Geburtstag so herzlich gefreut! Wir wollen schweigen von deinem Verdachte und ihn auch nicht wissen lassen, daß sein Geheimniß verrathen ist.

Mutter. Recht so, mein lieber Fritz! Deinem Karl soll die Freude nicht verdorben werden. Mir thut es leid genug, daß ich deine verdorben habe.

Fritz. O nein, o nein, liebe Mutter! Keine Freude verdorben! Giebt es wohl noch eine größere für mich, als die, daß du keinen Kummer mehr hast.

118. Die alte Waschfrau.

(Von A. v. Chamisso.)

1. Du sieh'st geschäftig bei dem Linnen
die Alte dort im weißen Haar,
die rüstigste der Wäscherinnen,
im sechs und siebenzigsten Jahr.
So hat sie stets mit saurem Schweiß
ihr Brot in Ehr' und Zucht gegessen
und ausgefüllt mit treuem Fleiß
den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

2. Sie hat in ihren jungen Tagen
geliebt, gehofft und sich vermählt
sie hat des Weibes Loos getragen,
die Sorgen haben nicht gefehlt;
sie hat den kranken Mann gepflegt;
sie hat drei Kinder ihm geboren;
sie hat ihn in das Grab gelegt
und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

3. Da galt's, die Kinder zu ernähren;
sie griff es an mit heit'rem Muth,
sie zog sie auf in Zucht und Ehren,
der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.
Zu suchen ihren Unterhalt,
entließ sie segnend ihre Lieben;
so stand sie nun allein und alt,
ihr war ihr heit'rer Muth geblieben.

4. Sie hat gespart und hat gesonnen,
und Flachs gekauft und Nachts gewacht,
den Flachs zu feinem Garn gesponnen,
das Garn dem Weber hingebracht;
der hat's gewebt zu Leinewand;
die Scheere brauchte sie, die Nadel,
und nähte sich mit eigner Hand
ihr Sterbehemde sonder Tadel.

5. Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz;
es ist ihr Erstes und ihr Letztes,
ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
am Sonntag früh sich einzuprägen;
dann legt sie's wohlgefällig fort,
bis sie darin zur Ruh' sie legen.

6. Und ich, an meinem Abend, wollte,
ich hätte diesem Weibe gleich,
erfüllt, was ich erfüllen sollte,
in meinen Gränzen und Bereich;
ich wollt', ich hätte so gewußt
am Kelch des Lebens mich zu laben,
und könnt' am Ende gleiche Lust
an meinem Sterbehemde haben.

Dreiundfünfzigste Lektion. [LIII.]

119. Canova und sein Beschützer.

1. Der Knabe, dessen Geschichte ich euch jetzt in Kürze erzählen will, hieß Antonio Canova und war im Jahre 1757 in Italien geboren. Antonios Vater war ein armer Steinhauer und starb, als der Sohn erst drei Jahre alt war.

2. Die Mutter des armen Knaben verheirathete sich wieder und er wurde von seinem Großvater erzogen, der ebenfalls ein Steinhauer war. Seine Großmutter sorgte mit großer Liebe für ihn und erlebte in hohem Alter die Freude, ihn als berühmten Mann zu sehen. Der Großvater wollte einen Steinhauermeister aus Antonio machen und ließ ihm deßhalb Unterricht im Zeichnen geben. Der

Knabe machte ſich bald daran, Blumen und Thiere aus Thon zu formen, wobei er große Geſchicklichkeit entwickelte.

3. Ein reicher Mann mit Namen Falieri wollte eines Tages ein großes Mittagseſſen geben. Kurz vor der für das Mahl feſtgeſetzten Zeit fehlte es an einem Zierrathe für die Tafel und man erſuchte Antonios Großvater, dieſem Mangel abzuhelfen. Der alte Mann ſtrengte ſich an, etwas Paſſendes zu erſinnen; allein vergeblich: Es wollte ihm Nichts einfallen. Die Zeit des Mittagsmahles rückte immer näher und in demſelben Verhältniſſe vermehrte ſich ſein Kummer, den Tiſch des reichen Mannes nicht mit dem gewünſchten Tafelaufſatze verſehen zu können. In ſeiner Verlegenheit machte er Antonio mit der Sache bekannt.

4. „Ich will ſeine Beſtellung ausführen," ſagte Antonio, „wenn du mir etwas harte Butter verſchaffen kannſt, ſo will ich ihm einen Löwen verfertigen." „Das iſt ein guter Gedanke," ſagte der alte Mann und beſorgte die verlangte Butter.

5. Antonio machte ſich nun ans Werk und formte einen zierlichen Löwen. Die Geſchicklichkeit, welche er dabei an den Tag gelegt hatte, ſetzte den reichen Mann und ſeine Gäſte ſo ſehr in Erſtaunen, daß ſie alle wünſchten, den Knaben zu ſehen, der in der größten Eile ein ſo ſchönes Kunſtwerk aus Butter verfertigt hatte. Er wurde herbeigerufen und über Verſchiedenes befragt, wobei er ſo viel Verſtand und Beſcheidenheit zeigte, daß Jedermann ſeine Freude an ihm hatte. *Falieri war gütig gegen Jedermann, er hob gern die Noth ſeiner Mitmenſchen, ermunterte Kunſt und beſchützte Wiſſenſchaft. Er war gaſtfreundſchaftlich, unterſtützte Gelehrte und belohnte Werke des Genies.**)

6. Falieri erkannte die guten Anlagen, womit Antonio von der Natur ausgeſtattet worden war, und da er auch ihm Gelegenheit geben wollte, ſeine Talente zu entwickeln, ſo ließ er ihm eine gute Erziehung ertheilen. Antonio war fleißig und regelmäßig in ſeinen Gewohnheiten und benutzte überhaupt die ihm gebotene Gelegenheit, ſich auszubilden, ſo gut, daß er einer der berühmteſten Bildhauer der neueren Zeit wurde. Er ſtarb im Jahre 1822.

*) Genie heißt ein erfinderiſcher, ſchöpferiſcher Kopf.

7. Die Nachwelt bewundert Canovas Werke und hält den Namen Falieris in Ehren; denn ohne diesen edlen Mann würde Antonio wahrscheinlich immer ein Steinhauer geblieben sein, und er hätte die Welt nicht mit seinen schönen Bildsäulen aus Marmor erfreuen können.

Vierundfünfzigste Lektion. [LIV.]

120. Till Eulenspiegel. B.

1. In dem Munde des Volkes lebt noch jetzt der Name des Till Eulenspiegel, der seine größte Lust daran fand, die Welt zu durchwandern, lustige und ungezogene Streiche zu verüben und Andern, wie man sagt, einen Schabernack zu spielen, am häufigsten dadurch, daß er ihre Aufträge buchstäblich verstand und auch buchstäblich ausrichtete. Ein Barbier, der ihn auf der Landstraße zum Gesellen annahm, bezeichnete ihm, weil er nicht selbst gleich nach Hause ging, seine Wohnung. Sieh' nur, sagte er, nach dem rothen Hause an der Ecke des Marktes, mit den hohen Fenstern von Spiegelglas, da geh' nur hinein und warte, bis ich komme! Till Eulenspiegel bezog die Worte „da geh' nur hinein" auf die Fenster, er ging nicht durch die Thür, wie andere Leute, sondern stieg durch ein Fenster, dessen kostbare Scheiben dabei zerbrochen wurden. Als der Herr vernahm, was der neue Geselle vollführt hatte, hieß er ihn sofort des Weges gehen, den er gekommen sei, und Eulenspiegel brach ein zweites Fenster in Stücke, um nur des Weges zu gehen, auf dem er gekommen war.

2. Ein anderer Meister nahm ihn mit den Worten in Dienst, bei ihm habe er nur die halbe Arbeit zu thun. Das nahm der Schalk abermals wörtlich und that jegliche Sache nur halb. Wenn er nach der Stadt gehen sollte, kehrte er unverrichteter Sache auf der Hälfte des Weges um, und wenn er die Pferde vor den Wagen spannen sollte, spannte er nur ein Pferd vor, und wenn er ein Fuder Holz holen sollte, kam er zurück mit halber Ladung; denn es sei ihm ja geheißen, daß er immer nur die halbe Arbeit thun sollte. Das wurde seinem Herrn am Ende doch verdrießlich, und

er hieß ihn das Haus räumen. Das that der Schalk denn auch im eigentlichen Sinne, und warf in Abweſenheit ſeines Herrn Stühle und Tiſche, Bänke und alles Hausgeräth zum Hauſe hinaus.

3. In einer Herberge zu Cöln am Rhein mußte er eines Tages lange auf das Eſſen warten, und als er ſeine Ungeduld darüber laut werden ließ, ſagte die Wirthin: Wer nicht warten kann, bis das Eſſen fertig iſt, der mag eſſen, was er hat. Gut! ſagte Eulenſpiegel bei ſich ſelbſt, ſetzte ſich an den Tiſch und verzehrte mit gutem Appetit einen Salzkuchen, den er zufällig bei ſich hatte. Als nun bald darauf ein großer Braten aufgetragen wurde, rührte Eulenſpiegel ihn nicht an ſondern meinte, er ſei von dem Geruch ſchon geſättigt. Nach Tiſche forderte der Wirth von jeglichem Gaſte drei Cölniſche Weißpfennige für die Zehrung. Till Eulenſpiegel aber ſagte: Wie ſoll ich zahlen, ſo ich doch nichts gegeſſen oder getrunken habe? Der Wirth ſagte dagegen: Du haſt mit bei Tiſche geſeſſen und hätteſt eſſen mögen, ſo viel du gewollt hätteſt; biſt du aber vom bloßen Geruch ſchon ſatt geworden, ſo iſt es mein Vortheil und der deinige auch, du haſt dir den Magen gewiß nicht überladen. Da nahm Eulenſpiegel drei Cölniſche Weißpfennige aus der Taſche, warf ſie auf das Zahlbrett und fragte den Wirth, ob ſie nicht einen guten Klang hätten. Ja wohl, ſagte der Wirth und wollte ſie einſtreichen; aber Eulenſpiegel kam ihm zuvor und ſagte: Ich habe den Geruch von deinem Braten gehabt, nimm du dafür den Klang von meinem Gelde. Die übrigen Gäſte lachten, der Wirth mußte den ſchlauen Gaſt ohne Zahlung davon ziehen laſſen, und Mancher fragte ihn hohnneckend, wozu er den Klang von Eulenſpiegels Gelde doch anwenden wolle.

4. Eines Tages begegnete ihm ein Fuhrmann, der auf einer ſteinigten Straße ſeine Pferde über die Gebühr antrieb, ſo daß ſie laufen mußten. Kann ich, fragte er im Vorbeigehen, noch wohl vor Abend zur Stadt kommen? Wenn ihr langſam fahret, antwortet Eulenſpiegel. Der Kerl iſt wohl nicht klug, dachte der Fuhrmann und trieb die Pferde nur noch mehr an. Gegen Abend kam Eulenſpiegel auf demſelben Wege zurück und traf den Fuhrmann

wieder auf der Straße an und zwar in großer Verlegenheit. Durch das Jagen auf steinigtem Boden war ihm nämlich ein Rad gebrochen. Er konnte deßhalb mit seinem Wagen nicht aus der Stelle und mußte sich bequemen, die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen. Sagte ich's euch nicht, sprach Eulenspiegel, daß ihr langsam fahren müßtet, wenn ihr noch zur Stadt wolltet?

5. Noch jetzt nennt man muthwillige, verkehrte und närrische Handlungen Eulenspiegelstreiche, und das nicht bloß im Deutschen sondern auch in einigen fremden Sprachen.

121. Sprüche.

(Von Göthe.)

1. Es ließe sich Alles trefflich schlichten,
könnte man die Sachen zweimal verrichten.

2. Mit einem Herren steht es gut,
der, was er befohlen, selber thut.

3. Zwischen heut' und morgen
liegt eine lange Frist,
lerne schnell besorgen,
da du noch munter bist.

4. Wem wohl das Glück die schönste Palme beut?
Wer freudig thut, sich des Gethanen freut.

5. Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen;
deswegen haltet euch nicht wie Schlaraffen!
Harte Bissen giebt es zu kauen,
wir müssen erwürgen, oder sie verdauen.

Fünfundfünfzigste Lektion. [LV.]

122. Deutscher Sinn.

1. Der Deutsche thut; er spricht nicht viel,
kurz ist sein Wort, stark sein Gefühl.

2. Dem Freund' zu helfen gern bereit,
ist ihm sein Handschlag Schwur und Eid.

3. Dem Gegner ſieht er ins Geſicht
mit ſich'rem Blick, und fürchtet nicht.

4. Der Ordnung, dem Geſetze treu,
iſt er ein Feind der Sklaverei.

5. Gerad' und ehrlich iſt ſein Brauch,
und wie er ſpricht, ſo denkt er auch.

123. Sprechen; gut ſprechen.

(Von Herder.)

1. Am innigſten wird die Sprache und Rede durch Umgang gebildet. Sprache iſt durch Umgang, nicht in der Einſamkeit, entſtanden; durch Umgang wird jeder Ausdruck in ihr gewetzt und polirt. Auch im Umgange ſollte man ſich nie eine ſprachliche Härte erlauben. Man ſollte ſtets auf den Wohlklang der Sprache ſehen. Junge Leute ſollten ſich unter einander aufgeben, zu bemerken, wo jemand von ihnen einen Sprachfehler gemacht habe; dies ſetzt uns fürs ganze Leben in den ſichern Beſitz eines regelmäßigen, guten Ausdrucks. Jeder junge Mann ſollte ſuchen, Herr der Sprache und der öffentlichen Rede zu werden.

2. Noch mehr ſollte man ſich befleißigen, jedesmal aufs Beſte und Anſtändigſte zu reden; wenn man gefragt wird, aufs Beſtimmteſte und Gefälligſte zu antworten; wenn man erzählen ſoll und will, aufs Anmuthigſte zu erzählen; aber wenn man eine Bitte, einen Antrag zu thun hat, ſie aufs Beſcheidenſte und Würdigſte zu thun; ſelbſt unangenehme Dinge, Verweiſe und dergleichen, ohne Zorn und Grobheit auf die anſtändigſte, nachdrücklichſte und zweckmäßigſte Art zu ſagen. Das iſt die wahre Bildung, oder wie man ſonſt den guten Ausdruck in der gemeinen Sprache des Lebens nennen möge. Durch ihn haben ſich alle wohlgeſitteten, bürgerlichen Nationen unterſchieden.

3. Antwortet man dagegen einem Fragenden, wenn es auch ein Unbekannter wäre, wie ein Grobian, halb, ſchief, quer, und weiß nicht, ob man den Mund öffnen ſoll; erzählt man, wie ein Trunkener, das Vorderſte zu hinterſt, das Hinterſte voran, in ellenlangen Einſchiebſeln und Parentheſen, ſo daß man nie zum Zwecke kommt und nirgend den Ausgang findet; überläßt man ſich im Scherze groben,

beleidigenden Ausdrücken und dem unsinnigen Aberwitze von Wortspielen und Lächerlichkeiten, über die Niemand lacht: so läuft man Gefahr, ewig ein Grobian zu bleiben, welchen Rock man auch trage. Eure Rede sei lieblich und mit Salz gewürzet! sagt Paulus, und Christus sagt: Habet Salz bei euch! Wenn das Salz, eure Worte, abgeschmackt und dumm werden, so schüttet sie auf die Gasse. Es giebt kein beschwerlicheres Geschöpf der menschlichen Gesellschaft, als ein Mensch von dummen Reden, und kein erbärmlicheres Glied unter den menschlichen Gliedern, als eine vorlaufende, stolpernde, stotternde, grobe und unzeitig spitz- und feingeschliffene dumme Zunge.

4. Um zu dieser Nüchternheit im Reden des Umganges und zu einem guten Style der Gesellschaft überhaupt zu kommen, hat man einige Regeln der Vorsicht nöthig:

5. **a.** Man falle Niemandem in die Rede. Ein Mensch, der dem andern in die Rede fällt, ist ein Wahnsinniger, wie die Indianer sagen, oder wie Andere sagen, ein seines Verstandes nicht Mächtiger, dem Niemand viel zutraut. Nach dem Buche Hiob war Elihu so voll von Weisheit, daß ihm der Bauch bersten wollte; er wartete aber doch bis die Alten ausgeredet hatten, bis ans Ende.

6. **b.** Man hüte sich vor gewohnten Eigenheiten und Lieblingsausdrücken, wodurch man entweder lächerlich oder eintönig wird, weil man sie gewöhnlich zur Unzeit wiederholt. Fast Niemand kann ihnen ganz entgehen; besonders haben sie Leute, die viel reden müssen und ohne Vorbereitung reden; doch aber hüte man sich vor ihnen und schränke sie, so viel als möglich, ein. Man bestelle sich Wächter, die uns solche sagen müssen, oder man sei sich selbst Wächter. Jedem von uns ist bekannt, an welche Albernheiten man sich gewöhnen kann, wenn man nicht auf sich merkt.

7. **c.** Man hüte sich vor aller Herrschsucht im Umgange oder in seinen Gesprächen. Despoten im Umgange sind die unerträglichsten Geschöpfe; sie brechen die muntere, liebliche Unterredung ab, halten sie auf, lenken sie seitwärts und prägen ihre Meinung mit Stolz als Siegel der Wahrheit auf. Sie kommen nicht zur Wahrheit und wollen andere nicht dazu lassen.

8. Jeder junge Mensch prüfe sich Abends, ob er heute eine Ungezogenheit begangen, eine ungebührliche Rede ge-

äußert, eine Unterhaltung verdorben, eine Antwort gegeben oder ſonſt ein Betragen gezeigt habe, mit dem Andere und er ſelbſt nicht zufrieden ſein können. Zur Unfreundlichkeit iſt uns die Rede nicht gegeben.

9. Bei Allem kommt es vorzüglich darauf an, daß unſere Rede ganz ſei und etwas Ganzes beſtimmt ſage. Das, was man ſagen will, rein, ganz beſtimmt und doch artig, höflich zu ſagen und ein Ende in ſeiner Rede finden zu können, das iſt der ſchöne Ausdruck der Geſellſchaft und des Umganges. Er iſt wie ein ſchöner Edelſtein, ein Kind der Natur, aber durch Kunſt gefaßt, voll Sinnes, voll Anmuth, voll inneren Werthes, klein und koſtbar.

124. Die Mutterſprache.

1. Mutterſprache, Mutterlaut,
wie ſo wonneſam, ſo traut!
Erſtes Wort, das mir erſchallet,
ſüßes erſtes Liebeswort.
Erſter Ton, den ich gelallet,
klingeſt ewig in mir fort.

2. Ueberall weht Gottes Hauch,
heilig iſt wohl mancher Brauch,
aber ſoll ich beten, danken,
geb ich meine Liebe kund,
meine ſeligſten Gedanken
ſprech ich, wie der Mutter Mund.

Sechsundfünfzigſte Lektion. [LVI.]

125. Die Heldin aus Sibirien.

(Nach dem Engliſchen.)

Praskovie Lopouloff (ſprich Lopuloff) war der wahre Name eines jungen Mädchens, welches um das Jahr 1795 eine Reiſe von vielen hundert Meilen von Sibirien nach St. Petersburg zu Fuße machte, um den Kaiſer von Rußland um Zurückberufung ſeines Vaters aus der Verbannung zu bitten. Sie brachte 18 Monate auf dieſer Reiſe zu. Sibirien iſt ein Theil des Ruſſiſchen Reiches und eins der kälteſten Länder der Welt. — Die merkwürdigen Begebenheiten der Praskovie haben der Madame Cottin, einer Franzöſin. den Stoff zu einer Geſchichte für die Kinderwelt: „Eliſabeth oder die Verbannten in Sibirien“ geliefert. Die Einzelheiten des folgenden Geſpräches zwiſchen Praskovie und der Kaiſerin in St. Petersburg ſind geſchichtlich wahr.

Kaiſerin. Komm' näher, mein Kind, und ſetze dich zu mir; ich wünſche mehr von deiner Geſchichte zu hören. Was beſtimmte dich zuerſt zu dieſem Unternehmen? Drängte dein Vater dich dazu?

Prascovie. O nein, hohe Frau! mein Vater widersetzte sich hartnäckig, und es dauerte sehr lange, ehe ich seine Einwilligung erlangen konnte. Aber ich bat Gott, daß er ihn nachgiebig stimmen möchte und endlich wurde meine Bitte erhört und ich trat meinen Weg mit fröhlichem Herzen an.

Kais. Widersetzte sich denn deine Mutter auch deinem Vorhaben?

Prasc. Zuerst lachte sie über den tollen Gedanken, wie sie es nannte, aber als sie nach Verlauf von einem Jahre oder zwei Jahren sah, daß ich ihn doch nicht aufgab, glaubte sie, daß Gott mir ihn in die Seele gelegt hätte, und so begünstigte sie mein Vorhaben von da an.

Kais. Aber wie konntest du erwarten, Zutritt zu dem Kaiser zu erhalten? Du bist sehr arm und ohne Freunde. Wie konntest du hoffen, Gehör zu erlangen?

Prasc. Ich glaubte, daß Gott einer Tochter, welche ihre Eltern von Verbannung und Verzweiflung erretten wollte, Freunde erwecken würde. Ich traute auf seinen Schutz und betrog mich nicht.

Kais. Hattest du denn keine Abenteuer auf deiner langen und gefährlichen Reise? Warst du niemals in Gefahr?

Prasc. O ja! Zweimal wurde ich krank und einmal wäre ich beinahe ertrunken. Einmal kam ich spät in ein Dorf und suchte vergebens ein Unterkommen. Zuletzt kam ein alter Mann, der mich zuerst abgewiesen hatte, hinter mir her und lud mich in seine Hütte ein, wo ich noch eine alte Frau fand. Aber das abschreckende Aussehen der beiden Leute setzte mich in Furcht. Als ich mich hingesetzt hatte, verschloß die Frau stillschweigend und sorgfältig die Thür. Dann fragten sie mich, wohin ich gehe. Als ich ihnen sagte, daß ich nach St. Petersburg wolle, bemerkte der Mann, daß ich viel Geld bei mir haben müsse, um eine so weite Reise zu unternehmen. Ich erwiderte, was sich auch in der That so verhielt, daß ich nur wenige Kopeken*) besitze, aber in harter Weise beschuldigten sie mich der Lüge.

Kais. Armes Kind, war dir es denn nicht entsetzlich angst? Diese Leute müssen Räuber gewesen sein. Wie konntest du dich in einer solchen Gefahr aufrecht erhalten?

*) Eine Kopeke ist eine russische Kupfermünze von dem Werthe von ¾ Cents.

Prasc. Sie befahlen mir zu Bette zu gehen, und ich that es, ließ aber mit Abſicht mein Bündel offen da liegen, ſo daß ſie ſehen konnten, daß ich die Wahrheit geſagt hatte, wenn ſie es unterſuchten. Um Mitternacht wurde ich durch eine rauhe Stimme aufgeweckt und ſah die alte Frau, wie ſie ſich über mich hin beugte. Das Blut erſtarrte mir in den Adern. Sie hatte das Bündel unterſucht und war enttäuſcht, als ſie es ſo leer gefunden hatte. Ich flehte um mein Leben und betheuerte, daß ich nicht mehr Geld hätte. Aber ohne mir zu antworten, durchſuchte ſie meine Kleider und hieß mich meine Stiefel ausziehen um auch in dieſe hineinzuſehen. Der alte Mann hielt während dieſer Unterſuchung ein Licht. Als ſie endlich ſahen, daß Alles vergeblich war, verließen ſie mich.

Kaiſ. Verſuchteſt du es denn nicht einmal zu fliehen? Wie konnteſt du wiſſen, das ſie nicht irgend eine Gewaltthat unternehmen würden, im Aerger darüber, daß ſie Nichts bei dir fanden, was des Stehlens werth war?

Prasc. Zuerſt dachte ich allerdings daran, zu fliehen. Aber dann, hohe Frau, bedachte ich wieder, daß Gott mich bis hieher beſchützt hatte, und ich glaubte gewiß, er werde fortfahren, für mich zu ſorgen. Ich rief ihn inbrünſtig an, betete für meine Eltern, für mich ſelbſt, für die gottloſen Leute, in deren Hütte ich mich befand, und zuletzt ſchlief ich ſanft ein. Als ich erwachte, ſchien die Sonne hell durch das gefrorene Fenſter, vergoldete die Eiszapfen und glänzte auf dem Schnee. Ich hörte, daß der alte Mann mit ſeiner Frau mit Bereitung des Frühſtücks beſchäftigt war, und in Angſt vor grauſamer Behandlung trat ich furchtſam in die Hausflur. Aber wie groß war mein Erſtaunen, als die alte Frau mich auf das Freundlichſte anredete. Nun, liebes Kind, haſt du gut geſchlafen? Ich bejahete es und ſetzte hinzu, daß ich nun weiter zu gehen wünſche. Aber ſie baten mich, mich zu ſetzen und etwas Suppe zu eſſen.

Kaiſ. Ich fürchte, das war eine Liſt um dich zu vergiften und ihre Freundlichkeit war nur erlogen. Ich hoffe, du nahmſt Nichts an?

Prasc. Doch ich that es, hohe Frau, und aß herzhaft, denn ich war ſehr hungrig. Die alten Leute fragten mich aus und ich erzählte ihnen meine ganze Geſchichte,

wie ich Goschim ganz ohne Geld verlassen hätte und mich nach St. Petersburg durchbettele, um den Kaiser zu bitten, meinen Vater aus der Verbannung frei zu lassen. Und können Sie es glauben, hohe Frau? Ich sah, daß die Thränen den alten Leuten in die Augen kamen, als sie meine Geschichte hörten. Die alte Frau zog mich bei Seite und bat mich, zu vergessen, was vorgefallen war. „Denke, es wäre ein Traum gewesen, sagte sie mir. Deine Herzensgüte und deine beklagenswerthe Lage rührte unsere Herzen, und wenn du dein Geld wieder nachzählst, wirst du finden, daß wir nicht die Leute sind, für die du uns hältst.“ Beide küßten mich und ich sagte ihnen Lebewohl. Als ich einige Meilen gegangen war, öffnete ich aus Neugierde mein Bündel und fand zu meinem Erstaunen, daß sie 40 Kopeken zu meinem kleinen Vorrathe hinzugelegt hatten. Und doch standen diese unglückseligen alten Leute, wie ich nachher gehört habe, in dem Rufe, Räuber zu sein.

Kais. Dein schlichtes Betragen und deine ergreifende Erzählung erweichten sogar ihre sündigen, verstockten Herzen, oder es kann auch sein, daß Gott deine Gebete für sie erhörte, und daß ein Samenkorn von Reue und Frömmigkeit in ihre Seelen gesenkt wurde, auf welches dann die Thränen, die du sie vergießen ließest, wie ein fruchtbarer Regen fielen.

Prasc. Ich will es hoffen. Aber, hohe Frau, giebt es denn eine Hoffnung für meinen Vater? Wann wird seine Sache zum Vortrage kommen? O wie wird er schon voll Hoffnung sein, wenn er hört, daß ich hier Zutritt erlangt habe — in den kaiserlichen Pallast — und so gnädig von der Kaiserin selbst behandelt bin.

Kais. Ich habe eine freudenvolle Nachricht für dich, mein Kind! Dieses Papier, welches ich hier in der Hand halte, ist ein kaiserlicher Befehl, deinen Vater freizulassen und ihm eine Summe Geldes auszuzahlen, um die Kosten der Reise in das Innere von Rußland zu bestreiten. Hier! trink' ein Glas Wasser, Kind! Werde nicht ohnmächtig vor Freude! Halte dich aufrecht! —

126. Der Indianer.

1. Ein Indianer, welcher einstens in den Wäldern Virginiens jagte, um für seine Gattin und seine hungrigen Kleinen ein Stück Wild zu erlegen, verirrte sich, und

wurde von der Nacht und einem furchtbaren Gewitter überfallen. Ganz erſchöpft kam er endlich an das Haus eines Pflanzers, und bat ihn mit demüthiger Gebärde um ein Obdach. Mit harten Worten wies ihn der weiße Mann zurück. Beinahe verſchmachtend vor Hunger und Durſt flehte der arme Wilde nun um ein Stück Brod und einen Trunk Waſſer; aber auch dies ſchlug ihm der Unmenſch ab: „Nein," ſagte er, „Nichts ſollſt du hier haben! Fort mit dir, Hund von einem Indianer!" Traurig ſuchte der Sohn der Wildniß den weiten Weg nach der kleinen einſamen Hütte zurück.

2. Nun trug es ſich zu, daß einige Zeit nachher eben dieſer hartherzige Pflanzer ſich auf der Jagd verirrte, und nach einem ermüdeten Tagesmarſche die armſelige Hütte eines Indianers erreichte, wo man ihn willkommen hieß. Auf ſeine Erkundigung nach dem Wege und nach der Entfernung von den Niederlaſſungen der Weißen, erfuhr er von dem Indianer, daß er in der Nacht ſie nicht mehr erreichen könnte, und da man ihm freundlich ein Nachtlager und Speiſe und Trank anbot, ſo nahm er dies mit frohem Herzen an, erquickte ſich in der Hütte des Wilden, und ruhte auf ſeinem Lager.

3. Mit Tagesanbruch führte ihn ſein Wirth durch die Wildniß der Urwälder, ſeinem Abends zuvor gegebenem Verſprechen gemäß, bis ihnen die Wohnungen der Weißen zu Geſichte kamen. Im Begriff von dem Pflanzer Abſchied zu nehmen, ſchaute er demſelben ernſthaft ins Angeſicht, und fragte ihn, ob er ihn nicht kenne. Wie ein Blitz fuhr dem Pflanzer jetzt auf einmal der Gedanke durch die Seele, daß der Wilde, welcher mit Pfeil, Bogen und Tomahawk vor ihm ſtand, derſelbe ſei, welchen er ſo hart von ſeiner Schwelle gewieſen hatte.

4. Von Scham und Furcht ergriffen, ſich in der Gewalt dieſes ſo ſchwer gekränkten Mannes zu wiſſen, fing er an, Entſchuldigungen mit zitternder Stimme vorzubringen, und ihn tauſendmal um Verzeihung zu bitten. Aber der Indianer unterbrach ihn bald mit den Worten: „Wenn wieder einmal einer von den armen Rothhäuten, meinen Brüdern, an deiner Thür um einen Trunk Waſſer bitten ſollte, ſo ſage nicht wieder: Fort mit dir, Hund von Indianer!" Dann wendete er ſich von ihm ab nach ſeinem Heimwege, und ließ ihn ruhig ziehen zu ſeinen Freunden.

Siebenundfünfzigſte Lektion. [LVII.]

127. Waſhington.

(Nach Ludwigs Buchſtabirbuch.)

1. Der große Waſhington, Präſident der Nordamerikaniſchen Staaten, hatte ſchon als kleiner Knabe das Lob der Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit bei Jedermann. Einmal hatte ihm Jemand ein Handbeil geſchenkt, an welchem er eine überaus große Freude hatte. Wie es aber Kinder machen, ſo mußte dann bald jedes Stück Holz, das ihm in den Weg kam, ſeinem Beile herhalten.

2. Eines Tages übte er ſeine Kunſt an einem ſchönen Weichſelkirſchbaum in ſeines Vaters Garten. Mit einem Hieb' war das ſchöne Bäumchen ſo zugerichtet, daß an ſeine Herſtellung nicht mehr zu denken war. Der Vater ſah es dem Baume an, daß er durch offenbaren Muthwillen verderbt war. Er hatte ihn ſelbſt gepflanzt, und es war ihm ſo leid um denſelben, daß eine ſtrenge Unterſuchung angeſtellt wurde, um den Thäter herauszubringen. „Fünf Guineen wollte ich geben," rief er aus, „wenn ich den Menſchen wüßte, der mir den Baum verſtümmelt hat."

3. Es war aber Alles vergebens; er kam auf keine Spur und ging unzufrieden nach Hauſe. Unterwegs begegnete ihm der kleine Georg, ſein Beil in der Hand. Im Augenblick fällt dem Vater ein, der Kleine werde der Thäter ſein. Voll Unwillens redete er ihn an: „Georg, weißt du, wer mir geſtern den ſchönen Kirſchbaum im Garten verderbt hat?" Der Knabe beſann ſich einen Augenblick, dann ſagte er freimüthig: „Ja, Papa, lügen kann ich nicht. Nein, das kann ich nicht! Ich hab's gethan mit meiner Art."

4. „Es iſt deine Pflicht, die Wahrheit frei zu geſtehen," ſagte der Vater, „beſchädige in Zukunft nie wieder einen Obſtbaum, bedenke, daß es unrecht iſt."

128. Jacob Tiörnelund.

(Thüringiſcher Kinderfreund.)

1. Es meint Mancher Wunder, wie ehrlich er ſei, wenn er nicht ſtiehlt. Anders dachte der Kaufmann Jacob Tiörnelund. Er hatte 1792 in Kopenhagen eine Hand-

lung und machte gute Geſchäfte; wie aber kein Kaufmann recht weiß, was er morgen haben wird, ſo ſchlug es ihm auch fehl. Er hatte Unglück, verlor ſein Vermögen und überließ ſeine ganze Habe den Gläubigern. Für ſich behielt er Nichts, als ein Papier; mit dem geht er betrübt, denn er muß Frau und Kinder verlaſſen und Mancher hält ihn für einen Spitzbuben, zu Schiff. Der Leſer merkt ſchon, daß das Papier kein Wechſel iſt; aber wenn er wiſſen will, was ſonſt darin ſteht, muß er 27 Jahre ſpäter wieder nachfragen.

2. Da nämlich kommt unvermuthet unſer Jacob Tiörnelund wieder nach Kopenhagen, bringt eine dicke Brieftaſche und viele Koffer mit, aber das Erſte, was er herausthut, iſt das alte Papier, das ausſieht, als ob manche Thräne darauf gefallen wäre. Auf dem Papier ſtanden Alle, denen er vor 27 Jahren ſchuldig geblieben war; Alle wurden aufgeſucht und bezahlt, und zwei Knaben, welche ihr Vater arm hinterlaſſen hatte, wunderten ſich nicht wenig, wie ſie auf einmal ſo viel erhielten, daß ſie davon ſtudieren konnten.

Achtundfünfzigſte Lektion. [LVIII.]

129. Lerne Nein zu ſagen.

(Aus dem Engliſchen.)

1. Es gehört oft großer Muth dazu, Nein zu ſagen. Aber wenn du es verſtehſt, zu rechter Zeit dies kleine Wort raſch auszuſprechen, ſo kannſt du dir viele Unannehmlichkeiten erſparen. Dein Wohlergehen, deine Unbeſcholtenheit, die Achtung, welche du vor dir ſelbſt haſt, hängt oft davon ab, ob du entſchloſſen Nein! ſagen kannſt.

2. Du wirſt z. B. von Einigen deiner Kameraden dringend gebeten, ein Vergnügen mitzumachen oder dich bei einer Partie zu betheiligen, die du für unrecht erkennſt. Sagſt du dann gleich feſt und ruhig: Nein! ſo iſt die Sache zu Ende.

3. Biſt du aber unentſchlüſſig, ſo wird man dir zuſetzen und du wirſt zuletzt wahrſcheinlich nachgeben. Haſt du aber einmal ſo dein eigenes Urtheil aufgegeben und dein

Gewissen befleckt, so verlierst du die Kraft zu widerstehen und wirst jeder Lockung nachgeben.

4. Robert hat diese Festigkeit des Charakters sorgfältig gepflegt. Wenn irgend etwas Unrechtes ihm angesonnen wird, so besinnt er sich keinen Augenblick, sondern verwirft es augenblicklich. Die Folge davon ist, daß seine Kameraden nie daran denken zu ihm zu gehen, wenn sie irgend einen muthwilligen Streich im Sinne haben, da sie sein rasches und bestimmtes Nein! nicht zu hören wünschen.

5. Seine Eltern können ihm unbedingt vertrauen und brauchen nicht zu fürchten, daß er sich verführen läßt, weil er gelernt hat, Nein! zu sagen. Das befreit sie von schwerer Sorgenlast.

6. Adolph ist gerade das Gegentheil davon. Er will immer allen Leuten in allen Dingen willfährig sein und hat deshalb nie den Muth, Jemandem Nein! zu antworten. Er scheint gänzlich außer Stande, der Versuchung zu widerstehen, geräth beständig in Verlegenheiten, thut beständig Etwas, was er nicht thun sollte — durch die Verführung seiner Kameraden.

7. Seine Eltern dürfen ihm nicht trauen; sobald er ihnen aus den Augen ist, müssen sie fürchten, daß er sich verführen läßt. Er ist auf diese Weise eine Ursache großer Sorge für sie und das bloß, weil er nicht Nein! sagen kann.

8. Nun bitte ich dich: lerne Nein! sagen. Fällt es dir schwer es auszusprechen und will deine Zunge nicht so leicht ihre Schuldigkeit thun, so gehe an einen Ort ganz allein und versuche es zu sagen: Nein! Nein! **Nein!** bis du das Wort deutlich, scharf und ohne Stocken aussprechen kannst.

9. Versuche es, bis du es beständig auf der Zungenspitze hast und es mit Nachdruck jedem Mädchen, jedem Knaben, jedem Manne, jedem Weibe, jedem bösen Geiste entgegenrufen kannst, der es wagt, dir Etwas vorzuschlagen, was zu thun Sünde wäre.

10. Aber es giebt auch Gelegenheiten, wo es gut ist, wenn man Ja! sagen kann. Wirst du gebeten, deinem Nächsten eine Freundlichkeit zu erzeigen, deren Gewährung nicht wider deine Pflichten, gegen dich selbst oder gegen Andere streitet, so sollst du das Wort Nein! vermeiden, so geeignet es auch sonst ist, um Versuchungen abzuweisen oder unrechten Forderungen entgegenzutreten.

130. Der Wolf und der Hofhund.

(Fabel nach La Fontaine.)

1. Ein abgemagerter, hungriger Wolf begegnete einſt in einer Mondſcheinnacht einem fetten, wohlgenährten Hofhunde. Nachdem die erſten Begrüßungen vorüber waren, ſagte der Wolf: „Wie kommt es, mein Freund, daß du ſo rund und glatt ausſiehſt? Dein Futter ſcheint dir ſehr wohl zu bekommen! Ich dagegen muß mich Tag und Nacht um meinen Lebensunterhalt bemühen und habe trotz alledem große Noth, mich vor dem Verhungern zu bewahren.“ — „Ja,“ ſagte der Hund, „wenn du es ſo gut haben willſt wie ich es habe, ſo mußt du dich auch anſtellen wie ich.“ — „Und wie machſt du es,“ fragte der Wolf. „Nun,“ erwiderte der Hund, ich bewache meines Herrn Haus und halte während der Nacht die Diebe ab; ich ſchmeichle meinem Herren, trage ſeinen Stock und mache ihm gelegentlich noch andere Künſte vor. Zur Belohnung für mein gutes Betragen füttert er mich mit den fetten Biſſen, die von ſeinem Tiſche abfallen, und die Dienerſchaft ſteckt mir auch gelegentlich Etwas zu. Du aber führſt ein elendes Leben im Walde; nicht nur biſt du dem Regen und dem Froſte ausgeſetzt, ſondern auch dem Hungertode; denn du beſtehſt ja, wie ich ſehe, faſt nur noch aus Haut und Knochen. Auch ſchwebſt du in beſtändiger Gefahr, vom erſten beſten Jäger niedergeſchoſſen zu werden. Gieb daher das wilde, unordentliche Leben auf, welches du bisher geführt haſt, und folge mir zum Hofe meines Herren, wo du gute Tage haben ſollſt.“

2. Der Vorſchlag des Hundes leuchtete dem Wolfe ein und er ſprach nach kurzem Bedenken: „Ich will deinem Rathe folgen und mit dir gehen!“

3. Sie machten ſich alſo zuſammen auf den Weg. Nachdem ſie eine Weile fortgewandert waren, blieb der Wolf plötzlich ſtehn und ſagte: „Was bedeutet es, mein Freund, daß dir die Haare rings um den Hals etwas abgeſcheuert ſind?“ — „O, das iſt Nichts,“ antwortete der Hund, „ich trage bisweilen ein Halsband, da es meinem Herrn manchmal einfällt, mich an die Kette zu legen. Dies geſchieht aber nur am Tage, während der Nacht habe ich volle Freiheit.“

4. Wie der Wolf dies hörte, änderte er plötzlich seinen Entschluß und sprach: „Wenn die Sache sich so verhält, so magst du allein nach Hause gehn; ich will dein Schicksal nicht theilen, da mir die Freiheit über Alles geht. Weit entfernt, dich wegen deines Glückes zu beneiden, bedaure ich dich vielmehr, und möchte um keinen Preis meine Armuth und meine Freiheit mit deinem Wohlleben und deiner Sklavenkette vertauschen. Lebe wohl!"

Damit kehrte sich der Wolf um und trabte wieder seinem Walde zu.

131. Gute Lehre.

(Aus Gubitz's Volkskalender.)

Sadi, der weise Perser, saß eines Abends vertieft bei dem Koran. Als er aufblickte, waren von seinen drei Söhnen zwei eingeschlafen; der dritte aber sagte sehr selbstzufrieden: „Sieh', Vater, wie die schlafen; ich aber —ich bete!" — „Mein Sohn," entgegnete sanft der Vater, „besser ist's doch wohl zu schlafen, als stolz zu sein auf das, was man thut."

132. Heldenmuth.

(Aus W. Sterns drittem Sprach- und Lesebuch.)

1. „Herr Kapitän," sagte James Maxwell, der Steuermann, „Herr Kapitän, mir kommt's vor, als röch' ich Feuer; aber ich kann nicht finden, wo es ist." Der Kapitän zieht den Athem an sich und riecht's auch; aber bald ist's ihm wieder, als wäre es Nichts, bald riecht er's wieder. Er sucht Alles durch und kann Nichts finden. Aber je länger, je ärger wird der Brandgeruch, und endlich in der Nacht, da schon das ganze Dampfschiff voll des angsterregenden Gestankes ist, ruft er: „Maxwell, ich hab's gefunden; die Flammen brechen bei dem Rade durch!" „Dann wende ich das Schiff dem Ufer zu," rief dieser entgegen, und schlug sich vor die Stirn, denn er kannte deutlich die furchtbare Gefahr. Aber er faßte sich, und als er sich allein sieht, fällt er auf seine Kniee, hält fest das Ruder und betet: „O allmächtiger Gott, verleih' mir Stärke, jetzt treulich meine Pflicht zu erfüllen, und werde du selbst

Tröſter meiner Wittwe und Vater meiner acht Waislein.“ Darauf dreht er wieder das Steuerruder und ſteht unbeweglich, das Angeſicht der nächſten Landſpitze zugekehrt, und das Schiff fliegt darauf los wie ein Pfeil. Die Matroſen wenden alle ihre Kräfte an, das Feuer zu dämpfen, aber die Wuth der Flammen wächst mit jeder Minute und treibt die Maſchine mit grauſenerregender Gewalt, und das Schiff ſchießt durch die Wellen hin, wie ein Sturmvogel. Alle Reiſenden hatten ſich auf dem Vordertheile zuſammengedrängt, denn der gewaltige Luftzug ließ keinen Rauch dorthin kommen, ſondern trieb denſelben rückwärts. Da ſtund aber nun der arme Maxwell an ſeinem Steuerrade in dem erſtickenden Qualm wie ein Märtyrer auf dem rauchenden Scheiterhaufen. Der Kapitän und die Matroſen thaten zwar, was ſie konnten, um das Hintertheil mit Waſſer zu begießen, aber das that dem wüthenden Brande keinen Einhalt. Schon fängt der Boden unter Maxwells Füßen an, ſich zu entzünden; aber er weicht nicht von ſeinem Poſten, denn an ſeiner Hand hängt jetzt das Leben von achtzig Perſonen. Immer geradehin nach dem Lande ſchaut ſein Blick, immer raſender treibt die Flamme das Schiff, immer unbeweglicher hält ſeine Hand das Ruder.

2. Die Leute am Ufer ſehen das brennende Schiff, und richten Feuerzeichen auf, um den Unglücklichen zu zeigen, wo ſie landen ſollen. Maxwell verſteht's; ſeine Füße fangen an zu braten, aber er bleibt; ſo ſturmſchnell das Schiff dahin ſauſt, er möchte ihm noch Flügel dazu geben, denn er merkt, es kann kaum einige Minuten mehr dauern, ſo ſinkt es; und jetzt — jetzt iſt's daran — da rückt ſein Steuerruder und rutſch — rutſch! da ſitzt das brennende Schiff auf dem Sande. Alle werden gerettet, und Maxwell wird auch ans Land getragen: Aber wie ſieht er aus! Seine Kleider fallen ihm wie Zunder vom Leibe, ſeine Füße ſind ganz verbrannt. — Doch Gott ſegnete die Hand des Arztes, und nach mehreren Wochen kann Maxwell das Bett wieder verlaſſen. Aber ſeine hohe Geſtalt iſt gekrümmt, ſeine Haare ſind ganz gebleicht, ſeine Füße bleiben ſchwach, und er hat daran ſeiner Lebtage zu leiden. Er iſt Krüppel um Gottes Willen, und ſeine Familie hat ihren Ernährer verloren. Doch hat Gott Herzen erweckt, die ſich ſeiner und der Seinigen treulich angenommen haben.

133. Der feste Mann.

(Von E. M. Arndt.)

1. Wer ist ein Mann? Wer beten kann
und Gott dem Herrn vertraut.
Wenn Alles bricht, er zaget nicht;
dem Frommen nimmer graut.

2. Wer ist ein Mann? Wer glauben kann
inbrünstig, wahr und frei;
denn diese Wehr trügt nimmermehr,
die bricht kein Mensch entzwei.

3. Wer ist ein Mann? Wer lieben kann,
von Herzen, fromm und warm.
Die heil'ge Gluth giebt hohen Muth
und stärkt mit Stahl den Arm.

4. Wer ist ein Mann? Wer streiten kann
für Weib und liebes Kind.
Der kalten Brust fehlt Kraft und Lust,
und ihre That wird Wind.

5. Wer ist ein Mann? Wer sterben kann
für Freiheit, Pflicht und Recht.
Dem frommen Muth däucht Alles gut,
es geht ihm nimmer schlecht.

6. Dies ist der Mann, der sterben kann
für Gott und Vaterland.
Er läßt nicht ab bis in das Grab
mit Herz und Muth und Hand.

7. So, deutscher Mann, so, freier Mann,
mit Gott dem Herrn zum Krieg!
denn Gott allein mag Helfer sein,
von Gott kommt Glück und Sieg.

Sechzigste Lektion. [LX.]

134. Johanna Sebus.

(Von Göthe.)

(Zum Andenken der Siebzehnjährigen Schönen Guten aus dem Dorfe Brienen, die am 13. Januar 1809 bei dem Eisgange des Rheins und dem großen Bruche des Dammes von Cleverham Hülfe reichend unterging.)

1. Der Damm zerreißt, das Feld erbrauſt,
die Fluthen ſpülen, die Fläche ſauſt.

„Ich trage dich, Mutter, durch die Fluth,
noch reicht ſie nicht hoch, ich wate gut.“ —

„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir ſind,
die Hausgenoſſin, drei arme Kind!
Die ſchwache Frau! . . . Du gehſt davon!“
Sie trägt die Mutter durch's Waſſer ſchon.
„Zum Bühle da rettet euch! harret derweil;
gleich kehr' ich zurück, uns Allen iſt Heil.
Zum Bühl iſt's noch trocken und wenige Schritt;
doch nehmt mir auch meine Ziege mit!“

2. Der Damm zerſchmilzt, das Feld erbrauſt,
die Fluthen wühlen, die Fläche ſauſt.

Sie ſetzt die Mutter auf ſichres Land.
Schön Suschen, gleich wieder zur Fluth gewandt.
„Wohin? Wohin? die Breite ſchwoll;
des Waſſers iſt hüben und drüben voll.
Verwegen ins Tiefe willſt du hinein!“ —
„Sie ſollen und müſſen gerettet ſein!“

3. Der Damm verſchwindet, die Welle brauſt.
Eine Meereswoge, ſie ſchwankt und ſauſt.

Schön Suschen ſchreitet gewohnten Steg,
umſtrömt auch gleitet ſie nicht vom Weg,
erreicht den Bühl und die Nachbarin;
doch der und den Kindern kein Gewinn!

4. Der Damm verſchwand, ein Meer erbrauſt's.
den kleinen Hügel im Kreis umſauſt's.

Da gähnet und wirbelt der ſchäumende Schlund,
und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund;
das Horn der Ziege faßt das ein',
ſo ſollten ſie alle verloren ſein!
Schön Suschen ſteht noch ſtrack und gut:
Wer rettet das junge, das edelſte Blut?
Schön Suschen ſteht noch wie ein Stern;
doch alle Werber ſind ihr fern.
Rings um ſie her iſt Waſſerbahn,
kein Schifflein ſchwimmet zu ihr heran.
Noch einmal blickt ſie zum Himmel hinauf,
da nehmen die ſchmeichelnden Fluthen ſie auf.

5. Kein Damm, kein Feld! Nur hier und dort
bezeichnet ein Baum, ein Thurm den Ort;

Bedeckt iſt Alles mit Waſſerſchwall;
doch Suschens Bild ſchwebt überall. —

Das Wasser sinkt, das Land erscheint,
und überall wird schön Suschen beweint. —
Und dem sei, wer's nicht singt und sagt,
im Leben und Tod nicht nachgefragt!

Einundsechzigste Lektion. [LXI.]

135. Der Mensch, die Krone der Schöpfung.

(Von Göthe.)

Wer preist den Ruhm des Herrn, den die Sterne loben von Ewigkeit zu Ewigkeit! Warum sehet ihr Ihn aber im Fernen mehr? Betrachtet hier die Biene, noch spät im Herbst sammelt sie emsig und baut sich ein Haus, winkel- und wagrecht als Meister und Geselle; schaut die Ameise da; sie kennt ihren Weg und verliert ihn nicht; sie baut eine Wohnung aus Grashalmen, Erdbröcklein und Kiefernadeln. Sie baut sie in die Höhe und wölbt sie zu. Aber sie hat umsonst gearbeitet; denn das Pferd stampft und scharrt Alles auseinander. Seht hin, es zertritt ihre Balken und zerstreut ihre Planken; ungeduldig schnaubt es und kann nicht rasten, denn der Herr hat das Roß zum Gesellen des Windes und zum Gefährten des Sturmes gemacht, daß es den Mann dahin trage, wohin er will, und die Frau, wohin sie begehrt. Aber im Palmenwalde tritt er auf, der Löwe; ernsten Schrittes durchzieht er die Wüste; dort herrscht er über alles Gethier und Nichts widersteht ihm. Doch der Mensch weiß ihn zu zähmen, und das grausamste der Geschöpfe hat Ehrfurcht vor dem Ebenbilde Gottes, nach dem auch die Engel gemacht sind, die dem Herrn dienen; denn in der Löwengrube scheute sich Daniel nicht; er blieb fest und getrost, und das wilde Brüllen unterbrach nicht seinen Gesang.

136. Würde und Bestimmung des Menschen.

(Nach Hepp.)

1. Unter allen Geschöpfen, welche Gott in seiner Liebe und Weisheit hervorgerufen hat, nimmt die erste und wichtigste Stelle der Mensch ein. Die Würde und hohe Bestimmung wird in der Schöpfungsgeschichte deutlich aus-

gedrückt. Als der Allmächtige die übrigen Weſen erſchuf, ſprach er: Es werde! und es ward. Bei der Schöpfung des Menſchen aber hebt ſich ſeine Sprache und in feierlichen Worten kündet Er an: Laſſet uns den Menſchen machen, in unſerm Bilde, nach unſerm Gleichniß!

2. Schon ſeine leiblichen Vorzüge erheben den Menſchen über die Thiere. Während das Thier den Blick zur Erde ſenkt, geht der Menſch aufrecht und ſieht mit freiem Blicke im Reiche der Schöpfung umher und zum Himmel auf, ſeiner einſtigen Wohnung. Sein Geſicht iſt der Ausdruck ſeines ſeelenvollen Innern und das Muſter der höchſten Naturſchönheit; ſeine Hände ſind auf eine bewundernswürdige Weiſe zu den härteſten, ſchwierigſten und künſtlichſten Arbeiten gebildet. Sein Körper kann unter allen Himmelsſtrichen ausdauern; denn die ganze Erde iſt ſeine Wohnung.

3. Seinem Leibe nach ein Sohn des Staubes, iſt der Menſch zugleich ein unſterblicher Geiſt. Natur und Geiſt, Leib und Seele, Irdiſches und Himmliſches, Vergängliches und Unſterbliches ſind auf eine wundervolle Weiſe in ihm vereinigt. Der Geiſt des Menſchen iſt mit den herrlichſten Anlagen und Vorzügen von Gott ausgeſtattet. Er beſitzt die Kraft, Gott, ſeinen Willen und ſeine Werke zu erkennen, Gott über Alles und den Nächſten wie ſich ſelbſt zu lieben, ſich zu freuen und Gott Lobgeſänge zu ſingen. Der Menſch kann Dampfſchiffe bauen, den Gang der Geſtirne berechnen und Kunſtwerke ſchaffen. Aber eine Kleinigkeit kann Krankheit erzeugen oder ſeinen Tod verurſachen.

4. Um nun den ganzen Reichthum ſeines Innern ſowohl gegen Gott als auch gegenſeitig ausſprechen zu können, hat der Schöpfer dem Menſchen die Sprache gegeben, ein Wunder der göttlichen Weisheit und Liebe. Es iſt demnach Zweifaches, was wir am Menſchen zu betrachten haben, das Sichtbare oder den Leib und dann das Unſichtbare, Geiſtige an ihm oder die Seele.

137. Rabbi Möir und ſeine Gattin.

(Aus W. Sterns Sprach- und Leſebuch.)

1. Rabbi Möir, der große Lehrer, ſaß am Sabbath in der Lehrſchule und unterwies das Volk. Unterdeſſen ſtarben

seine beiden Söhne, beide schön von Wuchs und wohl unterrichtet im Gesetze. Seine Hausfrau nahm sie und trug sie auf den Söller,*) legte sie auf ihr Bett und breitete ein weißes Gewand über ihre Leichname.

2. Abends kam Rabbi Möir nach Hause. „Wo sind meine Söhne," fragte er, „daß ich ihnen den Segen gebe?" „Sie sind in die Lehrschule gegangen," war ihre Antwort. „Ich habe mich umgesehen," erwiderte er, „und ich bin ihrer nicht gewahr geworden." Sie reichte ihm einen Becher, er lobte den Herrn zum Ausgange des Sabbaths, trank und fragte abermals: „Wo sind meine Söhne, daß sie auch trinken vom Weine des Segens?" „Sie werden nicht weit sein," sprach sie und setzte ihm vor zu essen. Als er nach der Mahlzeit gedankt hatte, sprach sie: „Rabbi, erlaube mir eine Frage!" „Sage an, meine Liebe!" antwortete er.—„Vor einigen Tagen," sprach sie, „gab mir Jemand Kleinodien in Verwahrung, und jetzt fordert er sie zurück. Soll ich sie ihm wiedergeben?" „Dies sollte meine Frau nicht erst fragen," sagte Rabbi Möir; „wolltest du Anstand nehmen, einem Jeden das Seine wiederzugeben?" „O nein!" versetzte sie, „aber auch wiedergeben wollte ich ohne dein Vorwissen nicht."

3. Bald darauf führte sie ihn auf den Söller, trat hin und nahm das Gewand von den Leichnamen. „Ach, meine Söhne!" jammerte der Vater — „meine Söhne!" Sie wandte sich hinweg und weinte. Endlich ergriff sie ihn bei der Hand und sprach: „Rabbi, hast du mich nicht gelehrt, man müsse sich nicht weigern, wiederzugeben, was uns zur Verwahrung anvertraut ward? Siehe, der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sei gelobet!"—„Der Name des Herrn sei gelobet!" stimmte Rabbi Möir mit ein.

138. Denksprüche.

1. Ein frohes Herz, gesundes Blut
ist besser, als viel Geld und Gut.

2. Wer luft'gen Muth zur Arbeit trägt
und rasch die Arme stets bewegt,
sich durch die Welt noch immer schlägt.

*) Söller heißt im Morgenland ein flaches Dach.

3. Der Träge ſitzt, weiß nicht, wo aus,
und über ihm ſtürzt ein das Haus.

4. Mit frohen Segeln munter
fährt der Frohe das Leben hinunter.

5. Kein Menſch beſteht für ſich allein;
wir müſſen all' uns hülfreich ſein.
D'rum findet man ſo viele Gaben,
nicht einer kann ſie alle haben.

Zweiundſechzigſte Lektion. [LXII.]

139. Die Rettung.

(Von Schiller, Tell.)

Hohes Felſenufer des Vierwaldſtädterſees, Schwyz gegenüber. Der See macht eine Bucht ins Land, eine Hütte iſt unweit dem Ufer. Ueber den See hinweg ſieht man die grünen Matten, Dörfer und Höfe von Schwyz. Zur Linken zeigen ſich die Spitzen des Haken, mit Wolken umgeben; zur Rechten im fernen Hintergrund ſieht man die Eisgebirge.

Ruodi der Fiſcher kommt aus der Hütte; Werni der Jäger ſteigt vom Felſen, Kuoni der Hirt kommt mit dem Melknapf auf der Schulter. Seppi, ſein Handbube, folgt ihm.

Ruodi. Mach' hurtig, Jenni. Zieh' die Naue*) ein. Der graue Thalvogt**) kommt, dumpf brüllt der Firn†), der Mytenſtein‡) zieht ſeine Haube an, und kalt her bläſt es aus dem Wetterloch; der Sturm, ich mein', wird da ſein, eh' wir's denken.

Kuoni. 'S kommt Regen, Fährmann. Meine Schafe freſſen mit Begierde Gras, und Wächter ſcharrt die Erde.

Werni. Die Fiſche ſpringen, und das Waſſerhuhn taucht unter. Ein Gewitter iſt im Anzug.

Kuoni. (Zum Buben). Lug', Seppi, ob das Vieh ſich nicht verlaufen?

---

*) Fahrzeuge.

**) Der Wind und Wetter zuſammenblaſende Wettergeiſt.

†) Der Firn, alter, erharſchter, unvergänglicher Schnee, der in den Schluchten, wenn der Sturm hindurchfährt, brüllt, d. h. weithin hörbar kracht.

‡) Ein Berg.

Seppi. Die braune Liesel kenn' ich am Geläute.

Kuoni. So fehlt uns keine mehr, die geht am weitsten.

Ruodi. Ihr habt ein schön Geläute, Meister Hirt.

Werni. Und schmuckes Vieh. Ist's euer eignes, Landsmann?

Kuoni. Bin nit so reich, — 's ist meines gnäd'gen Herrn, des Attinghäusers, und mir zugezählt.

Ruodi. Wie schön der Kuh das Band zu Halse steht!

Kuoni. Das weiß sie auch, daß sie den Reihen führt, und nähm' ich ihr's, sie hörte auf zu fressen.

Ruodi. Ihr seid nicht klug! Ein unvernünftig Vieh.

Werni. Ist bald gesagt. Das Thier hat auch Vernunft; das wissen wir, die wir die Gemsen jagen; die stellen klug, wo sie zur Weide gehn, 'ne Vorhut aus, die spitzt das Ohr und warnt mit heller Pfeife, wenn der Jäger naht.

Ruodi. (Zum Hirten). Treibt ihr jetzt heim?

Kuoni. Die Alp ist abgeweidet.

Werni. Glückselige Heimkehr, Senn!

Kuoni. Die wünsch' ich euch. Von eurer Fahrt kehrt sich's nicht immer wieder.

Ruodi. Dort kommt ein Mann in voller Hast gelaufen.

Werni. Ich kenn' ihn, 's ist der Baumgart von Alzellen.

Baumgarten (athemlos herbeistürzend). Um Gotteswillen, Fährmann, euern Kahn!

Ruodi. Nun, nun, was giebt's so eilig?

Baumgarten. Bindet los! Ihr rettet mich vom Tode! Setzt mich über!

Kuoni. Landsmann, was habt ihr?

Werni. Wer verfolgt euch denn?

Baumgarten (zum Fischer). Eilt, eilt, sie sind mir dicht schon auf den Fersen! Des Landvogts Reiter kommen hinter mir; ich bin ein Mann des Tods, wenn sie mich greifen.

Ruodi. Warum verfolgen euch die Reißigen?

Baumgarten. Erst rettet mich, und dann steh' ich euch Rede.

Werni. Ihr seid mit Blut befleckt, was hat's gegeben?

Baumgarten. Des Kaiſers Burgvogt, der auf Roßberg ſaß —

Kuoni. Der Wolfenſchießen, läßt euch der verfolgen?

Baumgarten. Der ſchadet nicht mehr; ich hab' ihn erſchlagen.

Alle (fahren zurück). Gott ſei euch gnädig, was habt ihr gethan?

Baumgarten. Was jeder freie Mann an meinem Platz! Mein gutes Hausrecht hab' ich ausgeübt, am Schänder meiner Ehr' und meines Weibes.

Werni. Ihr thatet wohl, kein Menſch kann euch d'rum ſchelten.

Kuoni. Der Wütherich, der hat nun ſeinen Lohn! Hat's lang verdient ums Volk von Unterwalden.

Baumgarten. Die That ward ruchtbar; mir wird nachgeſetzt; — indem wir ſprechen — Gott — verrinnt die Zeit.

(Es fängt an zu donnern.)

Kuoni. Friſch, Fährmann, ſchaff' den Biedermann hinüber!

Ruodi. Geht nicht. Ein ſchweres Ungewitter iſt im Anzug. Ihr müßt warten.

Baumgarten. Heiliger Gott! Ich kann nicht warten. Jeder Aufſchub tödtet. —

Kuoni (zum Fiſcher). Greif' an mit Gott! dem Nächſten muß man helfen. Es kann uns Allen Gleiches ja begegnen.

(Brauſen und Donner.)

Ruodi. Der Föhn iſt los; ihr ſeht, wie hoch der See geht; ich kann nicht ſteuern gegen Sturm und Wellen.

Baumgarten (umfaßt ſeine Kniee). So helf' euch Gott, wie ihr euch mein erbarmet.

Werni. Es geht ums Leben. Sei barmherzig, Fährmann!

Kuoni. 'S iſt ein Hausvater und hat Weib und Kinder.

(Wiederholte Donnerſchläge.)

Ruodi. Was? Ich hab' auch ein Leben zu verlieren; hab' Weib und Kind daheim, wie er. Seht hin, wie's brandet, wie es wogt und Wirbel zieht und alle

Wasser aufrührt in der Tiefe. — Ich wollte gern den Biedermann erretten, doch es ist rein unmöglich, ihr seht selbst.

Baumgarten (noch auf den Knieen). So muß ich fallen in des Feindes Hand, das nahe Rettungsufer im Gesichte! — Dort liegt's! Ich kann's erreichen mit den Augen, hinüberdringen kann der Stimme Schall; da ist der Kahn, der mich hinüber trüge, und muß hier liegen, hülflos und verzagen.

Kuoni. Seht, wer da kommt!

Werni. Es ist der Tell aus Bürglen.

Tell (tritt auf mit der Armbrust). Wer ist der Mann, der hier um Hülfe fleht?

Kuoni. 'S ist ein Alzeller Mann, er hat sein Ehr' vertheidigt und den Wolfenschieß erschlagen, des Kaisers Burgvogt, der auf Roßberg saß. Des Landvogts Reiter sind ihm auf den Fersen. Er fleht den Schiffer um die Ueberfahrt; der fürcht't sich vor dem Sturm und will nicht fahren.

Ruodi. Da ist der Tell, er führt das Ruder auch; der soll mir's zeugen, ob die Fahrt zu wagen. (Heftige Donnerschläge, der See rauscht auf). Ich soll mich in den Höllenrachen stürzen? Das thäte keiner, der bei Sinnen ist.

Tell. Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt. Vertrau' auf Gott und rette den Bedrängten.

Ruodi. Vom sichern Port läßt sich's gemächlich rathen! Da ist der Kahn und dort der See! Versucht's.

Tell. Der See kann sich, der Landvogt nicht erbarmen. Versuch' es, Fährmann!

Hirten u. Jäger. Rett' ihn! Rett' ihn! Rett' ihn!

Ruodi. Und wär's mein Bruder und mein leiblich Kind, — es kann nicht sein; 's ist heut' Simons und Judä; da raf't der See und will sein Opfer haben.

Tell. Mit eitler Rede wird hier Nichts geschafft; die Stunde drängt, dem Mann muß Hülfe werden. Sprich, Fährmann, willst du fahren?

Ruodi. Nein, nicht ich!

Tell. In Gottes Namen denn! Gieb her den Kahn! Ich will's mit meiner schwachen Kraft versuchen.

Kuoni. Ha, wack'rer Tell!

Werni. Das gleicht dem Waidgesellen.

Baumgarten. Mein Retter seid ihr, und mein Engel, Tell!

Tell. Wohl aus des Vogts Gewalt errett' ich euch! Aus Sturmes Nöthen muß ein Andrer helfen. Doch beſſer iſt's, ihr fallt in Gottes Hand, als in der Menſchen! (Zu dem Hirten). Landsmann, tröſtet ihr mein Weib, wenn mir was Menſchliches begegnet. Ich hab' gethan, was ich nicht laſſen konnte. (Er ſpringt in den Kahn.)

Kuoni (zum Fiſcher). Ihr ſeid ein Meiſter, Steuermann. Was ſich der Tell getraute, das konntet ihr nicht wagen?

Ruodi. Wohl beſſ're Männer thun's dem Tell nicht nach; es giebt nicht zwei, wie der iſt, im Gebirge.

Werni (iſt auf den Fels geſtiegen). Er ſtößt ſchon ab. Gott helf' dir, braver Schwimmer! Sieh, wie das Schifflein auf den Wellen ſchwankt.

Kuoni (am Ufer). Die Fluth geht d'rüber weg, — ich ſeh's nicht mehr. Doch halt, da iſt es wieder! Kräftiglich arbeitet ſich der Wack're aus der Brandung.

Seppi. Des Landvogts Reiter kommen angeſprengt.

Kuoni. Weiß Gott, ſie ſind's. Das war Hülf' in der Noth.

(Ein Trupp Landenbergerſcher Reiter kommt.)

Erſter Reiter. Den Mörder gebt heraus, den ihr verborgen!

Zweiter Reiter. Des Wegs kam er; umſonſt verhehlt ihr ihn.

Kuoni und Ruodi. Wen meint ihr, Reiter?

Erſter Reiter (entdeckt den Nachen auf dem See), Ha, was ſeh ich! Teufel!

Werni (auf dem Felſen). Iſt's der im Nachen, den ihr ſucht? — Reit't zu! Wenn ihr friſch beilegt, holt ihr ihn noch ein.

Zweiter Reiter. Verwünſcht! Er iſt entwiſcht!

Erſter Reiter (zum Hirten und Fiſcher). Ihr habt ihm fortgeholfen. Ihr ſollt uns büßen! — Fallt in ihre Heerde! Die Hütte reißet ein, brennt und ſchlagt nieder! (Sprengen fort)

Seppi (ſtürzt nach). O meine Lämmer!

Kuoni (folgt). Weh mir! meine Heerde!

Werni. Die Wüthriche!

Ruodi (ringt die Hände). Gerechtigkeit des Himmels, wann wird der Retter kommen dieſem Lande? (Folgt ihnen.)

140. Kraft des Gebetes.

(Von Fr. Schneider.)

1. Wenn ich, gefaltet meine Hände,
vertrauend mich zum Vater wende:
O, über jeden Schmerz erhöht,
wie bin ich selig im Gebet!

2. Wenn mir's an Rath und Einsicht fehlet,
und mich die Nacht der Zweifel quälet:
Eil' ich zu Gott, der treulich räth,
und finde Weisheit im Gebet.

3. Will ich zum Bessern mich erheben,
und muß vor meinem Herzen beben,
das meinem Wollen widersteht:
Wo fänd' ich Kraft, als im Gebet?

4. Wenn mir verbot'ne Kelche winken,
und es mich drängt, ihr Gift zu trinken,
das süß betäubend mich umweht:
So find' ich Rettung im Gebet.

5. Wenn selbst die Freunde mich verkennen,
sich kalt von mir und lieblos trennen,
mir Niemand treu zur Seite steht:
Dann tröstet Gott mich im Gebet.

6. Wenn meine Freuden mich verlassen,
und meine Sterne mir erblassen,
mir jede Hoffnung untergeht:
So find' ich Hoffnung im Gebet.

7. Wie war mir an dem theuern Grabe,
wo ich so viel geweinet habe,
wie war die Welt mir leer und öd'!
Was war zum Trost mir? Nur Gebet.

8. Wenn ich am letzten meiner Tage,
im Tode selbst nicht bang verzage,
wenn ihr mich ruhig sterben seht:
So wißt, ich lernt' es im Gebet.

Dritter Abſchnitt.

Leſeſtücke
in Briefen an Freunde.

Briefe.*)

Dreiundſechzigſte Lektion. [LXIII.]

141.

Western Academy,

St. Louis, Mo., den 10. April 1861.

Lieber Hermann!

Morgen Nachmittag will der Aufseher über die Baumschule wieder junge Obstbäume propfen, wobei die Schüler unserer Klasse gegenwärtig sein sollen, denen bei dieser Gelegenheit das Propfen gezeigt wird. Die Grösseren unter ihnen, wozu auch ich gehöre, werden selbst Versuche machen dürfen. Ich weiss, Du†) wün-

*) Ein gut ſtyliſirter und orthographiſch richtig geſchriebener Brief gilt überall als der beſte Beweis der Kenntniſſe und Bildung des Schreibers.

Die Adreſſe ſollte auf Briefen ſtets genau, groß und deutlich geſchrieben werden.

†) Die Perſonwörter: Du, Deiner, Dir, Dich, Ihr, Euer, Euch, Sie, Ihnen, Ihrer, werden in Briefen mit großen Anfangsbuchſtaben geſchrieben, wenn ſie ſich auf die Perſon beziehen, an die man ſchreibt.

schest auch einmal bei diesem Geschäfte zuzusehen und ersuche Dich deswegen, morgen Nachmittag um 2 Uhr in unserm Schulhause einzutreffen.

Ich freue mich, Dich bald zu sehen und bleibe

Dein Karl Rommel.

To Hermann Lilienstern,

No. 3 Main Street,

Carondelet, St. Louis Co., Mo.

142.

Hermann, Mo., den 10. Januar 1861.

Geliebte Eltern!

Mit gerührtem Herzen erinnere ich mich an dem heutigen Tage an die vielen und großen Wohlthaten, die Ihr mir von meiner Geburt an bis jetzt erzeigt habet. Auch in dem verflossenen Jahre nahmt Ihr Euch meiner mit treuer Vater- und Mutterliebe an und sorgtet für mein Wohlsein. Euch verdanke ich nächst Gott Alles, was ich bin und habe, meine Erziehung und Bildung. — Möge Euch der liebe Gott vergelten, was Ihr an mir thut und Euch jede Freude des Lebens schenken, die Ihr wünschet und die Euch wahrhaft heilsam ist. Mir soll es heilige Pflicht sein, auch in dem neuangetretenen Jahre Euch durch Folgsamkeit und Fleiß viel Freude zu machen. Dann darf ich auch hoffen, daß Ihr fortfahren werdet, mich zu lieben und für mich zu sorgen.

Ewig werde ich sein

Euer

dankbarer Sohn

Ernst.

An Herrn und Frau Hohnbaum in Mascoutah, Ill.

143.

St. Louis, Mo., am 1. Mai 1861.

Meine liebe, gute Mutter!

O, könnte ich doch heute in Ihr liebes, freundliches Auge ſchauen, um Ihnen ſagen zu können, mit welcher Freude ich den Tag begrüße, der mir eine ſo zärtliche Mutter gegeben hat und mich ganz beſonders daran erinnert, wie viel Liebe und wie vielen Dank ich Ihnen ſchuldig bin. Sie waren ſo liebevoll für mich beſorgt, haben ſo manche Entbehrungen erduldet, um nur mein Wohlergehen zu begründen. Es iſt mir nicht möglich, die Gefühle meiner Liebe und meines Dankes in ihrer ganzen Größe durch Worte auszudrücken. Nur wünſchen kann ich und meine Gebete für Sie, geliebte Mutter, zum lieben Gott emporſteigen laſſen. Möge der Allgütige Sie mir noch recht viele Jahre in ungeſtörtem Wohlſein erhalten; möge er in dem neuangetretenen Lebensjahre und Ihr ganzes Leben hindurch ſeinen Segen im reichſten Maße über Sie ausſchütten!

Mein eifriges Beſtreben wird immer dahin gerichtet ſein, Ihnen durch Fleiß, Gehorſam und ein ſittſames Betragen recht viele Freude zu machen und mich Ihrer zärtlichen Liebe immer würdiger zu erweiſen.

Beifolgende kleine Gabe habe ich in meinen Freiſtunden für Sie geſtickt. Nehmen Sie dieſelbe als ein kleines Angebinde an und als einen, wenn auch nur ſehr geringen, Beweis der kindlichen Liebe

Ihrer

dankbaren Tochter
Amalie.

An Frau Maria Rothan in Waſhington, Mo.

144.

Lieber Adolph!

Die Nachricht von dem Tode Deines guten Vaters hat einen tiefen und ſchmerzlichen Eindruck auf mich gemacht. Mit der innigſten Theilnahme beklage ich den großen Verluſt, der Dich getroffen und finde Deinen tiefen Schmerz und Deine heißen Thränen ſehr gerecht. Denn

einen so gütigen Vater in seinen besten Jahren zu verlieren und in einer Zeit, in welcher man dessen noch so sehr bedarf, das muß wehe, sehr wehe thun. Darum laß Deinen Thränen freien Lauf; weine Deinen Schmerz aus. Aber ermanne Dich auch wieder und ergieb Dich mit Geduld in die Schickungen der gütigen Vorsehung, die ja, wenn auch auf Wegen, die uns unbegreiflich sind, doch Alles zu unserm Besten leitet. — Verrichte nach, wie vor, Deine Geschäfte mit dem gewohnten Eifer; dies wird Deinen Schmerz mildern. Wende Deine kindliche Liebe nun ungetheilt Deiner guten Mutter zu und sei fortwährend Deinen jüngern Geschwistern das Muster eines guten Sohnes und Bruders. Dann wird der verklärte Geist Deines Vaters gewiß segnend auf Dich herabblicken. Bestrebe Dich, unter der freundlichen Leitung Deiner Mutter das zu werden, wozu Dich der Hingeschiedene erziehen wollte. Werde ein tüchtiger und braver Mann. Dadurch wirst Du das Andenken Deines seligen Vaters mehr ehren, als durch übermäßige Betrübniß.

Stehe also fest im Glauben; sei männlich und sei stark. Dies ruft Dir zu

Dein Ludwig.

New York City, am 15. März 1861.

143.

Chicago, den 12. Mai 1861.

Mein lieber Sohn!

Ich habe recht lange nicht an Dich geschrieben, und nach so langem Stillschweigen muß mein erster Brief eine Trauernachricht sein. — Als Du von uns Abschied nahmst, war Deine Schwester, unsere gute Christine, so gesund und froh und blühte wie eine Rose. Wer hätte denken sollen, daß Ihr Euch nicht wieder sehen würdet? Und doch ist es leider nicht anders. Vorgestern Abend um 11 Uhr starb sie in den Armen ihrer Mutter und vor meinen Augen. Ein hitziges Fieber, wobei alle menschliche Hülfe fruchtlos blieb, war die Ursache ihres frühen Todes. — Ihr Leichnam wurde heute zur Erde bestattet. — Mehr kann ich für diesmal nicht schreiben, mein lieber Sohn, da der Brief mit der heutigen Post abgehen soll. Gott begleite Dich auf

Deiner Reise und bringe Dich gesund wieder zu uns, damit Deine von Gram gebeugten Eltern sich wenigstens Einer Stütze erfreuen!

Deine Mutter grüßt Dich unter tausend Thränen, und ich bin von Herzen

Dein

treuer Vater
O. R.

Vierundsechzigste Lektion. [LXIV.]

146.

Mein theurer Freund!

Mit wahrhaft freudigen Gefühlen habe ich jederzeit die Feder ergriffen, um mich mit Dir zu unterhalten. Doch heute zittert mir die Hand, indem ich diesen Brief beginne, weil ich befürchten muß, von Dir verkannt zu werden, oder — was der Himmel verhüten wolle — vielleicht gar Deine Freundschaft zu verlieren. Doch — Du bist ja kein gewöhnlicher Mensch, und daher sei es gewagt, Dir eine Bitte vorzutragen, durch deren Gewährung wahrlich eine schwere Sorgenlast von meinem Herzen genommen würde.

Du kennst meine äußerst beschränkten, ökonomischen Verhältnisse und weißt, daß früheres, unverschuldetes Unglück dieselben herbeigeführt hat. Doch, an Entbehrungen gewöhnt, habe ich mich bis jetzt immer, ohne Schulden zu machen, durchzubringen gesucht und selbst Nachtwachen nicht gescheut, um durch regen Fleiß die nothdürftigsten Mittel zu meinem und meiner zahlreichen Familie Unterhalt zu erschwingen. In diesem Augenblicke aber stürmt das Schicksal zu heftig auf mich ein. Meine vier Kinder liegen sämmtlich am Scharlachfieber gefährlich krank darnieder, und ich selbst bin von Nachtwachen so erschöpft, daß ich mich ganz unfähig fühle, das nöthige Geld zu ihrer Pflege durch meiner Hände Arbeit herbeizuschaffen.

Sieh' denn in Deinem Freunde einen hart bedrängten Familienvater, der ein Raub der Verzweiflung werden müßte, würde er nicht durch die Trostgründe der Religion noch aufrecht erhalten. Lange habe ich mit mir gekämpft,

ob ich es wagen soll, mein theurer Freund, Deinen Beistand in Anspruch zu nehmen. Aber — Gott weiß es — ich kann nicht anders; Du bist meine einzige, letzte Zuflucht. Vernimm denn meine Bitte, mir mit einem beliebigen Darlehen aus dieser meiner augenblicklichen, doch wahrhaft großen Noth zu helfen. Gott wird Dich dafür segnen. — Wann ich es Dir wieder erstatten kann, vermag ich heute noch nicht zu bestimmen, doch darfst Du überzeugt sein, daß ich nach Wiedergenesung meiner Kinder — was ich zu Gott hoffe — redlich für die Rückzahlung sorgen werde. Ich vertraue Deinem Herzen. Lebe wohl und hilf mir, theurer Freund, sobald Du kannst!

Mit herzlicher Liebe

der Deinige

Philadelphia, Pa., den 10. Juni 1861. N. N.

147.

Brief von Schiller an seinen Vater.

Herzlichen Dank für die fröhlichen Nachrichten, die Sie mir von der zunehmenden Gesundheit unsrer lieben Mutter geben und von Ihrem allseitigen Wohlbefinden. Den 28sten, heute, ist Ihr Geburtstag, liebster Vater, den wir beide mit innigster Freude feiern, daß uns der Himmel Sie gesund und glücklich bis hieher erhalten hat. Möge er ferner über Ihr theures Leben und Ihre Gesundheit wachen und Ihre Tage bis in das späteste Alter verlängern, daß Ihr dankbarer Sohn es ausführen könne, Freude und Zufriedenheit über den Abend Ihres Lebens zu verbreiten und die Schulden der kindlichen Pflicht an Sie abzutragen.

Schiller.

Jena, am 28. October 1791.

148.

Hochgeehrter Herr Doktor!

Mein Vater liegt schon seit zwei Tagen im Bett und klagt über heftige Stiche in der Brust, namentlich sind diese am heftigsten auf der linken Seite. Dabei hat er Frost und keinen Appetit.

Lieb wäre es demſelben, wenn Sie ihn heute noch mit Ihrem Beſuche erfreuen wollten. Iſt Ihnen aber dies unmöglich, ſo läßt er Sie bitten, ihn doch morgen früh ja zu beſuchen. Mit Ueberbringer dieſes wollen Sie einſtweilen beſtellen, was wir bis zu Ihrer Ankunft bei des Vaters Krankheit zu thun haben.

Ihr

gehorſamer Diener
Gottfried Göbel,
Sohn des Schullehrers Göbel.

St. Charles, Mo., den ... 18.

149.

Geehrteſter Herr!

Sie werden mir's wohl nicht verargen, wenn ich mich in einer für mich ſehr wichtigen Angelegenheit mit einer Bitte an Sie wende. Schon öfters habe ich nämlich gehört, daß mancher junge Burſche vom Lande ſein Glück in der Stadt gemacht hat, beſonders wenn er recht ſchreiben und rechnen gelernt hatte. „Vielleicht könnteſt auch du dein Glück in der Stadt finden," ſo dachte ich öfters und ſuchte es daher immer im Schreiben und Rechnen weit zu bringen.

In allen gewöhnlichen Rechnungen und ſelbſt in mehreren Arten der Handlungsrechnungen habe ich eine ziemliche Fertigkeit erlangt, und meine Schrift iſt, wie Sie aus dieſem Schreiben erſehen, nicht unleſerlich.

Ich bin jetzt 16 Jahre alt und getraue mir wohl als Kellner oder Hausknecht in einem Gaſthofe, oder als Auslaufer in einem Kaufmannshauſe die nöthigen Geſchäfte zu verſehen.

Sie haben in der Stadt viele Bekanntſchaften, und da Sie mich von meinen Eltern her kennen, ſo bin ich überzeugt, daß Sie ein gutes Wort zu meiner Empfehlung ſprechen und mir ſomit zu einer Stelle verhelfen werden.

Mit dem verbindlichſten Danke wird dieſes zeitlebens erkennen

Ihr

Belleville, Ill., am .. 18 ..

ergebenſter
Konrad Müller.

Fünfundsechzigste Lektion. [LXV.]

(Hofmanns Sprach- und Lesebuch.)

130.

Beaver, den 2. Mai 1854.

Liebste Julie!

Soeben komme ich von unserer Freundin Emilie, wo ich diesen Nachmittag im Kreise guter Freundinnen einige sehr frohe Stunden verlebt habe. Dort sah ich auch ein Buch, welches mir außerordentlich gefallen hat; es führt den Titel: Töchter-Album, von Thekla Gumpert. Ich wünsche sehr, dieses Buch zu besitzen, um es recht oft lesen zu können. Da es nun aber hier nicht zu bekommen ist, so wende ich mich mit der Bitte an Dich, mir es zu kaufen und gleich einbinden zu lassen. — Sei so gut, mir in Deinem nächsten Briefe Deine Auslagen zu melden, damit ich Dir das Geld mit erster Gelegenheit übersenden kann. — Verzeihe, daß ich Dir mit diesem Auftrage beschwerlich falle, und sei versichert, daß ich es nicht thun würde, wenn ich nicht wüßte, wie gern Du Anderen Gefälligkeiten erweisest.

Lebe wohl und behalte lieb

Deine

treue Freundin

Elise.

An Fräulein Julie Adelung in Pittsburg, Pa.

131.

(Antwort auf den vorhergehenden Brief.)

Liebe Elise!

Gestern Nachmittag erhielt ich Deinen Brief, welcher mir sehr viele Freude gemacht hat, zumal da Du mir durch denselben Gelegenheit giebst, Dir gefällig sein zu können, und ich eile daher zu seiner Beantwortung.

Ich ging sogleich in eine der hiesigen Buchhandlungen, um mich Deines Auftrages zu entledigen; und erhielt zu meiner großen Freude das verlangte Buch schon gebunden. Ich zögere daher keinen Augenblick, es Dir zu übersenden. Es kostet gebunden $2,50, welche Du mir gele-

gentlich überſenden kannſt. Ich habe geſtern Abend noch den erſten Theil davon mit ſolchem Vergnügen geleſen, daß ich mir ſelbſt auch ein Exemplar davon beſtellt habe; denn es iſt unſtreitig ein vortreffliches Buch, welches in den Händen jeder unſerer Freundinnen ſein ſollte. Haſt Du wieder Etwas zu beſorgen, ſo wende Dich geradezu nur an mich und ſei verſichert, daß Du mir dadurch große Freude machen wirſt.

Deine

aufrichtige Freundin

Pittsburg, den 5. Mai 1854. Julie.

152.

Lieber Johann!

Warum biſt Du denn nicht gekommen? Heißt das Wort gehalten? — Ueber die Hälfte des Weges bin ich Dir entgegen gegangen. Ich ſetzte mich unter die große Eiche neben dem Weg und erwartete Dich zwei Stunden lang; aber — Du bliebſt aus. Wie willſt Du Dich entſchuldigen? Du kannſt Deinen Fehler nur dadurch wieder gut machen, daß Du künftigen Samſtag hierher kommſt und bis Montag bei uns bleibſt. Dann ſoll Alles vergeſſen und vergeben ſein, und ich will Dich mit Freuden bewillkommen.

Dein

aufrichtiger Freund

W. M.

Cincinnati, O., den 15. September 1860.

153.

(Eine Freundin überſendet der andern Blumen zum Geburtstage.)

Freundin!

Blumen, liebes Lottchen, ſind die Bilder der Freude, die Symbole der Liebe und Freundſchaft. Viele dieſer Deiner Lieblinge habe ich zu einem bedeutungsvollen Kranze gewunden und ſende Dir dieſen als freundliches Angebinde zu dem heutigen feſtlichen Tage. Vielleicht gönnſt Du ihm unter Deinen zahlreichen Geburtstagsgeſchenken nicht den letzten Platz. Wenigſtens ſei er mit

seinen lieblichen Farben und Blüthen der Dollmetscher meiner Gefühle, die heute lauter als je aus meinem Herzen für Dich aufsteigen, und der Ueberbringer der Wünsche, die ich in die wenigen Worte zusammenfasse: Freude und Glück auf allen deinen Wegen und Liebe in Deinem Herzen für Deine ꝛc.

Hartmann.

Milwaukee, Wisc., den 21. Juni 1848.

154.

Mein lieber Adelbert!

Ich habe es gestern vergessen, Dir zu sagen, daß morgen unsere Bienen geschnitten werden. Ich bitte Dich daher nachträglich, zu mir zu kommen und solches mit anzusehen. Du weißt doch, was es heißt: die Bienen schneiden? Den Bienen selbst wird Nichts gethan. Man schneidet nur den Honig heraus, den sie im vorigen Jahre gesammelt und in ihren wächsernen Zellen aufbewahrt haben, damit sie ihre süße Arbeit von Neuem anfangen können. Ich weiß gewiß, Du hast es noch nie gesehen. O, wie wirst Du Dich über die artigen Wohnungen und Vorrathshäuser wundern, die diese kleinen, fliegenden Thierchen selbst machen und mit einer so süßen Speise anfüllen! Komm, lieber Adelbert, wir wollen dieser Arbeit von fern zusehen, Honig essen und dabei vergnügt sein.

Dein Wilhelm.

Davenport, Ja., am .... 18 ..

---

155. Räthsel.

Ich wohne in einem steinernen Haus',
da lieg' ich verborgen und schlafe.
Doch ich trete hervor, ich eile heraus,
gefordert mit eiserner Waffe.
Erst bin ich unscheinbar und schwach und klein,
mich kann dein Athem bezwingen,
ein Regentropfen schon sauget mich ein;
doch mir wachsen im Siege die Schwingen.
Wenn die mächtige Schwester sich zu mir gesellt,
Erwachs' ich zum furchtbar'n Gebieter der Welt.

Vierter Abſchnitt.

Das Mineralreich.

Sechsundſechzigſte Lektion. [LXVI.]

156. Mineralien.

(Von Burgwardt.)

Das Mineralreich iſt von der höchſten Wichtigkeit; denn ohne dasſelbe würden die Menſchen, Thiere und Pflanzen nicht vorhanden ſein.

Erde, Steine, Schwefel, Salz und Eiſen ſind kalte Körper ohne alles Leben. Sie wachſen nicht von innen heraus wie Pflanzen und Thiere; denn ſie haben keine Organe oder Werkzeuge zu ihrer Ernährung. Pflanzen und Thiere nennt man wegen ihrer Organe auch organiſche Körper; Erde, Steine, Schwefel und Eiſen aber **unorganiſche Körper.** Dieſe und alle ähnlichen unorganiſchen Körper, welche aus der Erde hervorgebracht werden, heißen auch Mineralien. Die Mineralien vergrößern ſich aber nur ſo lange, als ſie in ihren Lagerſtätten liegen und nicht von der Luft berührt werden. Das Mineral kann noch ſo viele ſeiner Theile verlieren, und es bleibt doch was es iſt — ein Mineral; denn ſchlägt man von einem Stück Schwefel noch ſo viel ab, es bleibt doch Schwefel. Nimmt man aber dem Vogel den Kopf und der Blume die Krone, ſo zerſtört man ſie dadurch.

Nach ihrer Aehnlichkeit unterſcheidet man vier Arten Mineralien, nämlich: **A. Erde und Steine, B. Salze, C. brennbare Mineralien oder Erdharze und D. Metalle.**

A. Die gewöhnlichen Erdarten unſerer Erdoberfläche ſind: Kieſel- (Sand), Thon-, Kalk- und ſchwarze Gartenerde. Meiſtens finden wir ſie miteinander vermiſcht.

Die Hauptbeſtandtheile der meiſten Steine ſind Erden, entweder Kieſel- oder Kalk- oder Thonerde.

Die Steine, welche in das Kieselgeschlecht gehören, zeichnen sich durch ihre Härte aus und geben an Stahl Funken. Zu den Kieselsteinen oder Quarz gehören die Feuersteine (Flintensteine), die rothen Granaten und die durchsichtigen Krystalle, z. B. an Kronleuchtern. Die Kieselerde ist auch ein Hauptbestandtheil des Glases. Der Sandstein besteht aus kleinen Quarzkörnern.

Aus Kalkerde besteht der Kalkstein, die Kreide, der Gyps, Alabaster und Marmor.

Die Thonerde saugt das Wasser begierig in sich und hält es länger an sich, als andere Erde. Im Feuer verhärtet sie sich. Zur Thonerde gehört der (gemeine) Lehm, der beim Bauen der Häuser benutzt wird, die Ziegelerde, der graugrüne Töpferthon, der Pfeifenthon, das Steingut, der Röthel, die schwarze Kreide und der Thonschiefer, wozu der schwarze Wetzstein gehört, und den ihr auch an euern Schiefertafeln seht.

Auch giebt es Steine, in welchen mehrere Erdarten so mit einander vermengt sind, daß man keine Erdart als Hauptbestandtheil unterscheiden kann. Zu solchen Steinen gehört der Sandstein (Mühlstein, Schleifstein ꝛc.) und der Granit.

B. Alle Mineralien, welche sich im Wasser leicht auflösen und auf der Zunge einen scharfen Geschmack erregen, heißen Salze. Hierher gehört das Kochsalz, (Stein-, See- und Quellsalz), der Salpeter, das Glaubersalz, das Bittersalz, der Vitriol und der Alaun.

C. Andere Mineralien brennen, entweder mit einer Flamme oder doch glimmend; das sind brennbare Mineralien, als: (gediegener und vererzter) Schwefel, Erd- oder Steinöl, Bernstein, Reißblei, Steinkohlen, Braunkohlen und Torf.

D. Die Metalle sind die schwersten Mineralien; sie sind gänzlich undurchsichtig und lassen sich im Feuer schmelzen. Sie finden sich in den Gebirgen, gewöhnlich vererzt, selten gediegen. Durch den Bergbau werden sie aus der Erde gefördert. Platina ist das schwerste Metall. Gold gehört zu den kostbarsten Metallen, dann Silber. Eisen ist das nützlichste und unentbehrlichste Metall. Andere Metalle sind: Quecksilber (flüssig), Kupfer, Blei, Zinn, Zink. — Messing, Glocken- und Kanonengut sind Mischungen von Kupfer und Zinn.

Unter den Metallen sind die schrecklichsten Gifte, z. B. Arsenik und Grünspan.

Siebenundſechzigſte Lektion. [LXVII.]

137. Die Räthſel der Elfen.*)

(Von Friedrich Rückert.)

Die Elfen ſitzen im Felſenſchacht,
vertreiben mit Reden die lange Nacht.
Sie legen ſich luſtige Räthſel vor,
die, wenn ſie nicht Gold ſind, doch klingen im Ohr.
Und wie ein Windzug dazwiſchen geht,
ſo ſind ſammt den Elfen die Räthſel verweht. —

Welch Gold entſtammt dem Erdſchacht nicht?
Ich hörte vom goldenen Sonnenlicht.
Wer borgt ſein Silber von fremdem Gold?
Der Mond, der ob unſern Häuptern rollt.
Wo quillt die Thrän' aus härteſter Bruſt?
Der Quell im Fels iſt mir wohl bewußt.
Wo ſtrömt ein Strom, da kein Strombett iſt?
Der Regenſtrom, der in Lüften fließt.
Wo iſt auf dem Fluß die breiteſte Brück'?
Das Eis iſt gebaut aus einem Stück.
Die Fluth, die im ſteteſten Takt ſich bewegt?
Das Blut, das im Herzen des Menſchen ſchlägt.
Wer trauert in ſeinem bunteſten Kleid?
Das iſt der Baum zu des Herbſtes Zeit.
Wer hat tauſend Augen, und ſieht ſich nicht?
Der Strauch, der ſie treibet, und weiß es nicht.
Wer ſah nie von innen ſein eigenes Haus?
Die Schnecke, und kommt doch niemals heraus.
Wo hat man den Kleinſten zum König gemacht?
Der Zaunkönig wird ausgelacht.
Wo tritt der Schwache den Starken nieder?
Den Erdboden des Menſchen Glieder.
Was iſt ſtärker als der Erdengrund?
Das Eiſen, denn es macht ihn wund.
Was iſt noch ſtärker als Eiſen und Stahl?
Das Feuer ſchmelzt ſie allzumal.
Was iſt noch ſtärker als Feuersgluth?
Die feuerlöſchende Waſſerfluth.
Was iſt ſtärker als Fluth und Meer?
Der Wind, der treibt ſie hin und her.
Und was iſt ſtärker als Wind und Luft?
Der Donner; ſie zittert, wenn er ruft.

*) Elfen heißen nach der Fabellehre kleine Naturgeiſter.

Wer iſt mächtiger als der Tod?
Wer da kann lachen, wenn er droht.
Warum fließt das Waſſer den Berg nicht hinauf?
Bergunter hat es leichteren Lauf.
Warum trägt Kürb'ſſe der Eichbaum nicht?
Daß ſie dir nicht fallen aufs Angeſicht.
Wozu hat der Gaul die vier Füße empfahn?
Damit er mit vieren ſtolpern kann.
Und warum ſind die Fiſche ſtumm?
Weil ſie ſonſt würden reden dumm.
Wer löſet alle Räthſel auf?
Wer immer was weiß, das ſich reimet d'rauf.
Und warum ſchweig' ich jetzo ſtill?
Weil ich Nichts weiter hören will.

158. Der Diamant.

(Nach A. W. Grube.)

1. Der Diamant iſt der König im ganzen Mineralreich, und vor ſeiner Pracht muß ſelbſt der Glanz des Goldes erbleichen. Der Diamant ſaugt faſt das Licht auf, als wollte er eine Sonne im Kleinen werden. Darum ſetzen ihn Könige und Fürſten als den ſchönſten Schmuck in ihre Kronen. Dieſer koſtbare Edelſtein empfängt das Licht nicht allein, ſondern theilt es wieder deinem Auge ſpielend mit, indem er jetzt das ganz weiße oder veilchenblaue Licht zurückprallen läßt, dann bloß die rothen oder die grünen oder gelben Strahlen fortſendet. Dieſes Farbenſpiel wird erſt dann recht ſchön, wenn der rohe Stein geſchliffen iſt, d. h. ebene Flächen erhalten hat. Seine Hauptfundorte ſind Oſtindien und Braſilien, wo er loſe, im Sande, oder eingewachſen im Sandſteine vorkommt.

2. Der Diamant hat einen Bruder, dem man es gar nicht anſieht, der ihm gleicht wie die Nacht dem Tage — denn er iſt ſchwarz und rußig — und dieſer Bruder des Diamants iſt die Steinkohle. Nämlich der Diamant iſt in ſeinem Grund und Weſen nichts anders als Kohle, nur in der geheimnißvollen Werkſtatt der Natur zum hellen Kryſtall gebildet. Er iſt der härteſte Stein und überhaupt der härteſte Naturkörper der Erde, mit welchem man in alle andere Mineralien hineinſchneiden kann. Mit einem Diamantſtiftchen ſchneidet der Glaſer ſeine Glastafeln entzwei, ſo leicht, wie der Buchbinder mit einem Meſſer ein Stück Pappe.

159. Steinkohlen und Braunkohlen.

1. Wenn wir Nichts als Holz zur Feuerung hätten, ſo würden manche Gegenden bald von Menſchen verlaſſen werden müſſen. — Was wären wir ohne das Feuer? — Allein der weiſe Schöpfer hat noch für anderes Brennmaterial als Holz geſorgt, das aus der Erde geſchafft wird; dazu gehören Steinkohlen und Braunkohlen; ſie ſind wohlfeiler als Holz, und geben eine grellere Hitze.

2. Die Steinkohlen ſind ein wichtiges Naturprodukt. Bei einer Umwälzung der Erdoberfläche verſanken ungeheure Urwälder, ſie wurden wahrſcheinlich durch die nachſtürzenden Erd- und Felſenmaſſen verſchüttet und mit der Zeit in die kohlige Maſſe verwandelt, in der wir ſie eben ſehen. Denn in vielen Steinkohlenlagern findet man noch ganze Stämme, deren Geſtalt ſich deutlich erkennen läßt. Auch ſind Braunkohlen bisweilen ſo holzähnlich, daß man glaubt, es ſeien alte angebrannte Scheite.

3. Die Steinkohlen werden aus der Erde gewonnen. Ein Steinkohlenbergwerk bei Newcastle in England iſt eines der größten Wunderwerke des Menſchengeſchlechts. Es geht außerordentlich tief und erſtreckt ſich zwei Meilen unter das Meer hin, ſo daß Kriegsſchiffe über den Köpfen der Arbeiter hinwegſegeln. Mächtige Lager von Steinkohlen befinden ſich in vielen Staaten von Nordamerika, namentlich in Pennsylvania, Illinois und Missouri.

4. Die Steinkohlen ſind ein unſchätzbar werthvolles Brennmaterial für die Schmelzöfen, für den Betrieb der Fabriken, der Dampfſchiffe und Dampfwagen; ſie liefern uns auch das Leuchtgas, welches die dunkle Nacht zum hellen Tage macht. Der Reichthum an billigen Steinkohlen befördert Handel und Gewerbe, und erhebt ſich, mit Eiſen gepaart, zur Weltherrſchaft, wie es England zeigt.

Achtundſechzigſte Lektion. [LXVIII.]

160. Das Bergwerk.

(Aus Bormann's Stylübungen.)

1. Im Innern mehrerer Gebirge findet man verſchiedene Arten Erze, aus denen die Metalle gewonnen werden, und ſchon in ſehr frühen Zeiten haben ſich die Men-

schen damit beschäftigt, die Erze aus der Tiefe der Erde herauszuholen. Zu diesem Zwecke werden Gruben und unterirdische Gänge, gleich den Kellern und Gewölben, in die Berge hineingebaut, welche um so tiefer und umfangreicher sind, je tiefer das Erz in den Bergen verborgen liegt. Die Leute, welche sich mit dem Baue solcher Bergwerke beschäftigen, werden Bergleute genannt und haben ein sehr mühseliges und vielen Gefahren unterworfenes Leben. Früh, mit Aufgang der Sonne, oder schon um Mitternacht, nachdem sie zuvor zu Gott gebetet haben, fahren sie in den Schacht des Bergwerkes hinein und verschwinden bald in der Tiefe desselben. Lampen oder Lichter, welche sie auf dem Kopfe zu tragen pflegen, erleuchten ihren stillen, schauerlichen Weg; nur das Rauschen des unterirdischen Wassers, das durch Pumpwerke in die Höhe gezogen wird, die von der Decke herunterfallenden Tropfen und der ernste Zuruf der sich begegnenden Bergleute: „Glück auf!" unterbricht die schauerliche Stille. Wenn sie dann an dem Orte, wo sie ihre Arbeit fortsetzen wollen, angelangt sind, bitten sie den Allmächtigen um Schutz und Beistand, denn hier unten sind sie von aller menschlichen Hülfe fern; hoch über ihnen auf der Oberfläche des Landes sind die Wohnungen der Menschen und kein Sonnenstrahl fällt in die dunkle Tiefe.

2. Man hört jetzt nur den Schlag des eisernen Hammers, den die kräftige Hand des Bergmanns gegen den Felsblock führt; denn bedachtsam muß ein jeder auf seine Arbeit sehen, damit er nicht Gefahr laufe, von einem herabfallenden Felsblock beschädigt oder erschlagen zu werden. Andere fahren indeß mit Karren, welche auch wohl Hunde genannt werden, in die Höhle hinein, um die losgeschlagenen Erzstücke dort hinzuschaffen, wo sie wiederum, in Kasten geladen, durch ein Maschinenwerk zu Tage gefördert werden. Mühsam und kümmerlich ist daher der Erwerb dieser Leute, und so eintönig und traurig die Umgebung bei ihrer Arbeit, daß sie nicht, wie der Landmann, aufgefordert durch den Gesang der Lerche, ein fröhliches Liedchen anstimmen. Nur zuweilen hört man den erhebenden Gesang eines frommen Liedes, ein Zeichen des ernsten und stillen Benehmens dieser Leute, die nur zu oft durch Unglücksfälle, welche den einen oder den andern ihrer Kame-

raden getroffen haben, gewarnt und vorsichtig gemacht sind. Ueber ihnen hangen furchtbare Felsstücke, welche jeden Augenblick herunter zu fallen drohen; oft auch stürzt wildes Wasser in brausender Wuth unerwartet ihnen entgegen, oder todtbringende Dünste werfen sie darnieder. Natürlich ist es daher, daß sie sich, wenn sie nach überstandener Arbeit wieder in die lichten Wohnungen über die Erde kommen, gern der Freude überlassen und sich durch fröhliche Musik erheitern, weshalb auch stets mehrere unter ihnen verschiedene Instrumente zu spielen verstehen.

3. Die herausgeschafften Erzstücke werden zuerst von dem Erdreich gereinigt, dann durch große Hammerwerke in kleine Stücken zerschlagen, und endlich in die Schmelzöfen gebracht, wo durch die furchtbare Glut des Feuers das reine Metall von den Schlacken gesondert wird. Hier sind große Behältnisse, in welchen das Erz ausgeschüttet wird, doch so, daß die Feuerflammen, welche Tage lang unterhalten werden, durch den Luftzug überall hindurch schlagen können, und bald geräth das Erz in einen glühenden Zustand; das Metall wird flüssig und von den Arbeitern in besondern Formen aufgefangen, aus welchen es, wenn es erkaltet ist, herausgenommen und zu verschiedenen Zwecken verwendet wird.

161. Bergmannslied. A.

(Von Novalis.)

1. Wer ist der Herr der Erde
wer ihre Tiefen mißt,
und jeglicher Beschwerde
in ihrem Schooß vergißt;

2. Wer ihrer Felsenglieder
geheimen Bau versteht,
und unverdrossen nieder
zu ihrer Werkstatt geht.

3. Er sieht ihr alle Tage
mit neuer Liebe zu,
und scheut nicht Fleiß noch Plage:
Sie läßt ihm keine Ruh.

4. Die mächtigen Geschichten
der längstverfloss'nen Zeit,
ist sie ihm zu berichten
mit Freundlichkeit bereit.

5. Der Vorwelt heil'ge Lüfte
umweh'n sein Angesicht,
und in die Nacht der Klüfte
strahlt ihm ein ew'ges Licht.

6. Er trifft auf allen Wegen
ein wohlbekanntes Land,
und gern kommt sie entgegen
den Werken seiner Hand.

7. Ihm folgen die Gewässer
hülfreich den Berg hinauf,
und alle Felsenschlösser
thun ihre Schätz' ihm auf.

8. Er führt des Goldes Ströme
in seines Königs Haus,
und schmückt die Diademe
mit edlen Steinen aus.

162. Der Gang in das Bergwerk bei Goslar.

(Von H. C. Andersen.)

1. Der Rommelsberg bei Goslar *) ist bekannt durch sein Bergwerk, in welchem sich mehr gezimmertes Bauholz befinden soll, als in allen Häusern Goslars. Die ganze Seite des Berges, die dem Wege zugekehrt ist, bestand meistens aus Schiefersteinen, wodurch der Berg in meinen Augen das Aussehen eines ungeheuern Gebäudes bekam, das abgebrannt und zusammengestürzt schien. Die Luft selbst hatte etwas Schwefeliges und Brandiges, und das Wasser, das durch Abzugröhren aus dem Berge kam, wo man es benutzt hatte, sah ganz ockergelb aus.

2. Der norwegische Bauer nennt den dicken, blauweißen Nebel, der oft zwischen den Bergwänden eingeschlossen steht, „Wollflecken," und ich wüßte keinen Namen, der charakterischer wäre; es sah wirklich aus, als ob eine ungeheure Menge von der feinsten gekratzten Wolle in den Hohlweg hineingeweht wäre und dort über den schwarzen Fichten lagere.

3. Da, wo man ins Bergwerk hinabsteigt, schob eine Anzahl junger Arbeiter die rohen Erzmassen in Schiebkarren in eine dazu gegrabene Vertiefung hinein; wir bekamen einen Führer, er zündete sein Grubenlicht an, öffnete nun eine große Thür und — es ward mir ganz wunderbar ums Herz — wir traten hinein. Eine kurze Strecke noch war der Gang ausgemauert, aber bald wölbten sich nur die eckigen Felsstücke rund umher; wir stiegen immer tiefer und tiefer. Bergleute mit ihren Grubenlichtern begegneten uns: „Glück auf!" war der gegenseitige Gruß, während ringsum alles still wie im Grabe war. Aus dem Stein schimmerte das Erz bald grün, bald kupferroth heraus. Ein Kaufmann von Goslar begleitete mich, ich hielt mich an ihn an, obgleich es nur ein schmales Brett war, auf dem wir vorwärts schritten. Wir mußten uns bald ganz tief bücken wegen der herabhängenden Felsblöcke; ein Gang durchkreuzte den andern, und der Führer verschwand mehrere male vor unsern Augen. Plötzlich brauste es über unsern Köpfen, es war, als ob der ganze Berg zusammenstürze.

*) Im Harzgebirge in Norddeutschland.

Ich ſagte kein Wort, ſchmiegte mich aber feſt an meinen Begleiter an, der mir nun erklärte, daß dies eine Schleuſe ſei, die man oben öffnete und die ein Rad in Bewegung ſetzte, durch das die Erzſtücke aus den unterſten Gruben heraufgefördert wurden.

4. Uns zur Seite öffnete ſich ein Abgrund. Wir konnten beim Schein des Grubenlichts nicht das ganze, große Rad ſehen, über welches das Waſſer herabbrauſte. Ich weiß nicht, ob dieſes oder die großen Grotten, wo das Erz durch Feuer losgearbeitet ward, mir am meiſten maleriſch vorkamen. Die rothen Flammen ſchlugen hoch in die Höhe und beleuchteten die ſchwarzen Bergleute ringsum; ich lehnte mich an die Felswand und begann mich an die fremde Welt zu gewöhnen, die eben in ihrer ganzen Furchtbarkeit erhaben war.

5. Es iſt doch ein wunderbarer Gegenſatz zwiſchen dem abwechſelnden Leben des Seemanns und dem einförmigen des Bergmanns. Mit geſchwellten Segeln fliegt jener von Küſte zu Küſte über das herrliche Meer; luſtig wimmelt es in den fremden Häfen von geſchäftigen Menſchen. Bald bläſt ein Sturm, daß die Maſten brechen und das Schiff von den ſtarken Wellen wie ein Spielzeug umhergeworfen wird, bald iſt es wieder todtenſtill und er ruht ſich aus, hoch oben im Maſtkorb, und ſchaut hinaus in den unbegrenzten Raum zwiſchen Meer und Himmel. Für den Bergmann hingegen gleitet ein Tag wie der andere dahin. Tief unten in dem ſchwarzen Schacht ſitzt er bei ſeinem Grubenlicht und hämmert das Erz aus dem Berge heraus; ſtill und finſter, wie hier in ſeiner Heimath, wird es auch in ſeinem Innern. Nur der Sonntag bringt einige Veränderung; da zieht er ein beſſeres Kleid an, geht in die Kirche und ſieht die Sonne mild in dieſe und in ſein Herz ſcheinen. Zuweilen kommt er auch Nachmittags nach Goslar hinein, hört die Zeitungsneuigkeiten und denkt darüber nach, wie wunderlich die Menſchen dort in der Welt umherſtürmen; er will vielleicht auch, wenn er noch jung iſt, dort hinaus fliegen und ſich zwiſchen den Andern umhertummeln — aber am Montag ſitzt er doch wieder tief im Schacht bei ſeinem Grubenlicht und gebraucht den Hammer — und ſo geht es fort, bis eine fremde Hand den letzten Hammerſchlag auf ſeinen Sarg thut.

6. Als wir aus dem Berg herausstiegen, stand die schöne Sonne über den jungen Fichten, auf denen Regentropfen lagen, wie Perlen auf den hellgrünen Knospen. Es war mir, als hätte ich nie etwas Freundlicheres gesehen, als diese von der Sonne beschienenen Bergwände und den klaren Himmel, so groß war der Uebergang von der schwarzen Grube zu der sonnenhellen Natur.

Neunundsechzigste Lektion. [LXIX.]

163. Wunderbare Rettung.

(Von Fr. Jacobs.)

1. Ich mochte etwa zehn Jahre alt sein, etwas mehr oder weniger, da schickte mich meine Mutter in den Keller, um einen Krug Wein heraufzuholen; denn es war eben die Erntezeit, und der Wein sollte den Schnittern auf das Feld gebracht werden. Ich war immer frohen Gemüthes und sprang fast mehr, als ich ging; und da ich mich in dem dunkeln Keller fürchtete und mir Herz machen wollte, sang und tanzte ich noch ärger als sonst. Nun ist das Dörfchen Harrach, wo ich geboren bin, auf alte Schachte gebaut, die aber seit Jahren verfallen sind. Um den ganzen Ort liegt das Gestein des eingegangenen Bergwerks, und in manchen Häusern sind halb offene Gänge, die man zum Theil zu Kellern eingerichtet hat. Auch unser Haus war auf einen Schacht gebaut, was aber Niemand wußte, oder woran Niemand dachte; — ich weiß es nicht. Da ich nun so herzhaft sprang und eben den Krug, der in der Ecke stand, ergriffen hatte, that sich die Erde unter mir auf und ich sank — ich weiß selbst nicht mehr, wie — hinab. Ich hätte mich vielleicht halten können; aber ich wollte den Krug nicht fahren lassen, den ich in der Hand hielt, und so fuhr ich wohl Hauses hoch in die Tiefe und wäre in den Abgrund hinabgestürzt, hätte nicht ein Haken, der zur Befestigung der Fahrten gedient haben mochte, meine Röcke ergriffen. Da ich beim Hinabstürzen entsetzlich schrie, hörte meine Mutter, die oben in der Küche beschäftigt war, mein Angstgeschrei und kam mit einem Lichte herbeigelaufen; und da sie die Oeffnung sah und mich nicht fand, auch auf

ihr Rufen keine Antwort bekam, mußte ſie wohl glauben, ich ſei in der Tiefe umgekommen.

2. Meine Mutter hat mir öfters erzählt, der Schrecken habe ſie ſo außer ſich geſetzt, daß ſie mir faſt nachgeſtürzt wäre. Es ſei ihr dunkel vor den Augen geworden; ſie habe ſich auf ihren zitternden Knieen kaum halten können; aber der Gedanke, daß doch vielleicht noch Rettung möglich ſei, habe ihr wieder Kraft gegeben. Sie eilte die Treppe hinauf und rief um Hülfe; aber Niemand hörte ſie, da Alles auf dem Felde war. Erſt da ſie die Straße hinab lief und immer ängſtlich ſchrie, hörten einige Nachbarinnen das Unglück, liefen herzu, ſahen händeringend in den Schacht hinab und wußten keine Hülfe.

3. Ich hatte beim Fallen das Bewußtſein verloren, und ich wäre nur gar zu glücklich geweſen, wenn es nicht eher, als nach meiner Rettung, zurückgekommen wäre. Aber ich kam nach einiger Zeit wieder zu mir ſelbſt. Wo ich war, wußte ich nicht, aber ich fühlte, daß ich zwiſchen Himmel und Erde ſchwebte und daß ich vielleicht in dem nächſten Augenblicke in die bodenloſe Tiefe hinabſtürzen könnte. Ich war in einer ſo unbeſchreiblichen Angſt, daß ich kaum wagte, zu ſchreien; da ich aber Stimmen über mir und ein erbärmliches Wehklagen hörte, bat ich um Gotteswillen, mir zu helfen. Da ſchwieg das Wehklagen einen Augenblick, fing aber dann nur noch heftiger an. Denn da ſie hörten, daß ich noch lebte, und doch keine Hülfe wußten, wurde ihr Jammer noch größer. Ich aber ſank, da mir keine Hülfe erſchien, in meine vorige Betäubung zurück.

4. An Rath fehlte es nicht, denn Jedermann gab den ſeinigen; aber es zeigte ſich immer gleich, daß nicht viel damit anzufangen war. Sie verſuchten Stricke hinabzulaſſen; aber dieſe erreichten mich nicht, Stangen noch weniger. Und wie hätte ich mich an einer Stange oder einem Stricke feſthalten können, ohne in einer ſolchen Höhe wieder hinabzugleiten? Endlich hatten ſie doch einen alten Bergmann herbeigerufen, der etwas beſſer Beſcheid wußte. Er fing damit an, die Oeffnung behutſam zu erweitern, ſchaffte dann eine Winde herbei, an die er einen Eimer befeſtigte; aber ſo ſehr man auch eilte, ging doch viele Zeit hin. Aengſtlich ſahen die Umſtehenden den Zurüſtungen

zu. Viele beteten laut, und in den fürchterlichsten Augenblicken der Besinnung, die von Zeit zu Zeit meine Ohnmacht unterbrachen, hörte ich einzelne Worte von Sterbeliedern und Gebeten in Todesgefahr, die ich nur allzuwohl aus meinem Gesangbuche kannte. Endlich war die Winde aufgestellt, der Eimer befestigt, und der alte Mann stieg, mit einem Lichte auf der Mütze, in den Eimer, nachdem er vorher erklärt hatte, es könne ja sein, daß er mich beim Hinabfahren mit fortreiße. Langsam und vorsichtig wurde der Eimer hinabgewunden. Ich sah das brennende Licht, und es war mir, als ob ein Stern vom Himmel zu mir herabstiege und Hülfe brächte. Ueber mir war Todtenstille. Ohne zu wissen, was ich that, drückte ich mich, so sehr ich konnte, an die feuchte Wand, von der sich kleines Gestein ablöste und wiederhallend in die Tiefe rollte. Mein ängstliches Stöhnen bezeichnete den Ort, wo ich mich befand. Jetzt fing der Mann an, mir Trost zuzusprechen, er hoffte mich nun mit Gottes Hülfe zu retten; ich sollte nur nicht verzagen. Schon sah ich den Eimer über mir schweben, dann näher und immer näher; aber die Oeffnung war so eng, daß er nicht neben mir vorbei konnte. Mein Retter gab also ein Zeichen, daß man mit dem Winden inne halten solle, und reichte mir einen Strick mit einer Schlinge; in diese griff ich hinein und hob mich ein wenig in die Höhe. Schon konnte ich mit einer Hand den schwebenden Eimer berühren, dann auch mit der andern. In diesem Augenblick rissen die Fäden, an denen ich bis jetzt so wunderbar gehangen hatte. Der Eimer schwankte, aber ich hing schon an den Händen meines Retters. Er hob mich zu sich hinein und rief: „Dankt Gott da oben; ich habe das Kind!“ Ich saß nun auf dem Schooße des Bergmanns in dem Eimer, und als dieser hinaufgewunden wurde, war das Erste, was mir einfiel, da ich mich in Sicherheit sah, der schöne Krug, der mir beim Hinabfallen aus den Händen geglitten war. Ich fing an, bitterlich zu weinen. „Was weinst du denn, Kind?“ sagte der alte Mann; es hat nun keine Gefahr mehr; wir sind gleich oben.“ — „Ach, der Krug! der Krug!“ sagte ich immer schluchzend; „er war ganz neu und unser schönster!“

5. Jetzt kamen wir an den Rand der Oeffnung. Meine Mutter lag mit ausgebreiteten Armen darüber her

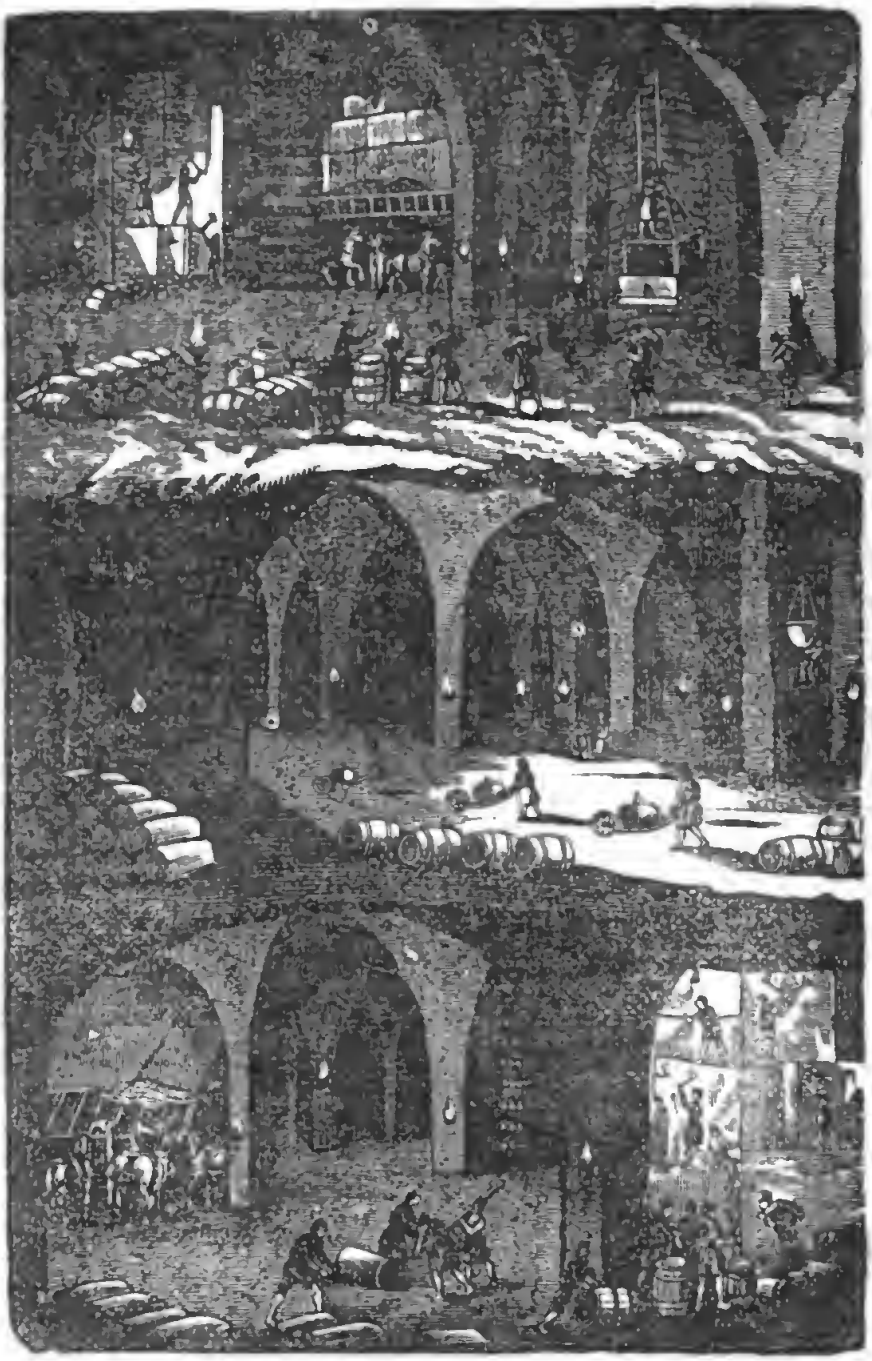
und langte nach mir. Mein Retter hielt mich ihr hin. Mit zitternden Händen faßte ſie mich unter den Armen und zog mich zu ſich. Alle Umſtehenden jubelten; Alle wollten mich herzen; aber meine Mutter gab mich nicht vom Arm. Sie hatte mich immer lieb gehabt, die gute Mutter; aber von dieſer Zeit an wurde ich erſt recht ihr Augapfel. Ich durfte ſie nicht verlaſſen, und wenn ſie ſich den ganzen Tag mit mir beſchäftigt hatte, glaubte ſie doch, ihrer Pflicht noch nicht genug gethan zu haben.

6. Ich habe nachher mehr als einmal von meiner Mutter gehört, daß, als ſie die Worte des Bergmanns: „Danket Gott da oben! ich habe das Kind!“ vernommen, es ihr erſt wie ein großer Schrecken durch das Herz gefahren ſei; dann hätte ſie es gar nicht für möglich gehalten und wäre niedergefallen mit dem Angeſichte auf die Erde und hätte nur weinen können. Als aber das Licht wieder in die Höhe geſtiegen ſei und ſie ihr Kind bei dem ſchwachen Schein erkannt und lebendig geſehen habe, wäre es ihr geweſen, als thäte ſich der Himmel auf mit aller ſeiner Herrlichkeit. Sie habe dieſen ſeligen Augenblick auch nie wieder vergeſſen, ſondern Gott täglich dafür gedankt.

7. Meine Mutter war eine ſehr fromme Frau und ſtand auch deßhalb bei der ganzen Nachbarſchaft in großem Anſehen. Gott hat ihr mancherlei Prüfungen auferlegt; aber nie habe ich ſie kleinmüthig geſehen oder murren hören. Sie ſagte oft zu uns Kindern, ſie hätte in allen ihren Leiden recht deutlich Gottes Vaterliebe erkannt; denn alle wären zuletzt zu ihrem Segen ausgeſchlagen. Der Schreckenstag aber, wo ſie mich verloren und wieder erhalten, habe ſie erſt recht in dem Glauben an Gottes Güte beſtärkt und beſtätigt.

164. Die Salzwerke von Wieliczka.

1. Unter dem Städtchen Wieliczka, in der Nähe von Krakau, findet ſich tief in der Erde ein ungeheures Lager von Steinſalz, welches bergwerksmäßig zu Tage gefördert wird. Vermittelſt zweier Flaſchenzüge, welche ſenkrecht und mit ſo ſchwirrender Eile in die Tiefe führen, daß Einem faſt die Sinne vergehen, oder auch durch ſechs verſchiedene andere finſtere Eingänge gelangt man zu dem eigentlichen Salzwerke.



Die Salzwerke von Wieliczka.

2. Staunen ergreift den Eintretenden beim Anblick dieses unterirdischen Wunderbaues. Er sieht sich rings von einer neuen Welt umgeben, deren geheimnißvolles Dunkel, durchschimmert von dem Blitzen unzähliger Lichter, Alles hinter sich läßt, was die kühnste Phantasie sich erdenken kann. Die hohen, weiten Säle, deren Deckgewölbe

massige Säulen tragen, der Grund und Boden, auf dem man steht, die Wände, ja das ganze Wunderwerk, wie das Bild es zur Anschauung bringt, besteht aus Salzstein, der die regelmäßigste Krystallform zeigt und die Strahlen der brennenden Lichter und Fackeln in allen Regenbogenfarben spielend zurückwirft. Auf den Straßen von Steinsalz drängt sich Fuhrwerk an Fuhrwerk mit Pferden bespannt, und alle Räume wimmeln von geschäftigen Menschen. Doch alle diese zusammenhängenden Säle, dieser unterirdische Tempel der großartigsten Industrie, bildet nur erst das obere Stockwerk; unterhalb desselben, tief und tiefer, liegen noch vier andere Stockwerke von gleicher Ausdehnung und Pracht, während sich auf dem Grunde des untersten die überallher zusammenfließenden Gewässer in einen dunkeln Salzsee sammeln, dessen Fluthen durch eine künstliche Maschiene unablässig aus der Tiefe herausgepumpt werden. Man hat auch eine kleine Kapelle in den Salzfelsen gehauen, in welcher zuweilen für alle die Hunderte von Arbeitern des Bergwerks Gottesdienst gefeiert wird.

3. Die Salzmassen werden, der leichteren Fortschaffung wegen, in der Gestalt von Tonnen herausgearbeitet. Noch größere Stücke sprengt man mit Schießpulver los; diese Sprengungen geschehen unter einem furchtbaren Krachen und Getöse, welches dem rollenden Donner gleicht. Die losgebrochenen Massen werden dann in kleinere Stücke zerschlagen und mit jenen Salzsteintonnen zugleich aus der Grube geschafft. Oben angekommen, wird das feste Steinsalz in besonders dazu hergerichteten Mühlen zu Pulver gemahlen und dann weithin über die Länder versandt.

4. Unglaublich groß ist die Quantität Salz, die man seit Jahrhunderten aus diesen Werken, den reichsten der Welt, entnommen hat. Der Großartigkeit des ganzen Werkes entspricht aber auch der Eindruck, welchen es auf den besuchenden Fremden macht. Wer dieses Wunder einmal geschaut hat, dem wird es für alle Zeit unvergeßlich bleiben.

Nach Scholz.

165. Nützliche Lehren.

1. Frisch gewagt ist halb gewonnen. — Daraus folgt: „Frisch gewagt ist auch halb verloren."

2. Rom ist nicht in einem Tage erbaut worden. Es haben viele fleißige Hände viele Tage lang vom frühen Morgen bis zum späten Abend unverdrossen daran gearbeitet, bis es fertig war. So ist Rom entstanden. Was du zu thun hast, mach's auch so!

Siebzigste Lektion. [LXX]

166. Das Eisen.

1. Unter allen Metallen ist das Eisen das wichtigste für den Menschen. Aus Eisen werden die Werkzeuge und Maschinen verfertigt, von der einfachen Nähnadel bis zur Dampfmaschine.

2. Das Eisen kommt in der Natur selten rein, sondern mit allerlei Steinen und Kiesen vermischt, als sogenanntes Erz vor. Durch das Schmelzen des Erzes wird das reine lautere Eisen herausgeschmolzen und von den Schlacken abgeschieden.

3. In St. Francis County, im Staate Missouri, giebt es zwei Eisenberge (Iron Mountain und Pilote Knob) die ungeheure Massen von fast reinem Eisen enthalten. Auch Pennsylvania besitzt großen Reichthum an Eisen, und in Europa ist England am meisten mit diesem Metall gesegnet. — Das gehärtete Eisen nennt man Stahl. —

4. Nun beschaue dir noch eine andere Nadel als die Nähnadel: Nimm einen Compaß zur Hand, und sieh' die Magnetnadel, wie sie zitternd hin und her schwankt und getreu mit der einen Spitze nach Norden zeigt, du magst sie drehen, wenden und beschauen wie du willst! das ist auch Eisen, nämlich Magneteisen.

5. Der Magneteisenstein ist ein schwarzes Eisenerz, dem die Kraft inwohnt, kleine Eisenstücke, die nicht magnetisch sind, schon auf einige Entfernung an sich zu reißen.

6. Wir sind noch nicht zu Ende mit den Wundern des Eisens. Es regnet auch Eisen, festes, gediegenes Eisen, vom Himmel herab! Mit feurigem Glanze stürzen krachend die Metallklumpen aus heiterer Luft, und schlagen klaftertief in die Erde. In Kroatien, in Oestreich, fielen 1751 bei Hraschina zwei Massen gediegenen Eisens

nieder; das kleinere von beiden Stücken wog 16 Pfund, das größere 71 Pfund, und dies schlug drei Klafter tief in den zuvor gepflügten Ackerboden. Jetzt bewahrt man diese Klumpen zu Wien im kaiserlichen Naturalienkabinet auf.

167. Das Kupfer.

1. Der Gebrauch von Kupfer reicht weit in die Vorzeit hinauf; unstreitig diente es seiner leichten Verarbeitung wegen unter allen Metallen dem Menschen am ersten. Bei der Entdeckung von Nordamerika fand man, daß es die Indianer an den fünf großen Seen gebrauchten.

2. Das Kupfer ist braunroth, sehr dehnbar, da es sich zu dünnem Blech hämmern und in dünnen Draht ziehen läßt. Da es schwer schmilzt, so lassen sich solche Geräthe daraus verfertigen, welche beim Gebrauche großer Hitze ausgesetzt werden. Der Rost greift es weniger an als Eisen, daher es zum Beschlagen der Schiffe und zur Bedeckung der Dächer geeignet ist.

3. Gefäße aus Kupfer sind reinlich zu halten, damit sich kein Grünspan bilde, der aus einer Mischung von Metall und Säuren entsteht und giftig ist. Als Gegenmittel bei Vergiftungsfällen sind Eiweiß und Milch anzuwenden.

4. Es sollte ein für allemal in der Haushaltung die nicht zu überschreitende Regel gelten: In kupfernen Gefäßen, überhaupt Metallgefäßen, wenn sie auch mit Zinn oder Zink überzogen sind, Speisen nie längere Zeit aufzubewahren.

168. Bergmannslied. B.

1. Glück auf! ist unser Bergmannsgruß,
Glück auf! Glück auf! Glück auf!
Bei Arbeit, die das Leben kürzt,
so wie beim Mahl, das Freude würzt,
tönt stets ein froh „Glück auf!“

2. Glück auf! schallt es durch Berg und Thal,
durch die der Bergmann wallt,
wenn kaum das junge Tageslicht
mit Müh' durch Nacht und Dunkel bricht,
und schwarz noch steht der Wald.

3. Glück auf! Glück auf! Ein froh Glück auf!
ruft Knapp dem Knappen zu,
wenn ihn die Pflicht bei finstrer Nacht
ruft zu dem grabesgleichen Schacht
aus Schlaf und sanfter Ruh.

4. Doch spricht nicht bloß der Mund: Glück auf!
Das Herz beut diesen Gruß;
denn Frohsinn und Zufriedenheit
ist stets des Bergmanns Seligkeit,
bei Arbeit sein Genuß.

5. Zwar sind wir vor Gefahr nicht frei,
doch, wo giebt's nicht Gefahr?
Wer einmal hier auf Erden lebt,
wenn er auch nicht in Schachten gräbt,
dem droht sie immerdar.

6. Wir fahren sonder Furcht hinab,
mit der Gefahr vertraut,
und seh'n bei unserm Grubenlicht
so manches Menschenelend nicht,
vor dem am Tag uns graut.

7. Der Bergmann scheut Gefahren nicht,
ihn schreckt selbst nicht der Tod;
und lösen auch zu seinem Grab
sich krachend Felsenwände ab,
er denkt: so will es Gott!

169. Das Gold.

1. Das Gold hat durch seine schöne gelbe Farbe und seinen ausgezeichneten Glanz seit den ältesten Zeiten die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich gezogen. Und wenn man's recht betrachtet, so ist es auch wirklich ein schönes Metall, besonders deswegen, weil es weder rostet noch schwarz wird und kein Schmutz dauernd auf ihm haftet oder gar in dasselbe eindringt. Darum hängt aber auch der Mensch so leicht sein Herz daran und schätzt es über Gebühr oft höher als ein gutes Gewissen. Es ist ein gefährlicher Besitz, wenn man dieses Metall zu seinem Abgotte macht, weil es Begierde, Geiz und andere böse Leidenschaften erzeugt; es verhärtet das Herz und verscheucht alles Edele, Schöne und Heilige aus dem Gemüthe. Viel besser wäre es, wenn Jedermann sich's zum Vorbilde nähme und dafür sorge, daß seine Seele rein bleibe, wie Gold.

2. Zu den bemerkenswerthen Eigenſchaften des Goldes gehört auch ſeine außerordentliche Dehnbarkeit. Ein Fünfdollarſtück läßt ſich durch Hämmern ſo weit ausdehnen, daß man damit einen Reiter ſammt ſeinem Pferde vergolden könnte. — Es iſt nach Platina das ſchwerſte Metall.

3. Das Gold findet ſich theils im Sande der Flüſſe und im aufgeſchwemmten Lande, theils zwiſchen Quarz und allerlei Geſteinen im Innern der Erde. Am häufigſten kommt es in Californien in Amerika vor.

170. Gute Lehren.

(Von Hebel.)

1. Es iſt nicht Alles Gold, was glänzt. Mancher, der nicht an dieſes Sprüchwort denkt, wird betrogen. Aber eine andere Erfahrung wird noch öfter vergeſſen: Manches glänzt nicht, und iſt doch Gold, und wer das nicht glaubt und nicht daran denkt, der iſt noch ſchlimmer daran. In einem wohlbeſtellten Acker, in einem gut eingerichteten Gewerbe iſt viel Gold verborgen, und eine fleißige Hand weiß es zu finden, und ein ruhiges Herz dazu und ein gutes Gewiſſen glänzt auch nicht, und iſt noch mehr als Goldes werth. Oft iſt da am wenigſten Gold, wo der Glanz und die Prahlerei am größten iſt. Wer viel Lärm macht, hat wenig Muth. Wer viel von ſeinen Thaten redet, hat nicht viel.

2. Ende gut; Alles gut. Iſt nicht ſo zu verſtehen: Wenn du ein Jahr lang in einem Hauſe zu bleiben haſt, ſo führe dich 364 Tage lang bengelhaft auf, und am 31. December werde manierlich. Sondern es giebt Leute, die manierlich ſein können bis ans Ende, und wenn's nimmer lang währt, ſo werden ſie ungezogen, trotzig, ſagen: „ich bin froh, daß es nimmer lang währt," und die Andern denken's auch. Für dieſe iſt das Sprüchwort. — Item, es giebt Dinge, ob ſie gut oder bös ſind, kann erſt das Ende lehren. Z. B. du biſt krank, möchteſt gern eſſen, was dir der Arzt verbietet, gern auf die Gaſſe gießen, was du trinken mußt, aber du wirſt geſund; — oder du biſt in der Lehre, und meinſt manchmal, der Lehrherr ſei wunderlich, aber du wirſt durch ſeine Wunderlichkeit ein geſchickter Weißgerber oder Orgelmacher. Dann lehrt das gute Ende, daß Alles gut war.

Fünfter Abschnitt.

Das Pflanzenreich.

Einundsiebenzigste Lektion. [LXXI.]

171. Von den Pflanzen im Allgemeinen.

(Nach den Lebensbildern No. II.)

Die Pflanzen sind **organische Naturkörper,** welche sich ernähren und fortpflanzen, aber weder willkührliche Bewegung noch Empfindung besitzen.

Da die Naturforscher schon mehr als Hunderttausend verschiedene Arten von Gewächsen kennen gelernt und beschrieben haben wollen, so würde es das menschliche Fassungsvermögen übersteigen, sie in dieser großen Mannigfaltigkeit zu überblicken und gehörig von einander zu unterscheiden, wenn man sie nicht nach ihrer Aehnlichkeit oder Verschiedenheit in größere oder kleinere Gruppen zu stellen vermöchte. Eine gewöhnliche Eintheilung, nach dem Aeußern gemacht, ist folgende:

A. Bäume, B. Sträucher, C. Kräuter, D. Gräser, E. Moose, F. Schwämme.

A. Die Bäume haben nur einen einzigen holzigen Stamm, der sich bei den meisten oben in Aeste und Zweige theilt. Sie werden in Garten- oder Obstbäume und in Wald- oder Forstbäume (Laub- und Nadelhölzer) getheilt. — (Birnbaum, Apfelbaum — Eiche, Fichte ꝛc.)

B. Die Sträucher treiben mehrere dünne, holzige Stämme zugleich aus der Wurzel hervor. — (Johannisbeerstrauch, Stachelbeerstrauch ꝛc.)

C. Die Kräuter haben einen weichen, saftigen Stengel und dauern meist nur ein Jahr. Man theilt sie gewöhnlich in Garten- oder Küchengewächse, Gewürzkräuter, Arzneipflanzen, Futterkräuter, Blumen u. s. w. (Kartoffel, Sellerie, Chamille, Klee, Tulpe ꝛc.)

D. Die Gräser haben einen dünnen, hohlen und mit Knoten versehenen Halm. Zu diesen Gewächsen gehören unsere Getreidearten. (Roggen, Weizen, Mais ꝛc.)

E. Die Moose sind kleine, schwammartige Gewächse, welche an feuchten Orten, an Bäumen, auf Dächern, Steinen ꝛc. wachsen und unkenntliche Blüthen haben. (Das gemeine Torfmoos, das isländische Moos ꝛc.)

F. Schwämme und Pilze ſind weiche, oft auch zähe Gewächſe von verſchiedener Geſtalt; viele haben einen Strunk (Stiel) mit einem Hute. Sie ſind faſt alle von kurzer Lebensdauer. (Der Breitling, die Morchel, der Fliegenſchwamm ꝛc.)

Die Organe der Pflanzen ſind Wurzel, Stamm, Blätter und Blüthe. Durch das Zuſammenwirken dieſer Theile entwickelt ſich die Pflanze und bringt endlich die Frucht hervor, aus der wieder neue Gewächſe von derſelben Gattung und Art entſtehen.

Zweiundſiebenzigſte Lektion. [LXXII.]

172. Das Lied vom Samenkorn.

(Von Krummacher.)

1. Der Säemann ſtreut aus voller Hand
den Samen auf das weiche Land,
und wunderſam! was er geſä't,
das Körnlein wieder auferſteht.

2. Die Erde nimmt es in den Schooß
und wickelt es im Stillen los;
ein zartes Keimlein kommt hervor
und hebt ſein röthlich Haupt empor.

3. Es ſteht und frieret nackt und klein
und fleht um Thau und Sonnenſchein.
Die Sonne ſcheint von hoher Bahn
der Erde Kindlein freundlich an.

4. Bald aber nahet Froſt und Sturm,
und ſcheu verbirgt ſich Menſch und Wurm;
das Körnlein kann ihm nicht entgehn,
und muß in Wind und Wetter ſtehn.

5. Doch ſchadet ihm kein Leid noch Weh;
der Himmel ſchickt den weißen Schnee
und deckt der Erde Kindlein zu;
dann ſchlummert es in ſtiller Ruh'.

6. Bald fleucht des Winters trübe Nacht;
die Lerche ſingt, das Korn erwacht,
der Lenz heißt Bäum' und Wieſen blüh'n,
und ſchmückt das Thal mit friſchem Grün.

7. Voll krauſer Aehren ſchlank und ſchön
muß nun die Halmenſaat erſtehn,
und wie ein grünes, ſtilles Meer
im Winde wogt ſie hin und her.

8. Dann schaut vom hohen Himmelszelt
die Sonne auf das Aehrenfeld;
die Erde ruht im stillen Glanz,
geschmückt mit gold'nem Erntekranz.

9. Die Ernte naht, die Sichel klingt,
die Garbe rauscht, gen Himmel dringt
der Freude lauter Jubelsang,
des Herzens stiller Preis und Dank.

173. Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt.

(Von F. Rückert.)

1. Es ist ein Bäumlein gestanden im Wald
in gutem und schlechtem Wetter,
das hat von unten bis oben
nur Nadeln gehabt statt Blätter.
Die Nadeln, die haben gestochen,
das Bäumlein, das hat gesprochen:

2. „Alle meine Kameraden
haben schöne Blätter an,
und ich habe nur Nadeln,
Niemand rührt mich an;
dürft' ich wünschen wie ich wollt',
wünscht' ich mir Blätter von lauter Gold."

3. Wie's Nacht ist, schläft das Bäumlein ein,
und früh ist's aufgewacht;
da hatt' es goldene Blätter fein.
Das war eine Pracht!
Das Bäumlein spricht: „Nun bin ich stolz;
goldne Blätter hat kein Baum im Holz."

4. Aber wie es Abend ward,
ging der Jude durch den Wald,
mit großem Sack und langem Bart,
der sieht die goldnen Blätter bald,
er steckt sie ein, geht eilends fort
und läßt das leere Bäumlein dort.

5. Das Bäumlein spricht mit Grämen:
„Die goldnen Blättlein dauern mich;
ich muß vor den andern mich schämen,
sie tragen so schönes Laub an sich;
dürft' ich mir wünschen noch Etwas,
so wünscht' ich mir Blätter von hellem Glas."

6. Da ſchlief das Bäumlein wieder ein,
und früh iſt's wieder aufgewacht;
da hatt' es gläſerne Blätter fein.
Das war eine Pracht!
Das Bäumlein ſpricht: „Nun bin ich froh;
kein Baum im Walde glitzert ſo.“

7. Da kam ein großer Wirbelwind
mit einem argen Wetter,
der fährt durch alle Bäume geſchwind,
und kommt an die gläſernen Blätter;
da lagen die Blätter von Glaſe
zerbrochen in dem Graſe.

8. Das Bäumlein ſpricht mit Trauern:
„Mein Glas liegt in dem Staub,
die andern Bäume dauern
mit ihrem grünen Laub;
wenn ich mir noch was wünſchen ſoll,
wünſch' ich mir grüne Blätter wohl.“

9. Da ſchlief das Bäumlein wieder ein,
und wieder früh iſt's aufgewacht;
da hatt' es grüne Blätter fein.
Das Bäumlein lacht
und ſpricht: „Nun hab' ich doch Blätter auch,
daß ich mich nicht zu ſchämen brauch'.“

10. Da kommt mit vollem Euter
die alte Geiß geſprungen;
ſie ſucht ſich Gras und Kräuter
für ihre Jungen.
Sie ſieht das Laub und fragt nicht viel,
ſie frißt es ab mit Stumpf und Stiel.

11. Da war das Bäumlein wieder leer,
es ſprach nun zu ſich ſelber:
„Ich begehre nun keiner Blätter mehr,
weder grüner, noch rother, noch gelber!
hätt' ich nur meine Nadeln,
ich wollte ſie nicht tadeln.“

12. Und traurig ſchlief das Bäumlein ein,
und traurig iſt es aufgewacht;
da beſieht es ſich im Sonnenſchein,
und lacht, und lacht.
Alle Bäume lachen's aus,
das Bäumlein macht ſich aber Nichts d'raus.

13. Warum hat's Bäumlein denn gelacht,
und warum denn seine Kameraden?
es hat bekommen in einer Nacht
wieder alle seine Nadeln,
daß Jedermann es sehen kann.
Geh' 'naus, sieh's selbst, doch rühr's nicht an.'
Warum denn nicht?
Weil's sticht!

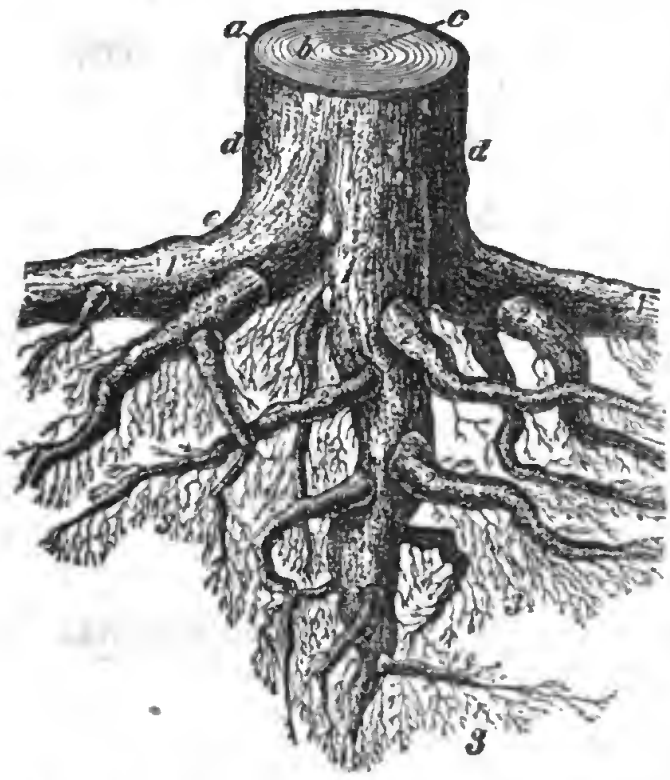
Dreiundsiebenzigste Lektion. [LXXIII.]

174. Die Fichte und ihr Leben.

(Nach A. W. Grube.)

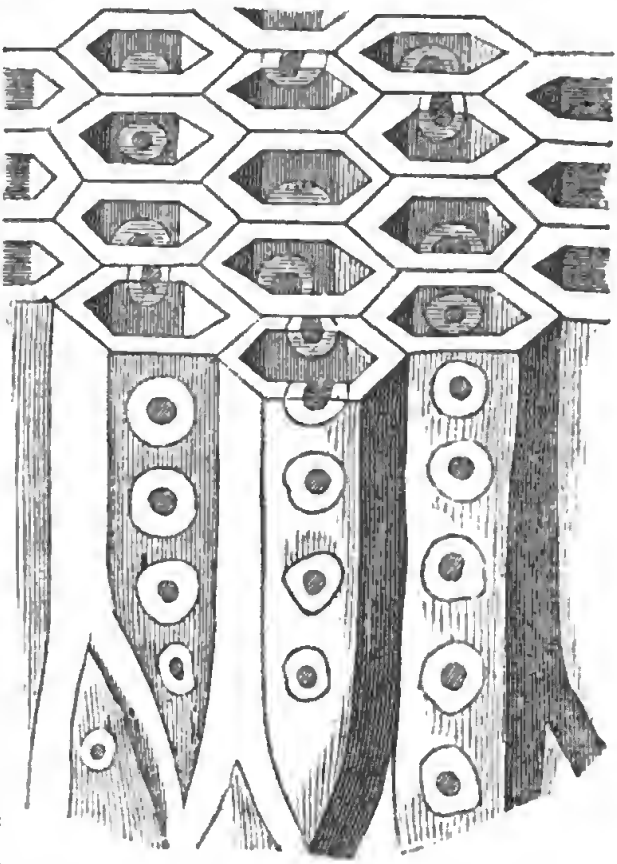
Ob ich an Blüthen gleich darbe,
mein Reichthum ist Beständigkeit,
ob Sonne scheint, ob's stürmt und schneit,
nie ändr' ich meine Farbe.
(A. Grün.)

1. Du Baum des Nordens und der Gebirge, du bist in der That voller Kraft und Macht, kalt und finster blickend, aber eine gesunde, unverwüstliche Kernnatur, die dem Menschen von unschätzbarem Werthe ist. Wie bei den nordischen Menschen und Gebirgsvölkern birgt deine rauhe, abstoßende Außenseite ein reiches inneres Leben; so finster auch das Grün deiner nadelförmigen Blätter, so



Wurzelstock eines Kieferstammes mit den Jahresringen.

voller Reichthum und Licht iſt dein ganzer Körper. Das Licht, welches die Sonne dir ſpendet, die Feuchtigkeit, welche deine Wurzeln in dem Boden finden, ſaugſt du begierig ein, und in den Zellen deines Holzes, wie in ſo viel kleinen Werkſtätten, bereiteſt du mit Licht und Waſſer deinen Lebensſaft zum flammenden Harz und zum brennenden Oel. Dein Saft, wie das Blut in den Adern der Thiere, ſteigt in den feinen Röhrchen der Bäume auf und nieder, und verdickt ſich zu Holzfaſern, wovon ſich eine dicht an die andere legt. — Du biſt der höchſte und ſchlankſte Rieſe in der ganzen Baumfamilie.



Holzzellen in 1250maliger Vergrößerung.

Dein grünes Nadelkleid bleibt unverändert inmitten von Schnee und Eis, darum biſt du auch der würdigſte Weihnachtsbaum. —

2. Kein anderes Baumgeſchlecht bildet ſo zahlreiche Wälder, wie das der Fichte. Von den Stämmen der Fichte bauen die Menſchen ihre Häuſer und ihre Bohlen*) benutzen ſie zu Tragbalken, mit ihren Dielen**) bekleiden ſie die Wände, erwärmen ſie den kalten Fußboden und bedecken ſie in Schindeln geformt ihre Wohnungen. Aus ihrem Holz drechſeln ſie ihre Hausgeräthe, verfertigen ſie Tiſche, Stühle und Bänke, Waſſereimer und Zündhölzchen. Würde man es dem ſtarren, rauhen Stamme der Tanne—zum Baumgeſchlecht der Fichte gehörend — anſehen, daß er ſich in Geigen formen ließ, dazu hülfe, Muſik zu machen, und daß er die ſchwingende Saite tönen läßt indem das dünne Holz der Geige ſelbſt mitſchwingt? Und doch iſt das Holz dazu von der Tanne genommen

*) dicke Bretter. **) dünne Bretter.

3. Es ist das Fleisch der Fichte, mit welchem die Menschen ihre Oefen heizen, ihr Essen kochen, und es ist der Saft desselben Baumes, welchen sie in Kienruß verwandeln; es ist das Blut der Gelbfichte, woraus sie das Terpentinöl bereiten so wie das Pech, ohne welches kein Kahn den Fluß befahren, kein Schiff in die See stechen könnte. Wohl liefert die Eiche die festen und starken Rippen des Schiffes, aber die Tanne pflanzt den Mastbaum darauf, der die gewaltigen Segel trägt und hoch und stolz das Sternen-Wimpel unserer Republik flattern läßt. Was der Weizen als Getreide, das ist die Fichte als Holz für den nordischen Menschen.

4. Auch im Wachsthum ist das Nadelholz ein ganz anderes Wesen als das Laubholz. Letzteres wächst fast das ganze Jahr hindurch, doch die Fichte macht ihre Arbeit auf Einmal in einem kräftigen Schuß ab, denn ihre Augen treiben im Frühjahre einen Schößling empor, den du leicht an seiner hellgrünen Farbe erkennen kannst, und hören dann für das übrige Jahr zu wachsen auf.

5. Die männlichen Blüthen sind in Form kleiner Kätzchen, die im Mai hervorbrechen und ihren Staub auf die weiblichen Blüthen streuen, die in kleinen Zapfen zusammengedrängt sind. In dem Schuppenleibe dieser weiblichen Blüthe ist der zierliche Samenkern herangereift, dem die Vorsehung eine Flügelhaut geschenkt, mit der er sich gleich einem Vogel auf Berge und Felsen, an die steilsten Abhänge und in die unzugänglichsten Schluchten schwingt, um dort zu einem neuen Baume zu erwachsen. Diese Flügel dienen dem Kern auch zum schwimmen, damit er sich weiter begebe, als der Wind ihn tragen kann, um in der Fremde seine Baumfamilie um einen neuen Sprößling zu vermehren.

6. In einem einzigen Tannenzapfen stecken 300 Samenkörner, davon ernähren sich die Vögel, naschen die Eichhörnchen, und doch bleibt noch genug für die Nachkommenschaft übrig. Man wird hingerissen zur Bewunderung jener Macht, welche aus dem kleinen geflügelten Samenkern, noch nicht so groß als eine Linse, einen solchen Riesenbaum einer besonderen Art — Washingtonia genannt — zu bilden vermag, der in Californien dreimal so hoch wie ein gewöhnlicher Kirchthurm wächst, und so dick wird, daß ihn fünf Männer mit ihren Armen kaum umspannen können.

7. Im Nordlande von Amerika haben wir viele große Wälder von der Weißfichte (White pine), namentlich in Canada, Minnesota, Wisconsin so wie auf dem Alleghany-Gebirge. In den südlichen Staaten hingegen, in Tennessee,

Kentucky, North Carolina wächſt die Gelbfichte (Yellow pine). Jahrhunderte lang ſtehen in dieſen Wäldern die ſchlanken hohen Bäume, altern und fallen vom Sturme geknickt oder vom Blitze getroffen zuweilen ſo hoch über einander, daß ſelbſt Wölfe, Füchſe, Bären und Luchſe Mühe haben, durchzukommen.

8. Außer dieſen Gäſten, welche für Bäume unſchädlich ſind, giebt es auch noch manche böſe Gäſte, die als Feinde in die Fichtenwälder eindringen und arge Verwüſtungen darin anrichten. Ein ſolcher Fichtenfeind iſt der kleine bräunliche Borkenkäfer, der kaum ſo groß iſt wie ein Weizenkörnlein, und doch Tauſende von Rieſenſtämmen zu tödten vermag. Seine Larve hauſt wie ein großes Heer unter der Rinde des Nadelholzes im Splinte desſelben, und frißt dieſen in buchſtabenähnlichen Figuren heraus, ſo daß die Bäume abſterben. Außerdem zerſtört das Feuer, wenn ein Brand ausbricht, ganze Fichtenwälder.

9. Ein Theil der Fichten, die in den Handel kommen, werden in ganzen Stämmen oder Blöchern verſchifft, aber der größte Theil derſelben wird gleich in den Wäldern zu Brettern und Schindeln zerſägt und auf Flooßen, Flachbooten oder Schiffen durchs weite Land von Amerika verſandt, oft bis ans Meer. Die Gelbfichte muß ſich ſogar ihren Leib mit einem Meſſer aufritzen laſſen, damit das Harz ausſtröme, aus welchem das Pech (Kolophonium) und das Terpentinöl bereitet wird. Ein guter Baum giebt jährlich 40 bis 50 Pfund Pech.

10. Von einem hohen Berge aus geſehen, gleichen die großen Fichtenwälder der Ebene einem düſtern Waldmeer von unermeßlichem Umfange. Der Aufenthalt in ſeinen dunkeln Räumen, wo ſogar das Waſſer in den Bächen ſchwarz erſcheint, ſtimmt das Gemüth ernſt, und wenn unſichtbare Lüfte in den hohen Wipfeln ſauſen, ſo erinnert dies an das erhabene Rauſchen eines großen Flußes oder an das ferne Brauſen des Weltmeers.

173. Waldandacht.

(Von Fr. Rückert.)

1. Orgeltöne brauſen
Durch der Tanne Haar,
und mit ſtillem Grauſen
knie' ich am Altar,
den in Waldeshallen
mir der Frühling baut,
und des Herzens Wallen
wird im Liede laut.

2. Seinen Sabbath feiert,
Schöpfung, der dich ſchuf,
und die Seel' umſchleiert
ſeines Friedens Ruf.
Wenn du Vaterſtrafen,
Kind, nicht fürchten mußt,
Kannſt du ruhig ſchlafen
an der Mutter Bruſt.

Vierundsiebenzigste Lektion. [LXXIV.]

176. Der Kuhbaum.

(Von A. v. Humboldt.)

1. Auf der Rückreise von Porto Cabello nach Valenzia, sagt Humboldt, schlugen wir einen andern Weg ein, um den Kuhbaum kennen zu lernen, von dem wir viel hatten sprechen gehört. Man versicherte uns, die Neger der Meiereien, welche die Milch von diesem Baume tränken, hielten sie für eine gesunde Nahrung. Da alle Milchsäfte der Pflanzen, z. B. die der Wolfsmilch scharf, bitter und mehr oder weniger giftig sind, so kam uns die Angabe sehr seltsam vor. Die Erfahrung lehrt uns aber, daß der Kuhbaum hiervon eine Ausnahme mache. Der Kuhbaum gehört zu den schönsten Bäumen, hat die Gestalt eines Sternapfelbaums, zehn Zoll lange, zugespitzte, zähe, wechselndstehende Blätter und eine fleischige Frucht, worin sich eine oder zwei Nüsse befinden. Macht man in den Stamm dieses Baumes Einschnitte, so fließt eine klebrige, vollkommen wohlschmeckende und angenehme Milch in großer Menge hervor. Man reichte uns solche in weiten Kürbisflaschen, die an dem Kürbisflaschenbaume wachsen, und wir genossen davon große Massen Abends und Morgens, ohne irgend eine schädliche Wirkung zu verspüren. Nur die Klebrigkeit der Milch macht sie etwas weniger angenehm, als die Kuhmilch. Man trinkt dieselbe gewöhnlich, indem man Mais- und Maniokbrod eintaucht.

2. Der Verwalter der Meierei versicherte uns, daß die Sklaven von dieser Milch zusehends fett würden. Steht die Milch in freier Luft, so bilden sich auf ihrer Oberfläche gelbliche, faserige Häute, die eine käseartige Masse enthalten. Die Häute sind elastisch wie das Federharz. Man nennt die Massen Käse, und sie werden in 5 bis 6 Tagen sauer. Ich gestehe, daß nur wenige Sachen einen so lebhaften Eindruck auf mich gemacht haben, als der Anblick des Kuhbaums. Alles, was auf Milch Bezug hat, und Alles, was das Getreide angeht, erregt eine Theilnahme, die nicht allein dem Werth dieser Dinge, sondern auch auf manchen früher gehabten Vorstellungen und Gefühlen beruht. Wir sind gewohnt, die Milch uns nur in Brüsten und Eutern zu denken; hier aber sahen wir plötzlich eine ganz andere Einrichtung der Natur. Am dürren Abhange eines Felsen wächst ein Baum mit dürren, zähen Blättern. Seine dicken, holzigen Wurzeln haben Mühe, in das Gestein einzudringen. Mehrere Monate des Jahres befeuchtet ihn kein erquickender Regen; die Aeste scheinen darum abgestorben und vertrocknet. Bohrt man aber den Stamm an, so entfließt ihm

eine milde, nährende Milch. Bei Sonnenaufgang gewährt er die meiſte. Es kommen alsdann die Bewohner von allen Seiten mit ihren großen Näpfen zu dieſer gemeinſchaftlichen Kuh und melken ſie von allen Seiten. Manche trinken gleich den duftenden Saft aus, andere nehmen ihn mit, um damit ihre Kinder zu erquicken.

3. Der Melonenbaum und der Federharzbaum haben einen, der Milch des Kuhbaums ähnlichen Saft, allein ſo rein thieriſch iſt wohl kein anderer Pflanzenſaft, als der des Kuhbaumes. In Amerika liefert der Kuhbaum Milch, in Afrika der Butterbaum Butter, welche dauerhafter, weißer, feſter und ſchmackhafter, als die beſte Kuhbutter iſt.

177. Die Einkehr.

(Von Uhland.)

1. Bei einem Wirthe, wundermild,
da war ich jüngſt zu Gaſte;
ein goldner Apfel war ſein Schild
an einem langen Aſte.

2. Es war der gute Apfelbaum,
bei dem ich eingekehret;
mit ſüßer Koſt und friſchem Schaum
hat er mich wohl genähret.

3. Es kamen in ſein grünes Haus
viel leichtbeſchwingte Gäſte;
ſie ſprangen frei und hielten Schmaus
und ſangen auf das Beſte.

4. Ich fand ein Bett zu ſüßer Ruh'
auf weichen, grünen Matten;
der Wirth, er deckte ſelbſt mich zu
mit ſeinem kühlen Schatten.

5. Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit;
da ſchüttelt' er den Wipfel.
Geſeguet ſei er allezeit
von der Wurzel bis zum Gipfel!

178. Räthſel.

Der es macht, der will es nicht
der es trägt, behält es nicht,
der es kauft, gebraucht es nicht,
der es hat, der weiß es nicht.

179. Wiege und Sarg.

(Von Würkert.)

1. Ruhestätten giebt es gar viele im Leben, — und wer kennt unter ihnen nicht die zwei wichtigsten? — Die eine steht an der Eingangsschwelle des Lebens, die andere an der Ausgangsschwelle desselben. Verschieden, sehr verschieden, ja völlig entgegengesetzt scheinen sie in ihrem Zwecke zu sein, und doch sind beide einander nahe verwandt.

2. Aus Brettern ist die Wiege gezimmert. Und so auch der Sarg. Im Walde stand einst der Baum, von welchem die Bretter genommen wurden. Frisch und grün streckte er seine Zweige aus, und schon damals ruhete der müde Wanderer unter ihm. Endlich wurde der Baum gefällt, sein Stamm zerschnitten und in friedlicher Werkstätte verarbeitet. Eine Wiege vielleicht und ein Sarg zugleich entstand aus seinem Holze. Wiege und Sarg — beide also wuchsen einst kräftig und voll als Waldbaum oder als Obstbaum, auf dessen Zweigen die Vögel sangen. Beide wurden vom Frühlinge einst belaubt und vom Herbste entblättert. Beide wurden gefällt durch Axt und Sturm. — Und in beiden schläft der Mensch. In beiden gibt's Ruhe und Frieden. Wie harmlos liegt der Säugling in der Wiege. Keine Noth sieht ihn an. Rein und ungetrübt ist der Himmel seines Lebens. — Verhält sich's anders mit dem Sarge? Auch in ihm schläft der Mensch. Und auch hier trifft den Mensch kein Ungemach, keine Erdennoth. Zwar ein anderer Schlaf ist es, als der Schlaf in der Wiege — denn jetzt ist er eisern, traumlos und kalt — aber sicher und geborgen doch hält er den Schläfer.

3. In beide steigen wir nicht selbst. Man legt uns hinein. Denn hülflos und schwach noch waren wir, als wir auf dem Schooße der Mutter saßen. Von ihr erlangten wir, was wir brauchten. Auch die Ruhe. Die Mutter hob uns herab vom Arme und Schooße, sie legt uns liebend und sanft in die Wiege. — Starr und bleich und gebrochen an Kraft und Bewegung sind wir im Tode. — Man legt uns hinein in den Sarg, denn wir selbst können uns nicht betten. — Wiege und Sarg — an beiden wird geweint. Wer kennt nicht die Thränen der Freude, die im Vater- oder Mutterauge glänzen, wenn es auf die Wiege des Kindes blickt? — Wer kennt nicht die Thränen des Schmerzes, welche in dem Auge des Kindes glänzen, wenn es am Sarge der Eltern steht? — Eltern legen ihre Kinder in die Wiege, und in der Regel legen die Kinder ihre Eltern in den Sarg. Thränen gibt's hier wie da. —

Wiege und Sarg — an beiden wird gehofft. Ja, Hoffnung regt ſich im Herzen, ſüße Hoffnung leuchtet uns entgegen, wenn wir an der Wiege unſerer Lieblinge ſtehen. Mit ihnen hoffen wir durch's Leben zu gehen. Durch ſie gedenken wir ein reines Band zu knüpfen für die Erde und Glück und Freude und Wonne zu finden.—Im Tode iſt dieſes Band zerriſſen, — aber wir hoffen mit Zuverſicht, es werde in der Höhe ſich wieder dauerhaft knüpfen. Und dieſe Hoffnung iſt am Sarge unſer Troſt, unſer Anker, unſer Rettungsſtern.—Wiege und Sarg— an beiden wird gebetet. Fromme Wünſche, Gedanken und Gefühle ſteigen aus dem Herzen der Eltern zum Himmel auf, wenn ſie an dem harmloſen Lager des Kindes ſtehen. Um Glück und Segen für den Liebling beten ſie zu Gott. — Auch an dem Sarge beten wir.

4. Wiege und Sarg — immerdar werdet ihr Menſchen bergen! Oft, ach — ſtehet ihr nahe an einander, oft kaum eine Spanne weit getrennt. Doch nahe oder fern, ihr beide ſeid Wiegen, die eine: Wiege für die Erde, — die andere: Wiege für den Himmel.

Fünfundſiebenzigſte Lektion. [LXXV.]

180. Der Fliederſtrauch.

(Würtemberger Fibel.)

1. Es giebt nicht viele Gewächſe auf der Erde, die dem Menſchen ſo nützlich wären, als der Flieder- oder Hollunderſtrauch, deſſen grünes Blätterdach mit den blaßgelben, reichblütigen Dolden uns ſo oft in Deutſchland in der Nähe der Dörfer hinter Mauern und Zäunen entgegen ſchimmert. Die in der Jugend grüne, im Alter graue und riſſige Rinde ſo wie die Blätter gebraucht man zum Färben, das alte gelbe Holz benutzt der Drechsler zu allerlei niedlichen Arbeiten, und ihr alle wißt, wie nette Knallbüchſen ſich aus den ausgehöhlten Aeſten anfertigen laſſen.

2. Wird man vom Kopfweh geplagt, ſo thut ein Umſchlag von friſchen Blättern des Flieders nicht ſelten die beſten Dienſte, und bei Erkältungen iſt kaum etwas beſſer geeignet, wohlthätigen Schweiß zu erzeugen, als der Genuß des Hollunderthees oder des Hollundermuſes, welches letztere man aus den reifen ſchwarzen Beeren bereitet. Der Genuß der jungen Blätter aber iſt für Menſch und Vieh ſchädlich. Der Apotheker ge-

braucht außerdem die Wurzel und die innere Rinde der jungen Zweige.

3. Summa: Es ist nichts am Fliederstrauch, was nicht der Mensch benutzen könnte, und darum darf es uns nicht wundern, daß manchen Heiden der Fliederstrauch heilig war.

181. Die Baumwolle.

(Nach dem Pfennigmagazin.)

1. Die Baumwollenpflanze ist eines jener merkwürdigen Gewächse, mit dessen Anbau, sowie mit Verarbeitung der davon geernteten Baumwolle mehr Menschenhände beschäftigt sind, als mit irgend einem andern Gegenstande. Es giebt indessen mehrere Arten Baumwollenpflanzen, die theils baumartig, theils wie Sträucher und Stauden wachsen, und von denen die letztere alle Jahre frisch ausgesäet werden muß. Alle stammen aus den wärmeren Ländern der Erde. Die Baumwollenstaude aber wird auch in der asiatischen und europäischen Türkei, in Griechenland, und vorzüglich in den südlichen Staaten von Nordamerika durch Negersklaven so häufig angebaut, daß bei Weitem die meiste Baumwolle von ihnen herrührt und dadurch die Sklavenhalter sich schnell bereichern. Es wachsen im Gebiete der Vereinigten Staaten zwei Hauptsorten von Baumwolle, die sogenannte Long Staple, langfaserige Sea Island und die kurzfaserige oder Upland. Die letztere liefert neun Zehntel der jährlichen Ernte und ist von geringerer Qualität als jene.

2. Sie wird gegen drei Fuß hoch, hat hellgrüne, fünftheilige Blätter und gelbe, rothgestreifte, den Malven ähnliche Blüthen, aus denen sich Samenkapseln von der Größe eines Taubeneies entwickeln. Diese sehen bei allen Baumwollenpflanzen Anfangs grün aus, werden jedoch später braun und springen endlich bei völliger Reife auf. Da quillt denn die zarte Wolle heraus, die bisher zusammengepreßt war, und in der einige Samenkerne verborgen sind; sie muß daher um diese Zeit schleunigst eingesammelt werden, wenn sie nicht verloren gehen soll. Mittelst besonderer Maschinen wird die erhaltene Baumwolle von den Samenkernen und andern etwa hineingekommenen Unreinigkeiten gesäubert, in große Säcke möglichst fest eingepackt und in gepreßte Ballen in den Handel gebracht.

3. Auf diese Art werden des Jahres gegen zehn Millionen Centner Baumwolle aus Amerika nach Europa eingeführt und hier, davon zwei Drittel allein in England, zu Garn gespon-

nen und dann zu Kattun, Muſſelin, baumwollenem Sammet, Spitzengrund, baumwollenen Strümpfen und einer Menge anderer dünner und dichter Stoffe verarbeitet und nach Amerika zurück, ſo wie über die ganze Welt verſchickt. Obgleich die Arbeit größtentheils mit Hülfe von Maſchinen geſchieht, haben dabei doch noch unzählige Menſchen, zuerſt mit Herſtellung der Stoffe und dann mit dem Bedrucken, Färben und der ſonſtigen Zubereitung der verfertigten Waaren zu thun, ehe dieſe in die Hände der Verkäufer kommen. Die Baumwolle iſt für den Welthandel von ſo großer Bedeutung geworden, daß man ſagt: Die Baumwolle beherrſcht die Welt.

182. Die Blumen.

1. Wer hat die Blumen nur erdacht?
Wer hat ſie doch ſo ſchön gemacht?
Gelb und roth und weiß und blau,
daß ich meine Luſt d'ran ſchau?

2. Wer hat im Garten und im Feld
ſie ſo auf einmal hingeſtellt?
Erſt war's doch ſo hart und kahl,
blüht nun Alles auf einmal.

3. Wer iſt's, der ihnen allen ſchafft
in den Wurzeln friſchen Saft,
gießt den Morgenthau hinein,
ſchickt den hellen Sonnenſchein?

4. Wer iſt es, der ſie alle ließ
duften noch ſo ſchön und ſüß,
daß die Menſchen, groß und klein,
ſich in ihrem Herzen freu'n?

5. Wer das iſt, und wer das kann
und nie müde wird daran? —
Das iſt Gott in ſeiner Kraft,
der die lieben Blumen ſchafft!

183. Das Zuckerrohr.

1. Das Zuckerrohr wächſt in den ſüdlichen Staaten von Nordamerika, in den heißen tropiſchen Ländern, wild aber in Oſtindien, dem Treibhauſe der Gewürze. Es treibt, wie unſer Welſchkorn, einen knotigen Halm mit ſchilfigen Blättern und

einem silberweißen Blüthenbüschel. Es schlägt jährlich von Neuem aus und wird an feuchten Orten und im Wasser an 12 Fuß hoch. Besonders wenn es ganz reif ist, etwa nach drei Viertel Jahr, nachdem man ein Stück der gegliederten Wurzel in das feuchte Erdreich gelegt hat, enthält das Rohr ein schwammiges, saftreiches süßes Mark. Aus diesem wird der Zuckersaft durch Walzen, die ein Räderwerk umdreht und gegen einander drückt, ausgepreßt.

2. Der Zuckersaft wird in großen Pfannen oder Kesseln gesotten, verdickt und durch künstliche Mittel zu weißem Zucker, Kandis und anderen Sorten bereitet. Syrup ist eingedickter Zuckersaft. — In Nordamerika liefert Louisiana den meisten Zucker.

184. Das Korn.

(Von Zschokke.)

1. Jede Gegend des Erdballs ist durch die Hand des Schöpfers mit den ihr eigenthümlichen Pflanzen geschmückt. Daher sind alle ursprünglichen Pflanzen Amerikas von denjenigen der übrigen Welttheile verschieden. Aber solche, welche für den Menschen eine gesunde Nahrung bieten, sind von einer solchen Natur, daß sie sich fast überall hin, wo Sterbliche wohnen, verpflanzen lassen. Vor Zeiten waren die Länder unserer Gegend unermeßliche Wüsteneien, Herbergen wilder Thiere; meistens von unfruchtbaren Bäumen und ungenießbaren Kräutern bedeckt. — Jetzt gleicht unser Vaterland einem großen Garten, versehen mit den nützlichsten und schönsten Gewächsen aller Welttheile. — Aus Europa bekamen wir diese Gewächse hierher. Die nahrhafte Kartoffel fand man in Amerika, desgleichen den Mais oder das Welschkorn, welches in seinen körnerreichen Kolben drei- und sechshundertfältige Frucht bringt. Der Mais mit seinen dicken Stengeln und breitschilfigen Blättern war die einzige Getreideart, welche die Indianer bei der Entdeckung von Nordamerika bauten.

2. Jede der unzähligen Pflanzenarten ist verschieden von der andern gebaut; keine der andern ähnlich, jede zu ihrem Zwecke auf das Vortheilhafteste. Sehet auf das Korn, welches auf den Feldern prangt: Jeder Halm predigt die liebende Weisheit des Herrn. Dieser Halm steigt schlank und hoch über die Erde auf, damit die Körner nicht durch die Feuchtigkeit des ausdünstenden Bodens verderbt und zur Fäulniß gebracht werden. Die Länge des Halms begünstigt die bessere Rei-

nigung des darin von den Wurzeln aufſteigenden Nahrungsſaftes, daß die mehlige Frucht wohl gedeihe. Der lange Weg, welchen jener Saft aus dem Erdboden hinauf zu machen hat, erlaubt auch der Sonne, ihn anhaltender auszukochen. Zwar ſchwankend und dünn iſt das Rohr, an deſſen Spitze ſich die Aehre wiegt; doch wehren das Zerknicken derſelben im Winde ſtarke Knoten, deren feine Durchlöcherungen von innen dem emporſteigenden Saft und der Sonnenwärme genugſamen Durchgang geſtatten. Neben dem Haupthalme treiben wehende Blätter, um Regen und Thau des Himmels zu ſammeln, die wachſende Pflanze zu träuken. Iſt ſie aber ihrer Reife nahe, dann welken ſelbſt die Blätter, damit alle Nahrung ungetheilt der Aehre zugehe, deren Körper mit langen rauhen Stacheln eine Schutzwehr gegen die Vögel haben. —

Sechsundſiebenzigſte Lektion. [LXXVI.]

185. Der Reiß.

(Aus J. G. Fiſchers Leſebuch.)

1. Der Reiß, dieſes getreideartige, 2 bis 4 Fuß hohe und die Dicke einer Gänſeſpule erreichende Gewächs, iſt ſichern Nachrichten zufolge aſiatiſchen Urſprungs, und hat ſich allmählig über alle Länder, die ſeine Kultur nur irgend zulaſſen, verbreitet. Die größeſten, zugleich ſchönſten Reißfelder beſitzen China, Japan, Oſtindien und mehrere Striche des ſo reich geſegneten Amerikas. Wo der Reiß auch angebaut werden möge; überall verlangt er einen warmen, feuchten, periodiſch überſchwemmten Boden.

2. In South Carolina, deſſen Moräſte ſein Gedeihen ungemein begünſtigen, ſtecken gewiſſe Neger, welche zu dieſem Geſchäft eigends befehligt werden, die Körnlein mit ſorgfältiger Hand in die Erde, und bemühen ſich dabei zugleich, ſtets in gerader Linie fortzugehen. Die einzelnen Reihen ſtehen gegen 18 Zoll von einander ab. Nach Beendigung der Saatzeit, alſo in der Mitte des Märzes, laſſen die Pflanzer das Waſſer, welches ſie bis jetzt durch Schleuſen zurückgehalten haben, zum erſten Mal einige Tage mehrere Zoll hoch auf den Boden treten und befördern dadurch das Keimen der Körnlein auf eine wahrhaft überraſchende Weiſe. Vier Wochen ſpäter, wenn nämlich die jungen Pflanzen bereits 3 bis 4 Zoll emporgeſchoſſen ſind, wiederholen ſie das beſchriebene Verfahren, leiten nun aber das Waſſer, damit das Unkraut ganz vernich-

tet werde, erst nach 16 Tagen in seine ursprünglichen Behältnisse zurück. Von dieser Zeit an bleiben die Reißfelder bis zur Mitte Juni ohne künstliche Bewässerung. Eifrigst bemüht, die Erde theils locker, theils von jedem fremden Pflänzchen frei zu erhalten, befehlen jetzt die Herren ihren Negern, den Reiß zu wiederholten Malen zu behacken. Die dritte künstliche Bewässerung umfaßt die wenigen Wochen von der Mitte Juni bis zur Reife der Körnlein hin. Auf ähnliche Weise, wie in den Vereinigten Staaten, wird der Reiß auch in andern Ländern gebaut.

3. Die größten Plünderer für die Reißanbauer Amerikas sind die 6 bis 7 Zoll langen, rothbeinigen, weiß, gelb und schwarz gefärbten Reißvögel. Diese befiederten Räuber erscheinen stets in ungeheuern Schwärmen, kommen in Carolina an, wenn der Reiß noch milchigt ist, und gedeihen bei ihrem Lieblingsfutter so vortrefflich, daß sie während der drei Wochen, auf die sich ihr Besuch gewöhnlich beschränkt, überaus fett werden und dann nur mit Mühe von einem Ort zum andern fliegen können. Eine geringe Entschädigung für ihre unverschämten Diebereien gewähren sie durch ihr leckeres Fleisch.

4. Nichts beeinträchtigt die Gesundheit der Neger mehr, als die Bestellung der Reißfelder. Der mehrmalige Wechsel zwischen Bewässerung und Trocknung derselben, und noch in einem Klima, wo die natürliche Verdunstung der großen Hitze wegen mit reißender Schnelligkeit von Statten geht, muß nothwendiger Weise die Luft verpesten, und solche Krankheiten, die nur allzu oft mit dem Tode endigen, in Menge herbeiführen. Selbst nach erfolgter Ernte erwartet die Unglücklichen noch ein schwieriges Geschäft. Meist in Gesellschaft von Ochsen, die offenbar dabei glücklicher sind, als sie, führt man sie nämlich jetzt zu den getrockneten Halmen hin, und befiehlt ihnen, die Körnlein, unbekümmert, ob sie dabei wund und blutig werden, mit bloßen Füßen auszutreten. Nur milde Sklavenhalter lassen ihren Reiß nach Art unseres Getreides dreschen.

5. Ueber den großen Nutzen, welchen uns der Reiß gewährt, herrscht nur eine Stimme. In China, Japan, den beiden Indien, einem beträchtlichen Theile Afrikas u. s. w. ist er für Millionen Menschen das wichtigste Nahrungsmittel. Hohe und Niedere, Reiche und Arme, Vornehme und Geringe setzen ihn daselbst täglich auf ihren Tisch und freuen sich über die gesunde, liebliche Speise. Wir genießen ihn bekanntlich bald als Backwerk, bald in Suppen, oder mit Milch gekocht. Der beste Reiß, von dem große Quantitäten nach Europa verschifft werden, kommt von South Carolina.

Siebenundſiebenzigſte Lektion. [LXXVII.]

186. Giftige Gewächſe.

(Von Dr. F. C. Baumgarten.)

Für jeden Deutſchen in Nord-Amerika iſt es Pflicht, ſich neben andern Kenntniſſen auch eine Kenntniß der Gewächſe, beſonders der giftigen zu erwerben, da die Erfahrung tauſendfältig gelehrt hat, wie viele Vergiftungen durch Nichtkenntniß derſelben veranlaßt werden. Zwar hat dies an Gewächſen ſo geſegnete Land einige der giftigen Pflanzen mit unſerm alten Vaterlande gemein, z. B. Stechapfel, Schierling, Nachtſchatten und Hahnenfuß, ſowie ihm wiederum Tollkirſche, Seidelbaſt, Herbſtzeitloſe u. ſ. w. fehlen; dagegen beſitzt Amerika außer jenen noch viele ihm eigene, die mit den zuerſt angeführten auf den folgenden Seiten beſchrieben werden ſollen.

1. Der Stechapfel (Datura stramonium — *green thorn-apple*) wächſt überall auf Schutt, leeren Bauplätzen und an Wegen und bildet 2 bis 4 Fuß hohe, ſehr ſperrig wachſende krautartige Stauden mit großen glatten, eiförmigen, ausgezackten Blättern und in den Blattachſeln einzeln ſtehenden lang trichterförmigen Blumen, deren Saum gefaltet und fünfgezahnt iſt. Die Frucht bildet eine zweifächerige dornige Kapſel mit vielen ſchwarzen nierenförmigen Samen von der Größe einer Linſe. Die ganze Pflanze riecht und ſchmeckt ekelhaft und alle Theile derſelben ſind giftig. Durch den Genuß der Samen kamen die meiſten Vergiftungen vor.

2. Der Waſſer-Schierling (Cicuta maculata — *water-hemlock*) wächſt in Sümpfen und an Bächen. Er iſt ein 3 bis 6 Fuß hohes Waſſerkraut mit hohlem Stengel, das im Juni kleine weiße Blüthen in vielſtrahligen Dolden ohne Hüllblättchen treibt. Die Blätter ſind ſcharf geſägt und an der Spitze zweilappig, die Blumenblätter ſind herzförmig und eingebogen, die Früchte ſind klein, rundlich, fünfgerippt und knotig. Die Wurzel iſt knollig und hohl. Alle Theile der Pflanze riechen betäubend und ſind ſehr giftig.

3. Der gefleckte Schierling (Conium maculatum — *poison-hemlock*) wird auf wüſten Plätzen, an Wegen und Zäunen, beſonders an ſchattigen Stellen gefunden. Er ähnelt dem Waſſer-Schierling, unterſcheidet ſich aber von ihm nicht allein durch den Standort, ſondern auch dadurch, daß ſeine Stengel rothbraun gefleckt ſind und die Dolden lanzettförmige Hüllblättchen beſitzen. Auch ſind die Früchte mehr eiförmig und ſeitlich zuſammengedrückt. Sein Saft iſt wie der des

Wasser-Schierlings sehr giftig. Seine schwache Aehnlichkeit mit Petersilie soll schon Vergiftungen veranlaßt haben, doch läßt er sich von der letztern schon durch die Flecken am Stengel und das Dunkelgrün, sowie durch die Glätte der Unterseite der Blätter unterscheiden.

4. Der schwarze Nachtschatten (Solanum nigrum — *deadly nightshade*). Man findet ihn am häufigsten auf Schutt und in Gärten. Er ist ein krautartiger Strauch von 1 bis 2 Fuß Höhe und hat dornenlose und ganz glatte Stengel, von welchen die zusammengedrückten Zweige fast rechtwinkelig abstehen. Seine Blätter sind eckig-eiförmig und glatt. Die weißen Blüthen sind radförmig, fünfeckig und gefaltet und die 5 gelben Staubbeutel zusammengeneigt und oben zweilöcherig. Mehrere Blüthen sind stets in Form hängender Doldentrauben vereinigt und sehen im Ganzen denen der Kartoffel sehr ähnlich. Die Frucht ist eine runde schwarze zweifächerige, viele kleine Samen enthaltende Beere von der Größe einer Erbse. Die Pflanze riecht unangenehm. Der Genuß der Beeren ist zwar sehr schädlich, doch wohl niemals tödlich.

5. Der Gifthahnenfuß (Ranunculus flammula — *spear-wort*, R. acris — *crowfoot, butter-cup*, R. sceleratus — *celery crowfoot*) findet sich überall auf Wiesen und Aeckern, sowie an Bächen und ist durch seine Verbreitetheit, seine meist liegenden knotigen Stengel mit den lanzettförmigen oder öfter noch gelappten Blättern und den gelben glänzenden Blumen hinlänglich bekannt. Alle Arten desselben enthalten einen mehr oder weniger scharfen und giftigen wässerigen Saft.

6. Die Niesewurz (Veratrum viride — *itchwood, indian poke, white hellebore*) liebt etwas feuchten Boden und treibt 3 bis 5 Fuß hohe grade Stengel mit 1½ Fuß langen Blüthenrispen am Ende. Die breit-eiförmigen Blätter sind stark gerippt und sehr lang. Die Blüthen haben keinen Kelch, aber 6 ungleiche tiefeingeschnittene Blumenblätter und 6 Staubfäden. Viele der Blüthen sind Zwitter. Die Früchte sind dreigetheilte Kapseln mit vielen Samen. Die Wurzel ist knollig und besonders giftig.

7. Die Blutwurz (Sanguinaria canadensis — *blood-root*) wird in trocknen Wäldern gefunden. Sie hat ein nierenförmiges und gelapptes Wurzelblatt und einen Blüthenschaft mit einer einzelnen weißen 8—12-blätterigen Blume. Die Frucht bildet eine länglich-eiförmige, zweiklappige Kapsel mit vielen Samen. Die Wurzel ist knollig und fleischig, sieht blutroth aus und enthält einen sehr scharfen und betäubenden Saft.

8. Die aufgeblasene Lobelie (Lobelia inflata —

wild tobacco) wächſt auf feuchtem Boden und blüht im Juni. Sie iſt ein ausdauerndes Kraut mit wechſelſtändigen Blättern und ſchönen großen Blüthen in ährenartigen Trauben. Stengel und Zweige ſtehen aufrecht und ſind ſehr behaart. Die Blätter ſind von Eiform und lanzettförmig, die Blumen ſind trichterförmig und haben eine zweiſpaltige Ober- und dreiſpaltige Unterlippe. Der Saft iſt milchig, ſehr ſcharf und in größeren Gaben giftig. Durch ihren unvorſichtigen Gebrauch als Quackarznei ſind ſchon viele Vergiftungen vorgekommen.

9. Der Mai-Apfel (Podophyllum peltatum — *may-apple, wild mandrake*) wächſt truppweiſe in feuchten Wäldern. Er iſt leicht erkennbar durch ſeine eigenthümliche Form, da er nur aus zwei 5—8-lappigen, friſchgrünen wagerechten großen Blättern auf einem 1½ Fuß hohen Stengel beſteht, zwiſchen welchen etwas verſteckt die einzige 1½ Zoll große weiße wohlriechende und faſt wie eine Roſe geformte Blume ſitzt. Die Frucht ähnelt einem kleinen unreifen Mohnkopfe und ſchmeckt ſäuerlich. Die Blätter wirken betäubend und die Wurzel brechenerregend.

10. Die Marylander Spigelia (Spigelia marylandica — *pink-root*) iſt ein ſtrauchartiges Kraut von 1 bis 1½ Fuß Höhe mit einem viereckigen glatten Stengel und 3 Zoll langen ſpitzeiförmigen, gegenüberſtehenden und ſtarkgerippten Blättern. Die trichterförmigen aufrechten Blumen, aus denen die Staubfäden weit hervorragen, bilden einſeitige Aehren und ſind feuerroth. Kapſel lederartig mit 12 eckigen Samen in jedem Fache. Die ganze Pflanze riecht unangenehm und ſchmeckt widerlich. Man gebraucht die Wurzel als Hausmittel zum Wurmabtreiben und richtet damit wegen ihrer reizenden und betäubenden Wirkungen oft großes Unglück an.

11. Die Scharlach- oder Kermesbeere (Phytolacca decandra — *pokeweed, pigeon berry*) iſt eine überall auf gutem Boden wachſende aufrechte, faſt mannshohe krautartige Staude, deren Stamm und kurze gabelige Zweige durch ihre auffallende Röthe leicht kenntlich ſind. Auch die Blüthen, welche klein ſind, faſt nur einen fünftheiligen Kelch bilden und in Traubenform zuſammenſtehen, ſind röthlich. Die vorn und hinten ſpitz zulaufenden Blätter ſind glatt und faſt fußlang. Die Beeren werden 3 bis 4 Linien dick, ſind dann violettſchwarz und enthalten 10 ſchwarze Samen. Sowohl Blätter wie Früchte und Wurzel bewirken Erbrechen, Abführen und Betäubung.

12. Der Wunderbaum (Ricinus communis — *castor oil plant, palma Christi*), welcher faſt überall wegen ſeiner Samen, aus denen man das bekannte Ricinus- oder Caſtor-

Oel preßt, angebaut wird, treibt einen mannshohen krautartigen grünen Stengel mit sehr großen schildförmigen und handförmig gelappten, wechselständigen hellgrünen Blättern. Die Blüthen sind bloße Kelche mit vielen verbundenen Staubfäden. Sie stehen in kleinen Dolden zusammen, deren wiederum ein Dutzend einen großen Strauß bilden, in welchem die Staubblüthen die unterste Stelle einnehmen. Die Früchte werden haselnußgroß und sind mit weichen Stacheln besetzt. Die Samen haben die größte Aehnlichkeit mit Bohnen und sind aschgrau mit braunen Flecken. Diese Bohnen enthalten außer dem abführenden Oele ein starkes reizendes Gift und müssen deßhalb nie gegessen werden.

13. Der Gift-Sumach (Rhus toxicodendron — *poison vine, poison ash*). Von diesem gefährlichen Strauche giebt es mehrere Unterarten, die im Englischen *poison ivy, poison oak* u. s. w. genannt werden. Er wächst in Wäldern und Gebüschen, wird 3 bis 5 Fuß hoch, wurzelt stark, hat aber aufrechte Stengel, lange Blättchen, deren je drei auf einem langen Stiele beisammen stehen, kleine gelblichgrüne in mehrere kurze Rispen vereinte Blüthen und trägt gefurchte pfefferkorngroße Beeren von schmutzig weißer Farbe.—Im Schatten und während der Nacht bewirkt der Dunst dieses Strauches bei empfindlichen Personen rosenartige Entzündungen der Haut, besonders des Gesichtes. Alle Theile der Pflanze sind äußerst giftig und veranlassen innere Entzündungen und Lähmungen.

14. Der gelbe Jasmin (Gelseminum nitidum—*yellow jessamine*). Man findet diese Pflanze nur an feuchten warmen Orten und in der Nähe der Flüsse. Sie ist ein kletternder Strauch mit dunkelgrünen gegenüberstehenden lanzettförmigen glatten Blättern und weiten trichterförmigen, fünfspaltigen, wohlriechenden gelben Blumen, in denen fünf Staubfäden sind. Die Blumen stehen in Büscheln. Die flachen etwas geflügelten Samen sind in einer eiförmigen, mehr flachen, zweifächerigen und zweiklappigen Kapsel befestigt. —Alle Theile des Strauches sind sehr giftig.

15. Die breitblättrige Kalmie (Kalmia latifolia—*broadleaved laurel*) ist ein immergrüner Strauch von 3 bis 20 Fuß Höhe mit braunen Aesten und Blättern wie Lorbeerblätter, welche einzeln oder zu dreien stehen. Die scheibenförmigen, fünfspaltigen, am Grunde mit zehn Gruben für die Staubbeutel versehenen, erst rothen dann fast weißen Blumen brechen im Mai hervor und bilden doldenartige End-Sträuße, die sich klebrig anfühlen. Die Früchte bilden fünffächerige Kapseln

mit vielen Samen. In den Blättern und Früchten iſt ein betäubendes Gift enthalten. —

Außer dieſen angeführten Gewächſen giebt es noch viele, die, wenn genoſſen, nachtheilig für die Geſundheit ſind. Dahin gehören die meiſten Schwämme, meiſt alle einen milchartigen Saft enthaltenden Pflanzen und Sträuche, wie die Wolfsmilcharten u. ſ. w., ſowie viele rankende Gewächſe, deren Beeren außerdem wegen ihrer ſchönen Farbe oder wegen der Aehnlichkeit mit den Beeren der Weintraube leicht zum Naſchen verleiten. Man vermeide daher alle ſolche Gewächſe, beſonders noch dann, wenn ſie einen widrigen oder betäubenden Geruch und ekelhaften oder bittern Geſchmack haben. — Im Falle einer Vergiftung muß ſo raſch wie möglich ein Arzt zu Rathe gezogen werden, der durch Brechmittel oder Magenpumpe das Gift aus dem Magen zu entfernen ſuchen und durch ſchleimige, ölige und andere Mittel die möglichen Nachtheile verhüten oder beſeitigen wird.

187. Sinnſprüche.

(Von Rückert.)

1. Wer guten Rath ſelbſt finden kann,
und wer ihn weiß zu nehmen an,
und wer ihn recht zu brauchen weiß,
hat eines klugen Mannes Preis.

2. Das ſind die Weiſen,
die durch Irrthum zur Wahrheit reiſen;
die bei dem Irrthum verharren,
das ſind die Narren.

(Von Lavater.)

3. Will Einer wiſſen, wer er ſei,
der ſchelte zween oder drei.
Wo's ihm die beiden erſten vertragen,
wird ihm der letzte die Wahrheit ſagen.
Und läßt du Jeden, wer er iſt,
ſo ſagt auch er nicht, wer du biſt.

4. Sprich nie etwas Böſes von einem Menſchen, wenn du es nicht gewiß weißt; und wenn du es gewiß weißt, ſo frage dich: Warum erzähle ich es?

Sechster Abschnitt.

Das Thierreich.

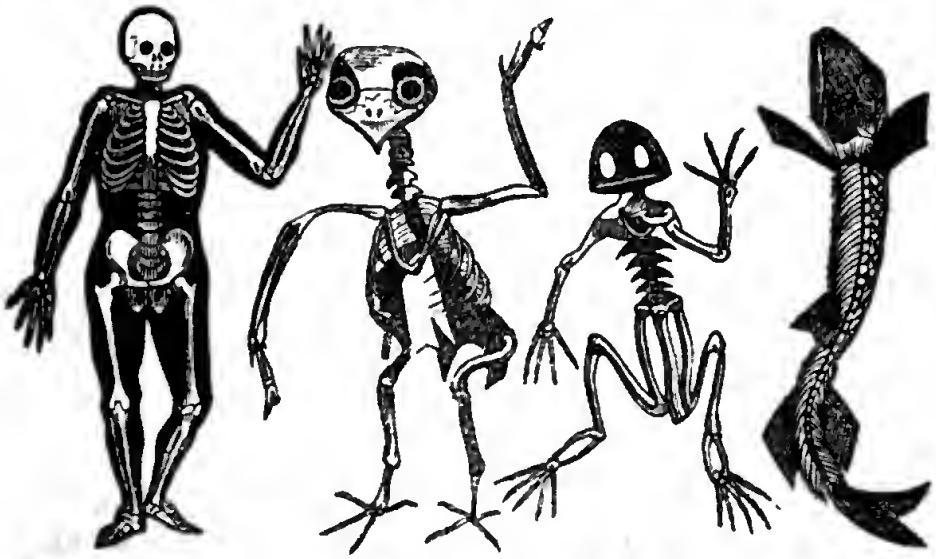
Achtundsiebenzigste Lektion. [LXXVIII.]

188. Allgemeines über Thiere.

(Nach Prof. Agassiz und Andern.)

1. Nirgends in der ganzen Schöpfung ist des lieben Gottes Allmacht, Weisheit und Güte so augenscheinlich gezeigt, als bei den verschiedenen Geschöpfen, die unsere Erde bewohnen. Bei den meisten Thieren erregt ihre schöne Gestalt, der zweckmäßige Bau ihres Körpers und ihr Instinkt zuerst unsere Aufmerksamkeit. Wenn wir dann die Thiere näher beobachten und in dem Buche der Natur, das vor uns aufgeschlagen liegt, weitere Belehrungen suchen, so werden wir mit Bewunderung auf jeder Seite lesen: Gott ist Liebe und Weisheit!

2. Bei der Vergleichung des Körperbaues der verschiedenen Thierklassen bemerken wir eine gewisse Aehnlichkeit und eine fortschreitend-



Skelet des Menschen, des Vogels, vom Frosch (Amphibium), vom Fische.

Entwickelung von unvollkommenen Geschöpfen zu vollkommenern Wesen, von den Schleimthieren an, die auf der niedrigsten Stufe der Aus-

bildung ſtehen, bis zu den Wirbelthieren. Der **Menſch** nimmt in der Schöpfung den erſten Rang durch ſeine aufrechte Stellung ein. Gott hat ihn nach ſeinem Ebenbilde geſchaffen und ihm Vernunft und Sprache gegeben.

3. Die Thiere werden bei all ihren Verrichtungen von ihrem Naturtriebe oder Inſtinkt geleitet, welcher bei manchen Thieren bewunderungswürdig iſt. Betrachte z. B. das Gewebe einer Spinne! Wie kunſtvoll und zweckmäßig iſt dasſelbe zum Fange der Inſekten eingerichtet, von welchen die Spinnerin ſich nährt! Mit welcher Haſt und Behendigkeit eilt ſie herbei, um dieſelben mit Hunderten von Fäden zu umwickeln! — Betrachte die Einrichtung eines Bienenſtockes! — Welcher Fleiß, welche Reinlichkeit und Ordnung herrſcht in demſelben! Tagtäglich haben wir Gelegenheit, Beobachtungen dieſer Art zu machen, und es muß unſere Bewunderung im höchſten Grade erregen, wenn wir ſehen, daß jedes junge Thier dieſelben Triebe und dieſelben Kunſtfertigkeiten wieder zeigt, die ſeiner Gattung eigen ſind, ohne ſie je vorher erlernt zu haben. Die Thiere haben indeſſen nur einen blinden Inſtinkt ohne Urtheilskraft.

4. Zur Bewegung haben die Thiere verſchiedene Bewegungswerkzeuge erhalten: Beine, Arme, Flügel, Schwänze, Floſſen; zum Wahrnehmen der Dinge ſind ihnen die Sinneswerkzeuge: Die Augen, die Ohren, die Naſe, die Zunge, die Haut, die Fühler — zum Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen gegeben. Zur Aufnahme der Nahrung haben die meiſten einen Mund, zu ihrer Verdauung beſondere Verdauungswerkzeuge, zum Athmen der Luft die Athmungsorgane: Mund, Naſe, Luftröhre, Lungen; zum Umlauf des Blutes die Blutgefäße erhalten, welche einen gemeinſamen Mittelpunkt im Herzen haben; von ihm geht das Blut durch die Schlagadern in den Körper, durch die Blutadern kehrt es zum Herzen zurück.

5. Manche Thiere haben viel ſchärfere Sinne, als der Menſch. Die Henne ſieht z. B. einen Raubvogel in einer Höhe, wo ihn noch kein menſchliches Auge zu entdecken vermag. Der Hund findet durch ſeinen ſcharfen Geruch den Weg, den ſein Herr gegangen iſt. Geruch und Geſchmack leiten die Thiere auch bei der Auswahl ihrer Nahrung.

6. In der Bedeckung der Thiere finden wir die größte Mannichfaltigkeit und Zweckmäßigkeit. Der Elephant in den heißen Ländern hat ein dünnes Haar, der Bär dagegen in den kalten einen dicken Pelz. Einige Thiere tragen Borſten, andere Wolle; einige ſind mit Stacheln

verſehen, andere gepanzert. Die Vögel haben warme Federn, die Fiſche harte und ſchleimige Schuppen u. ſ. w. Nur der Menſch iſt ohne Kleidung erſchaffen, damit er ſeine Bedeckung wechſeln und in den heißeſten und kälteſten Gegenden der Erde leben könne.

Sehet auf die Thiere, wie ſie für ihren Winterunterhalt ſorgen. Der unterirdiſche Bau der Maulwürfe führt in ein ſehr kunſtreiches Gewölbe hinab, das mit Moos, Laub, Gras u. dgl. ausgefüttert iſt und 5 bis 6 Fuß unter der Erde liegt. Von hier aus wühlen ſich die Maulwürfe lange Gänge, um Würmer, Engerlinge und Erdſchnecken aufzuſuchen. Die Hamſter haben ähnliche unterirdiſche Wohnungen, in welchen ſie eine beträchtliche Menge von Korn zuſammenhäufen. Dieſen Vorrath greifen ſie nicht eher an, als bis auf dem Felde nichts mehr zu finden iſt. Dann zehren ſie davon, bis ſie in den Winterſchlaf fallen, und haben auch nach ihrem Erwachen noch Nahrung genug auf ſo lange, bis ſie wieder Etwas auf dem Felde finden. Aber dieſe Thiere, wie das Eichhörnchen und der Biber, fahren auch fort in Californien und in andern Ländern für ihren Winterunterhalt zu ſorgen, wo es weder Winter noch Mangel an Nahrung giebt.

7. Viele Vögel, wie z. B. der Blauvogel, die Wandertaube und der Spottvogel verlaſſen uns im Herbſte, um die kalte Jahreszeit in wärmeren Gegenden zuzubringen, aus welchen ſie im Frühjahre wieder zu uns zurückkehren. Wie nennt man ſolche Vögel? — Beſondere Beachtung verdient der zweckmäßige Körperbau des Vogels: ſein Schnabel, ſein Fuß und die Art und Weiſe, wie er ſein Neſt baut.

8. Es giebt viele Tauſend Arten von Thieren, die man gewöhnlich in folgende ſechs Klaſſen eintheilt: **A. Säugethiere, B. Vögel, C. Amphibien, D. Fiſche, E. Inſekten, F. Würmer.**

189. Der Senegal-Affe.

(Aus dem Engliſchen.)

1. Er iſt von rothbrauner Farbe und nur etwa 1½ Fuß hoch, ſteckt voll loſer Anſchläge und iſt zu boshaften Streichen ſtets aufgelegt. Eine Dame, die auf einem Schiffe, deſſen Koch einen ſolchen Affen bei ſich hatte, nach England herüberkam, erzählte uns mehrere Streiche, von denen einige hier Platz finden mögen.

2. Meine erſte Bekanntſchaft mit Jack — ſagte ſie — machte ich wenige Tage, nachdem wir unter Segel gegangen waren. Ich ſaß auf dem Verdeck mit Leſen beſchäftigt, als ich ein Geräuſch, welches zwiſchen Quieken und Schnattern die Mitte hielt, hinter mir hörte. Ehe ich noch den Kopf umwen-

den konnte, ſprang ein lebendes Weſen mir auf die Schulter, wickelte ſeinen Schwanz um meinen Hals und ich merkte, daß es der Affe des Kochs war, der mißgeſtaltete, neckiſche, boshafte Jack, über deſſen Streiche ich ſchon oft wider meinen Willen hatte lachen müſſen, wenn ich ihn von ferne beobachtete, mit dem ich aber noch nicht in nähere Berührung gekommen war. Ich hielt mich vollkommen ruhig — ob aus Furcht oder aus Geiſtesgegenwart, will ich nicht entſcheiden. Nach ein oder zwei Minuten beugte Jack ſeinen Kopf obenüber ſah mir in das Geſicht, ſtieß ein Gekrächze aus, ſtieg auf meine Kniee, beſah meine Hände, als ob er meine Finger zählen wollte, verſuchte mir die Ringe abzuziehen, und als ich ihm etwas Zwieback gab, kauerte er ſich ruhig auf meinem Schooße zuſammen.

3. Von dieſem Augenblicke an waren wir Freunde. Von meinem Widerwillen gegen Affen — wir hatten deren mehrere an Bord, aber Jack war doch der erſte — war ich geheilt, und es machte mir großes Vergnügen, ſie zu beobachten und wo ich konnte, mich ihrer anzunehmen.

4. Jack hatte man zuerſt auf dem Verdeck anbinden müſſen, aber als er allmählig zahm wurde, ließ man ihm mehr Freiheit und zuletzt ſtand das ganze Schiff, mit Ausnahme der Cajüten des Capitäns und der Paſſagiere, ihm offen. — Oft erwachte ich auch früh von dem haſtigen Geräuſch von Fußtritten auf dem Verdeck und wußte dann, daß Jack irgend einen Streich geſpielt hatte, für welchen man ihn verfolgte. Er ſtieg in das Vordertheil des Schiffes, riß den Matroſen die Mützen weg, ſtahl ihnen die Meſſer und andere Geräthſchaften und warf ſie über Bord, wenn ſie nicht ſehr behende bei ſeiner Verfolgung waren. Wurden dann die Vorbereitungen zum Frühſtück gemacht, ſo pflegte Jack ſich in einen Winkel in der Nähe des Bratroſtes zu ſetzen, und wenn der Koch einen Augenblick den Rücken wandte, irgend Etwas von dem Heerde wegzunehmen und zu verſtecken. Hatte er ſich dann bei einem ſolchen Streiche die Pfoten verbrannt, ſo hielt er ſich ein paar Tage ruhig; ſobald aber der Schmerz vorüber war, wiederholte er ſeine Poſſen.

5. Zwei Tage in der Woche waren Feſttage für Jack, wenn nämlich die Schweine, die wir an Bord hatten, auf das Verdeck gelaſſen wurden, um ſich Bewegung zu machen. Dann verſteckte er ſich hinter einem Kaſten und ſprang von da aus auf den Rücken eines Schweines, welches dann voll Entſetzen mit ihm auf dem Verdecke herumrannte. Zuweilen wurde er auch bei einem ſolchen Ritte abgeworfen, und wenn dann die Matroſen in ein Gelächter ausbrachen, nahm er eine verwunderte Miene an, als wollte er ſagen: Wie könnt ihr darüber lachen?

6. Zuweilen nahm er auch die drei andern kleinen Affen zusammen auf seinen Rücken und lief mit ihnen auf dem Verdeck umher; spielte ich aber mit den kleinen Geschöpfen, so wurde er eifersüchtig und befreiete sich wirklich von zweien seiner Nebenbuhler dadurch, daß er sie in das Meer warf. An dem einen übte er einen boshaften Streich aus. Als nämlich eines Tages die Matrosen auf dem Verdecke Malerarbeiten angefertigt und ihre Farben und großen Pinsel hatten liegen lassen, lockte Jack jenen Affen zu sich, hielt ihn mit der einen Hand fest, ergriff mit der andern den Pinsel und beschmierte ihn mit weißer Farbe von Kopf bis zu Fuß. Der Mann am Steuerruder sah es zuerst, fing an zu lachen, und machte auch mich dadurch darauf aufmerksam. Sobald Jack merkte, daß seine Bosheit entdeckt war, schleuderte er den von Farbe triefenden Affen fort, sprang in das Tauwerk und kletterte in den Hauptmast, von wo er zwischen den Querhölzern das, was unten vorging, betrachtete. Erst als nach drei Tagen der Hunger ihn quälte, wagte er wieder herabzusteigen und wußte dazu den geeignetsten Augenblick zu wählen. Ich saß ruhig auf dem Verdecke, als er sich an einem Stricke hin und her schwenkte und dann grade in meinen Schooß sprang. Da sah er mich denn so jämmerlich an, als wollte er mich um Verzeihung bitten und ich vergab ihn nicht nur, sondern rettete ihn auch vor weiterer Bestrafung. — Kurze Zeit darauf ging ich auf ein anderes Schiff und nahm von Jack Abschied auf Nimmerwiedersehen.

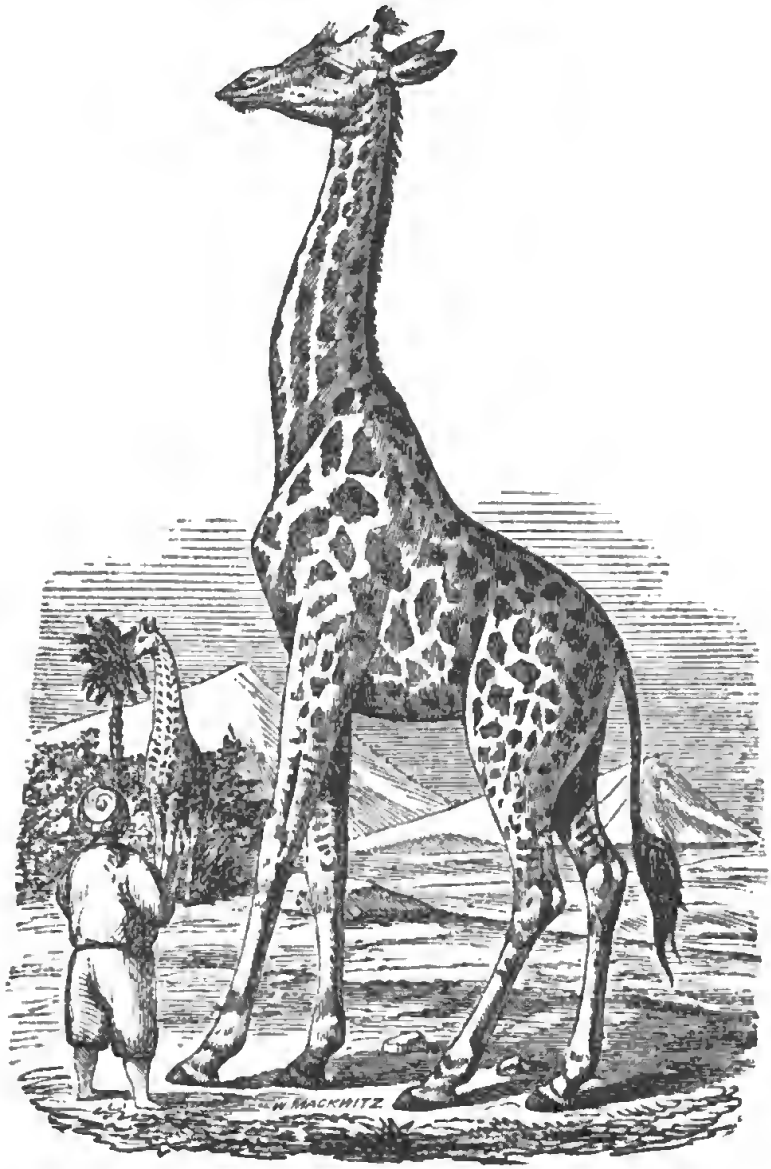
190. Der Affe und die Uhr.

Ein Affe fand einst eine Taschenuhr,
die band er fest sich an mit einer Schnur.
Darauf besieht er sie und spricht:
„Wo fehlts nur dieser Uhr? denn richtig geht sie nicht.“
Er macht sie auf und stellet sie zurücke;
doch in dem andern Augenblicke
rückt er sie wieder vor.
Jetzt meistert er am Zifferblättchen,
hält sie ein wenig an das Ohr
und spricht: „der Schlag ist falsch!“ nimmt noch einmal sie vor
und künstelt unten an dem Kettchen;
stößt in die Räderchen und kurz, er rückt und dreht
so lange bis sie stille steht.

Es ging ihm, wie es Jedem geht,
der Etwas meistern will, wovon er Nichts versteht.

Neunundſiebenzigſte Lektion. [LXXIX.]

191. Die Giraffe.



1. Die Giraffe zeichnet ſich unter allen Wiederkäuern aus durch ihre merkwürdige Geſtalt und durch den Bau ihrer Hörner, die mit Haut überwachſen ſind. Die Giraffe bewohnt Afrika.

2. Sie iſt das höchſte Landthier, hat geſpaltene Hufe und wird zwanzig Fuß hoch; ein Mann kann unter ihr weggehen, ohne ſich zu bücken. Ihr Fell iſt gelbweiß und rothbraun gefleckt, am Halſe hat ſie eine kurze Mähne. Sie iſt furchtſam, nährt ſich von Baumblättern und lebt in der Wildniß in Heerden von ungefähr ſechzehn Stück.

3. Die Giraffe kann nicht traben, sondern nur galoppiren. Ihre Vorderbeine sind beim Springen langsamer als die hintern, welche sie so possirlich auseinander spreizt, indem sie ihren Hals rückwärts und vorwärts schwingt, daß man lachen und erstaunen muß; denn ein solches Galoppiren läßt sich mit Nichts vergleichen.

4. Man macht Jagd auf sie ihres Fleisches sowie ihres Felles wegen, das die Eingebornen zu Schuhwerk benutzen. Wenn die Thiere in die Enge getrieben werden, so vertheidigen sie sich erfolgreich mit ihren Hufen gegen ihre Feinde.

5. Als Zierde der Wälder erfreut die Giraffe den Menschen durch ihre schöne Gestalt, durch die bunte Farbe ihres Felles und durch die Lebhaftigkeit ihres Auges.

192. Löwenritt.

(Von Ferd. Freiligrath.)

Wüstenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen,
wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert er im Rohre;
zitternd über dem Gewalt'gen rauscht das Laub der Sycamore.

Abends, wenn die hellen Feuer glüh'n im Hottentottenkrale,*)
wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale
nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift durch die Karoo,
wenn im Busch die Antilope schlummert und am Strom das Gnu:

Sieh', dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,
daß mit der Lagune trüben Fluthen sie die heiße schlaffe
Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,
knieend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken.

Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
springt der Löwe. Welch ein Reitpferd! sah man reichere Schabracken
in den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürst bestiegen?

In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne;
um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne.
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und flieht gepeinigt;
sieh', wie Schnelle des Kameeles es mit Pardelhaut vereinigt!

*) Hottentottendorf.

Sieh', die mondbeſtrahlte Fläche ſchlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten ſeine Augen, rießelnd fließen
an dem braungefleckten Halſe nieder ſchwarzen Blutestropfen,
und das Herz des flücht'gen Thieres hört die ſtille Wüſte klopfen.

Gleich der Wolke, deren Leuchten Iſrael im Lande Yemen,
führte, wie ein Geiſt der Wüſte, wie ein fahler, luft'ger Schemen,
eine ſandgeformte Trombe in der Wüſte ſand'gem Meer,
wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

Ihrem Zuge folgt der Geier; krächzend ſchwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte;
folgt der Panther, der des Caplands Hürden räuberiſch verheerte.
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grauſenvolle Fährte.

Zagend auf lebend'gem Throne ſeh'n ſie den Gebieter ſitzen
und mit ſcharfer Klaue ſeines Sitzes bunte Polſter ritzen.
Raſtlos, bis die Kraft ihr ſchwindet, muß ihn die Giraffe tragen;
gegen einen ſolchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

Taumelnd an der Wüſte Saume ſtürzt ſie hin und röchelt leiſe.
Todt, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speiſe.
Ueber Madagaskar, fern im Oſten, ſieht man Frühlicht glänzen. —
So durchſprengt der Thiere König nächtlich ſeines Reiches Grenzen.

193. Der dankbare Löwe.

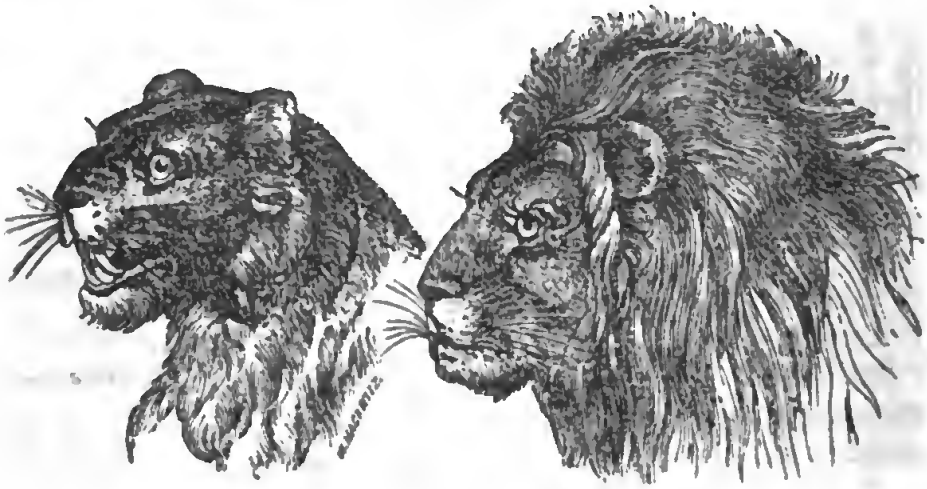
1. Ein Ritter, Gottfried de la Tour, (ſprich Tur) der dem erſten Kreuzzuge beiwohnte, hörte eines Tages, als er durch einen Wald ritt, plötzlich ein ängſtliches Jammergeſchrei. In der Hoffnung, einen unglücklichen Menſchen zu retten, eilte er muthig durch den Wald hin. Wie erſtaunte er aber, als er einen Löwen erblickte, um deſſen Leib ſich eine gräßliche Schlange gewunden hatte!

2. Dem Bedrängten beizuſtehen, iſt die Pflicht eines ächten Ritters, und es macht keinen Unterſchied, ob dieſer Bedrängte ein Thier oder ein Menſch iſt. Hier war es ein leidendes Geſchöpf, das der Hülfe unſers Ritters bedurfte. Dieſer Gedanke ermuthigte ihn, und durch einen glücklichen Schwertſtreich, der die Schlange mitten auseinander hieb, befreite er den Löwen von ſeinen ſchweren Banden. Von der Stunde an begleitete das dankbare Thier beſtändig ſeinen Retter, folgte ihm überall wie ein zahmer Hund und äußerte ſeine

natürliche Wildheit nur auf Befehl seines Herrn. Diesem war damit gedient, einen solchen Kriegsgefährten zu haben.

3. Der heilige Krieg war glücklich beendet, und der Ritter schiffte sich zur Rückkehr nach Europa ein. Gern hätte er seinen getreuen Löwen mit sich genommen, aber kein Schiffer wollte sich überreden lassen, das gute Thier an Bord zu nehmen. Der Löwe mußte daher am Ufer, wohin er seinen Herrn begleitet hatte, zurückbleiben.

4. Aber nun, da er sich von ihm geschieden sah, fing er an fürchterlich zu brüllen. Gleich darauf stürzte er sich ins Meer und schwamm dem Schiffe nach. Endlich verließen ihn aber die Kräfte, er sank, und die Wellen verschlangen das edle Thier, das durch die Liebe und Treue, die es seinem Herrn bis in den Tod bezeigte, ein besseres Schicksal verdient hätte.



Die Löwin. Der Löwe.

194. Der Kampf des Löwen mit der Riesenschlange.

1. Ein in abgebrochenen Sätzen weithin erdröhnendes Gebrüll, erzählt ein Mitglied einer in Ostindien reisenden Gesellschaft, hatte meinen Engländer und seine zahlreichen Begleiter von der weitern Verfolgung eines Tigers abgehalten, und zu der Stelle hingezogen, von welcher das Geheul herkam. Mit Entsetzen gewahrten sie, nachdem sie leise hinzugeschlichen waren, und Pferde und Hunde in einiger Entfernung zurückgelassen hatten, eine ganze Löwenfamilie von einer ungeheuren Riesenschlange überfallen. Die Wuth des Kampfes, die Angst der umschlungenen Löwen, das winselnde Geheul der Jungen, die wilde Gier der riesigen Schlange, — ein gräßliches Schau-

ſpiel mag es geweſen ſein! Bald ſchienen die Löwen zu ſiegen, bald ſanken ſie, von den zermalmenden Ringen des Feindes umwickelt, in Todesängſten nieder. Aber immer erholten ſie ſich wieder. Da umſtrickte endlich abermals die mächtige Schlange die wuthſchnaubende Löwin, zerbrach ihr das Rückgrad, ſo daß ſie vor grimmigen Schmerzen fürchterlich brüllte und kraftlos zurück ſank, und umſchlang und ſtürzte den Löwen, öffnete hierauf ihren ungeheuren Rachen, und packte und zerfleiſchte den Kopf desſelben. Jetzt raffte der Löwe ſeine letzten Kräfte zuſammen, erhob ſich und wand ſich hin und her im Rachen des Ungeheuers, aber obgleich er der Schlange viel zu ſchaffen machte, wüthend in ſeiner Verzweiflung ſich geberdete, und ſogar einige Schritte fortrannte, ſo warfen ihn doch bald wieder das Gewicht des rieſigen Feindes und deſſen Umwindungen zu Boden.

2. Nach Verlauf einiger Stunden ſchien er todt zu ſein, und die Schlange verſuchte nun, ihm die Rippen dadurch zu zerbrechen, daß ſie ſich feſt um ihn herumwand. Allein es ging nicht. Sie wickelte ſich daher wieder los, umwand mit ihrem Schwanze den Hals und ſchleppte mit großer Anſtrengung den Löwen zum nächſten Baum. Man ſah jetzt, was ihr der Baum, in deſſen Zweigen die Rieſenſchlangen ſich zu verbergen und von welchem ſie ſich herab auf ihr Opfer zu ſtürzen pflegen, für Dienſte that. Sie faßte den Löwen und ſtellte ihn aufrecht an den Stamm des Baumes, umſtrickte hierauf Baum und Löwen und zog ſich ſo feſt zuſammen, daß die Rippen und Knochen einer nach dem andern mit lautem Krachen zerbrachen.

3. Als ſie mit dem Leibe fertig war, zerquetſchte ſie die Beine an vier oder fünf Orten, und verſuchte hierauf ihre Kräfte am Hirnſchädel, aber vergebens. Da ihr weder der Löwe noch die Löwin mit ihren beiden Jungen mehr entlaufen konnten und ſie ſehr erſchöpft ſein mochte, zog ſie ſich unter die Blätter zurück.

4. Vorſichtig traten nun der Engländer und ſeine Gefährten den Rückweg an. Am dritten Morgen, an welchem ſie, wie die frühern Tage, auf den Kampfplatz zurückgingen, fanden ſie keine Löwen mehr, ſondern rothe Stücken Aas ohne beſtimmte Geſtalt, mit dem gelben Kleiſter überzogen, welcher nicht nur den Raub zum Verſchlingen ſchlüpfriger macht, ſondern auch die Fäulniß befördert und das Muskelfleiſch gallertartig erweicht. Bald raſchelte es in den Blättern. In ihrer ganzen ungeheuren Größe zeigte ſich die Schlange. Mit ihrem Schwanze hatte ſie den Gipfel des einige vierzig Fuß hohen Baumes umwunden, berührte mit dem Kopfe die Erde und

machte heitere behende Bewegungen. Plötzlich zog sie sich wieder zurück, schoß nach einigen Augenblicken auf das größte Aas hernieder und verschlang es nach und nach. Dies machte ihr jedoch so viel Mühe, daß sie erst am Abend damit fertig wurde.

5. Am vierten Tage gingen nun Männer und Frauen und Kinder zu der Schlange, weil sie aus Erfahrung wußten, daß sie in ihrem jetzigen Zustande völlig unschädlich sei. Sie war nämlich jetzt so dick und unbehülflich, daß sie sich weder zur Wehre setzen, noch auch entfliehen konnte. — Selbst der Versuch, sich auf den Baum zurück zu begeben, war ihr zu schwer, und die Eingebornen, die sich gleich anfangs auf die große Beute gefreut hatten, schlugen sie ohne Widerstand todt und verzehrten sie nach und nach, so wie einzelne Theile des verschluckten Löwen, und der übrigen noch herumliegenden zerquetschten und mit dem gelben Kleister bereits überzogenen Körper der getödteten Thiere.

Achtzigste Lektion. [LXXX.]

195. Der Tiger.

(Von F. M. Schach.)

1. Das blutdürstigste und grausamste Raubthier ist wohl der Tiger. Er wird 4 Fuß hoch und 8 bis 9 Fuß lang. Deutlich erkennt man an den kleinen kurzen Vorderzähnen des Tigers, daß er nicht, wie der Hund und Wolf, seine Beute mit den Zähnen fassen kann, sondern er schlägt ihr, wie der Löwe, seine eisenfesten, mehrere Zoll langen Krallen sammt den Zehen oft fünf Zoll tief ins Fleisch ein. Der Tiger ist eine riesige Katze, so groß wie ein Füllen.

2. Das Hauptvaterland des Tigers ist ganz Ostindien nebst den Inseln Sumatra und Java; weniger häufig lebt er in den mittelasiatischen Steppen zwischen Sibirien, China und Indien. Der amerikanische Tiger ist gefleckt, und heißt eigentlich Jaguar; die in Palästina vorkommende Tigerart ist auch gefleckt; sie heißt Tigerkatze oder Unze. Das Tigerweibchen wirft jährlich zwei bis drei Junge, die es mit vieler Liebe bewacht, die aber der Tiger oft auffrißt.

3. Die Zahl der Tiger ist, nach Angabe der neuesten Reisenden, gegenwärtig in Ostindien noch so außerordent-

lich groß, daß in manchen Gegenden ganze Dörfer ihretwegen verlaſſen werden müſſen. Die dortigen ungeheuren Wälder und die dichtſtehenden rieſenmäßigen Bambusrohre*) an den Flüſſen machen es ihnen leicht, ſich zu verbergen, auf Beute zu lauern, und den Raub dorthin zu ſchleppen. Bisweilen veranſtalten die indiſchen Fürſten Treibjagden, mit Elephanten und vielen tauſend Soldaten zu Fuß und zu Pferd, auf Tiger. Man ſtellt dann große Garne auf, umſtellt den Wald, zündet das Gras an und treibt die Tiger unter großem Lärm und Getöſe gegen das Garn, wo ſie von Bäumen aus geſchoſſen werden.—

4. Manchmal behauptet einer, trotz aller Anſtrengung der Menſchen, monatlang eine gewiſſe Stelle. So hatte ſich in dem Engpaſſe von Kutkumſandy eine Tigerin mit zwei Jungen gelagert; ſie würgte täglich einen, auch zwei Menſchen. Schon zwölf Poſtboten waren nach und nach von ihr zerriſſen worden. Da ſetzte man einen bedeutenden Preis auf ſie; allein vergebens. —

5. Geſättigt iſt der Tiger feig; er flieht den Menſchen und ſucht einen ſtillen Ort, um ruhig verdauen zu können.

6. Die Schnelligkeit, mit welcher der Tiger ſeine Beute raubt, iſt faſt unbegreiflich. So holte ein Tiger in Oſtindien beim Marſche einer engliſchen Reiterabtheilung einen Reiter vom Pferde herab, und eilte ſo ſchnell mit ihm davon, daß man ihn nicht mehr einholen konnte. — Ein anderer Tiger ſprang auf einen Elephanten, packte den im Sattelſeſſel ſitzenden Engländer am Schenkel, warf ihn über den Rücken, und entfloh. Alle Gewehre waren zwar auf das Thier gerichtet, aber aus Furcht, daß man den Unglücklichen mittreffen möchte, überließ man ihn ſeinem traurigen Schickſale.

7. Der Nutzen, den der Tiger dem Menſchen gewährt, iſt ganz unbeträchtlich; die Felle werden nämlich zu Pferde- und Schlittendecken gebraucht, und auch dieſe Anwendung ſcheint außer Mode kommen zu wollen.

---

*) Pflanzen, die unſerm Sumpfrohre ähnlich ſind, aber oft fünfzig Fuß hoch und ſo dick werden, wie der Leib eines Kindes.

196. Eine Tigerjagd.

(Aus dem Thüringischen Kinderfreund.)

1. Man hatte uns gesagt, erzählt ein Reisender, daß das Rohrdickicht einem Tiger zum Schlupfwinkel diene, und ich hatte mich beeilt, mich zu den Jägern zu gesellen, welche entschlossen waren, ihn in seinem Lager anzugreifen. Der zu unserm Jagdzuge festgesetzte Tag war gekommen und unsere Elephanten erwarteten uns vor dem Thore des Hauses. Einer von ihnen trug auf seinen Schultern eine Truppe Musiker, die bereit waren, aus Leibeskraft in ihre volltönenden Instrumente zu stoßen; ein zweiter war mit einem ganzen Feuerwerksmagazine beladen, mit welchem den Tiger, im Falle er nicht freiwillig sein Lager verlassen würde, dazu zwingen zu können meinte; mehrere andere hatten für die bejahrten Jäger kleine Zelte auf ihrem Rücken; noch andere, welche den flinkeren Kämpfern zu Festungen dienen sollten, waren mit dicken Matratzen belegt, welche mit Gurten an den Leib befestigt waren. Jeder der Jäger war mit einem Dolche und zwei Flinten bewaffnet. Das Ganze hatte ein sehr kriegerisches Ansehen. Als die Stunde zum Aufbruche kam, ließen sich die Elephanten auf die Kniee nieder, um uns ihre Besteigung zu erleichtern, und die Kornaks, jeder mit einem tüchtigen Stachel versehen, nahmen ihren Platz auf den Hälsen der Thiere. Wie man lange auf dem Meere gewesen sein muß, um sich auf einem von den Fluthen hin und her geworfenen Schiffe aufrecht zu erhalten, so braucht man auch lange Zeit, ehe man ohne Ungemach den Tritt des Elephanten ertragen kann. Mir war es, als wäre ich seekrank, ich fühlte meine Glieder nicht.

2. Unterwegs hatten wir einen ziemlich tiefen Fluß zu passiren. Mein Elephant stürzte sich muthig in den Strom. Alsbald verlor er den Boden, und ich glaubte schon, daß ich den Freuden der Jagd lebe wohl! sagen müßte. Selbst die Matratze war unter dem Wasser und ich sah nur noch den Kopf des schweren Thieres, welches die Fluthen mit seinen beiden riesigen Ohren wie mit Rudern schlug und seinen Rüssel wie einen Mast emporrichtete. Wir erreichten jedoch glücklich das andere Ufer, und ich kam mit einem tüchtigen Bade davon.

3. Wir erreichten das Rohrdickicht, und unsere Musiker

ſetzten ihre Inſtrumente an den Mund. Als ſich unſer Haufen in eine Linie auseinandergewickelt hatte, begann die Schlacht. Eine Viertelſtunde verging, ehe man die Spuren des Tigers entdeckte. Endlich verkündigte uns ein Flintenſchuß, daß er ſeinen Aufenthaltsort verlaſſen; bald darauf ſah ich ihn ſeine Richtung auf uns zu nehmen. Wir nahmen ihn aufs Korn zugleich mit den Jägern auf dem nächſten Elephanten. Eine Kugel traf ihn. Das verwundete Thier kehrte nun wieder um und verſchwand aufs Neue im Dickicht.

4. Da der Tiger entſchloſſen ſchien, ſeinen Schlupfwinkel nicht wieder zu verlaſſen, ſo ließ man den Feuerwerkselephanten vortreten und bald flogen die Raketen wie feurige Schlangen in allen Richtungen durch das Rohr. Unglücklicherweiſe fing das Röhricht Feuer und der Brand verbreitete ſich mit einer reißenden Schnelligkeit. Einer der Elephanten blieb überraſcht ſtehen. Umſonſt ſtach ihn ſein Kornak den Stachel in den Hals, er blieb wie eingewurzelt an ſeiner Stelle und brüllte vor Entſetzen. Die Jäger, welche auf ihm waren, mußten herabſpringen, um ſich durch die Flucht zu retten. Schon war das Röhricht ein Feuermeer, und der erſchrockene Elephant hatte ſeine Stelle noch nicht verlaſſen. Da ſahen wir ihn plötzlich mit hoch in die Luft geſtrecktem Rüſſel, die Seiten mit ſeinem Schwanze peitſchend und wüthende Sprünge machend, aus der Gluth herauskommen. Seine Haut ſah wie Kalk aus. Außer ſich vor Schmerz, ſtürzte er ſich in einen kleinen Fluß und tauchte darin bis an den Kopf unter, aber kaum war er wieder herausgekommen, als er hinfiel und klägliche Töne ausſtieß. Nach einigen Minuten war er todt.

5. Der Brand wurde immer ſtärker; die Flammen leckten mit feurigen Zungen die Wolken; die wilden und reißenden Thiere, welche das Dickicht bewohnten, waren in Bewegung und brüllten vor Angſt; die Schlangen ziſchten und hoben ſich hoch über den Brand empor, einen flammenloſen Ort zu erſpähen. Auch der Tiger verſuchte es, ſich zu retten. Er ſprang mit furchtbaren Sätzen unter dem Feuer unſerer Jäger aus dem Flammenmeere und eilte, nicht getroffen, mit der Schnelligkeit des Sturms in die weite Ebene, durch die wir gekommen. Wir folgten ihm, ohne Hoffnung, ihn erreichen zu können. In der

Nähe eines Dorfes hörten wir ein paar Schüsse, die uns wieder auf die rechte Spur brachten. Bald waren wir neben unserm furchtbaren Gegner, den die Kugel eines Bauers hingestreckt hatte. Er lag regungslos da, und Niemand zweifelte an seinem Tode.

6. Einer der Jäger, welcher behauptete, ihn getroffen zu haben, näherte sich ihm, um seine Wunde zu untersuchen. Da richtete das Thier plötzlich wieder den Kopf auf und setzte sich in die kauernde Stellung zum Sprunge. Der Jäger hatte glücklicherweise die Geistesgegenwart, sich schnell unter seinen Elephanten zu flüchten. Wir ahmten Alle sein Beispiel nach und unsere Elephanten streckten ihre Rüssel auf eine dem Tiger Furcht, uns aber Muth einflößende Weise in die Höhe. Der Tiger aber erholte sich bald von dem ersten Schrecken; er schien keine Furcht mehr zu kennen und kein Bedürfniß mehr zu haben, als das der Rache; nur die Ungewißheit, wen er zum Gegenstande derselben machen solle, hielt ihn noch einige Minuten von seinem letzten Sprunge zurück, dann stürzte er, seine letzten Kräfte zusammennehmend, mit einem wüthenden Satze auf den Elephanten mit den Musikern. Ein Schrei, wie nur die Todesangst ihn auspreßt, ließ sich hören, und wir sahen das wüthende Thier, wie es das Bein eines Gongspielers mit seinen scharfen Zähnen zerfleischte. Ein kräftiger Dolchstoß zwang es, die ergriffene Beute fahren zu lassen. In demselben Augenblicke umwickelte es der von den Krallen desselben verwundete Elephant mit seinem Rüssel und schleuderte es mit Riesenkraft hoch in die Luft. Als es zur Erde fiel, hatte es keinen Athem mehr, es war völlig todt, aber auch der arme Musiker starb bald an den empfangenen Wunden, da Tigerbisse wie Schlangenbisse wirken.

Einundachtzigste Lektion. [LXXXI.]

197. Die Bremer Stadtmusikanten.

(Märchen von Gebrüder Grimm.)

1. Es hatte ein Mann einen Esel, der ihm schon lange Jahre treu gedient hatte, dessen Kräfte aber nun zu Ende gingen, so daß er zur Arbeit immer untauglicher ward. Da wollt' ihn der Herr aus dem Futter schaffen, aber der

Eſel merkte, daß kein guter Wind wehte, lief fort und machte ſich auf den Weg nach Bremen, dort, dachte er, kannſt du ja Stadtmuſikant werden. Als er ein Weilchen fortgegangen war, fand er einen Jagdhund auf dem Wege liegen, der jappte wie einer, der ſich müde gelaufen. „Nun, was jappſt du ſo, Packan?“ ſprach der Eſel. „Ach,“ ſagte der Hund, „weil ich alt bin und jeden Tag ſchwächer werde und auf der Jagd nicht mehr fort kann, hat mich mein Herr wollen todt ſchlagen, da hab' ich Reißaus genommen; aber womit ſoll ich nun mein Brod verdienen?“ „Weißt du was,“ ſprach der Eſel, „ich gehe nach Bremen, dort Stadtmuſikant zu werden, geh' mit und laß dich auch bei der Muſik annehmen. Ich ſpiele die Laute, und du ſchlägſt die Pauken.“ Der Hund war's zufrieden, und ſie gingen weiter. Es dauerte nicht lange, ſo ſaß eine Katze an dem Wege und machte ein Geſicht wie drei Tage Regenwetter. „Nun, was iſt dir denn in die Quere gekommen, alter Bartputzer?“ ſprach der Eſel. „Wer kann da luſtig ſein, wenn's einem an den Kragen geht,“ antwortete die Katze, „weil ich nun zu Jahren komme, meine Zähne ſtumpf werden und ich lieber hinter dem Ofen ſitze und ſpinne, als nach den Mäuſen herumjage, hat mich meine Frau erſäufen wollen; ich habe mich zwar fortgemacht, aber nun iſt guter Rath theuer: wo ſoll ich hin?“ „Geh' mit uns nach Bremen, du verſtehſt dich doch auf die Nachtmuſik, da kannſt du ein Stadtmuſikant werden.“ Die Katze hielt das für gut und ging mit. Darauf kamen die drei Landesflüchtigen an einem Hof vorbei, da ſaß auf dem Thor der Haushahn und ſchrie aus Leibeskräften. „Du ſchreiſt einem durch Mark und Bein,“ ſprach der Eſel, „was haſt du vor?“ „Da hab' ich gut Wetter prophezeit,“ ſprach der Hahn, „weil unſerer lieben Frauen Tag iſt, wo ſie dem Chriſtkindlein die Hemdchen gewaſchen hat und ſie trocknen will; aber weil morgen zum Sonntage Gäſte kommen, ſo hat die Hausfrau doch kein Erbarmen und hat der Köchin geſagt, ſie wollte mich morgen in der Suppe eſſen, und da ſoll ich mir heut' Abend den Kopf abſchneiden laſſen. Nun ſchrei ich aus vollem Hals, ſo lang ich kann.“ „Ei was, du Rothkopf,“ ſagte der Eſel, „zieh lieber mit uns fort nach Bremen, etwas Beſſeres als den Tod findeſt du überall; du haſt eine gute

Stimme, und wenn wir zusammen musiciren, so muß es eine Art haben." Der Hahn ließ sich den Vorschlag gefallen, und sie gingen alle vier zusammen fort.

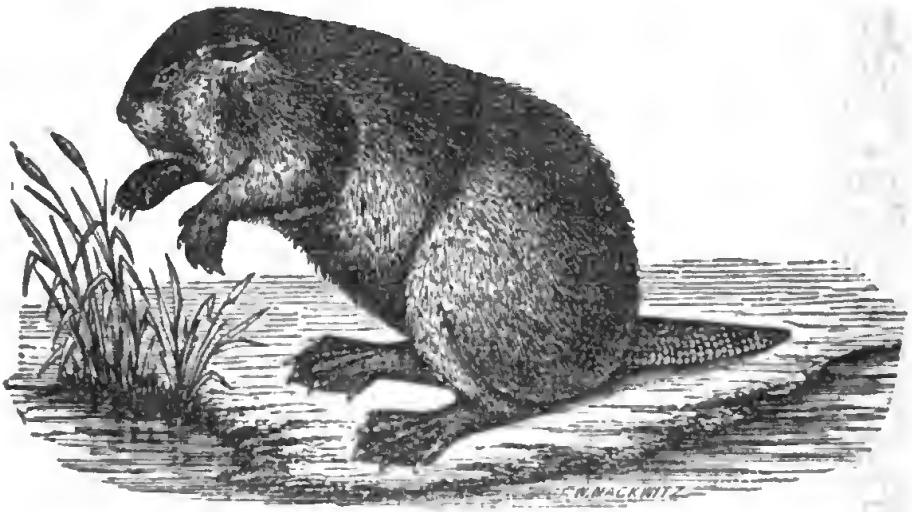
2. Sie konnten aber die Stadt Bremen in einem Tage nicht erreichen und kamen Abends in einen Wald, wo sie übernachten wollten. Der Esel und der Hund legten sich unter einen großen Baum, die Katze und der Hahn machten sich hinauf, der Hahn aber flog bis in die Spitze, wo es am sichersten für ihn war. Ehe er einschlief, sah er sich noch einmal nach allen vier Winden um, da däuchte ihn, er sähe in der Ferne ein Fünkchen brennen, und rief seinen Gesellen zu, es müßte nicht gar weit ein Haus sein, denn es scheine ein Licht. Sprach der Esel: „So müssen wir uns aufmachen und noch hingehen, denn hier ist die Herberge schlecht." Und der Hund sagte: „Ja ein Paar Knochen und etwas Fleisch daran, thäten mir auch gut." Nun machten sie sich auf den Weg nach der Gegend, wo das Licht war, und sahen es bald heller schimmern, und es ward immer größer, bis sie vor ein hellerleuchtetes Räuberhaus kamen. Der Esel, als der größte, machte sich ans Fenster und schaute hinein. „Was siehst du, Grauschimmel?" fragte der Hahn. „Was ich sehe?" antwortete der Esel, „einen gedeckten Tisch mit schönem Essen und Trinken, und Räuber sitzen daran und lassen's sich wohl sein." „Das wäre was für uns," sprach der Hahn. „Ja, ja, ach, wären wir da!" sagte der Esel. Da rathschlagten die Thiere, wie sie es anfangen müßten, um die Räuber fortzubringen; endlich fanden sie ein Mittel. Der Esel mußte sich mit den Vorderfüßen auf das Fenster stellen, der Hund auf des Esels Rücken, die Katze auf den Hund klettern, und endlich flog der Hahn hinauf und setzte sich der Katze auf den Kopf. Wie das geschehen war, fingen sie insgesammt auf ein Zeichen an, ihre Musik zu machen: der Esel schrie, der Hund bellte, die Katze miaute und der Hahn krähte; dann stürzten sie durch das Fenster in die Stube hinein, daß die Scheiben klirrend niederfielen. Die Räuber fuhren bei dem entsetzlichen Geschrei in die Höhe, meinten nicht anders, als ein Gespenst käme herein, und flohen in größter Furcht in den Wald hinaus. Nun setzten sich die vier Gesellen an den Tisch, nahmen mit

dem vorlieb, was übrig geblieben war, und aßen, als wenn ſie vier Wochen hungern ſollten.

3. Als die Spielleute fertig waren, löſchten ſie das Licht aus und ſuchten ſich eine Schlafſtätte, jeder nach ſeiner Natur und Bequemlichkeit. Der Eſel legte ſich auf den Miſt, der Hund hinter die Thür, die Katze auf den Heerd in die warme Aſche, und der Hahn ſetzte ſich auf den Hahnenbalken, und weil ſie müde waren von ihrem langen Weg, ſchliefen ſie auch bald ein. Als Mitternacht vorbei war und die Räuber von weitem ſahen, daß kein Licht mehr im Hauſe brannte, auch Alles ruhig ſchien, ſprach der Hauptmann: „Wir hätten uns doch nicht ſollen ins Bockshorn jagen laſſen," und hieß einen hingehen und das Haus unterſuchen. Der Abgeſchickte fand Alles ſtill, ging in die Küche, wollte ein Licht anzünden, nahm ein Schwefelhölzchen, und weil er die glühenden, feurigen Augen der Katze für lebendige Kohlen anſah, hielt er es daran, daß es Feuer fangen ſollte. Aber die Katze verſtand keinen Spaß, ſprang ihm ins Geſicht, ſpie und kratzte. Da erſchrak er gewaltig, lief und wollte zur Hinterthür hinaus, aber der Hund, der da lag, ſprang auf und biß ihn ins Bein; und als er über den Hof an dem Miſte vorbei rannte, gab ihm der Eſel noch einen tüchtigen Schlag mit dem Hinterfuß; der Hahn aber, der vom Lärmen aus dem Schlafe geweckt und munter geworden war, rief vom Balken herab: „kikeriki!" Da lief der Räuber, was er konnte, zu ſeinem Hauptmann zurück und ſprach: „ach, in dem Hauſe ſitzt eine gräuliche Hexe, die hat mich angehaucht und mit ihren langen Fingern mir das Geſicht zerkratzt; und vor der Thüre ſteht ein Mann mit einem Meſſer, der hat mich ins Bein geſtochen; und auf dem Hof da liegt ein ſchwarzes Ungethüm, das hat mit einer Holzkeule auf mich losgeſchlagen; und oben auf dem Dache, da ſitzt der Richter, der rief: „Bringt mir den Schelm her!" Da machte ich, daß ich fortkam." Von nun an getrauten ſich die Räuber nicht weiter in das Haus; den vier Bremer Muſikanten gefiel's aber ſo wohl darin, daß ſie nicht wieder heraus wollten. Und der das zuletzt erzählt hat, dem iſt der Mund noch warm.

198. Der Biber.

(Nach Milne Edwards.)



1. Der Biber, welcher vorzüglich Nordamerika bewohnt, wird zwei bis drei Fuß lang und ist unter allen Säugethieren das merkwürdigste seiner Geselligkeit und instinktmäßigen Betriebsamkeit wegen.—Die Zehen seiner Hinterfüße sind durch eine Schwimmhaut verbunden, welche den Vorderfüßen fehlt.—Vor fünfzig Jahren wurden allein von Quebec jährlich mehr als hunderttausend Biberfelle versandt. — Im Sommer lebt er einsam in einer Grube, die er sich an den Ufern der Seen oder Flüsse unter der Erde gräbt. Aber wenn der Winter herannaht, verläßt er diesen Aufenthaltsort, um sich zu seines Gleichen zu gesellen und mit ihnen gemeinschaftlich den Bau für den Winter aufzuführen. In den einsamsten Gegenden Nordamerikas, wo die Biber noch in zwei- bis dreihundert starken Gesellschaften vorkommen, entwickeln sie ihren ganzen Instinkt als Baumeister. Um ihre neue Burg zu bilden, wählen sie eine Stelle an einem See oder Fluß, der so tief ist, daß er unmöglich bis auf den Grund gefrieren kann; sie ziehen indessen im Allgemeinen das fließende Wasser vor, damit sie sich desselben zum Herbeischaffen des nöthigen Baumaterials bedienen können. Um den Wasserspiegel auf ein und derselben Höhe zu erhalten, beginnen sie mit der Errichtung eines festen Dammes, der sich nach beiden Seiten hin verflacht; sie geben ihm eine gebogene Form und führen die äußere

Krümmung gegen die Strömung hin auf, ſie bauen den Damm mit unter einander verflochtenen Zweigen und Holzſtücken, deren Zwiſchenräume mit Steinen und Erde ausgefüllt werden, und bewerfen die Außenſeite mit einem dicken und dauerhaften Ueberzuge von Schlamm. Dieſer kuppelförmige Damm, der auf den Grund gewöhnlich zehn bis zwölf Fuß breit iſt, und welcher alle Jahre durch neue Bauten verſtärkt wird, bedeckt ſich oft mit einem üppigen Pflanzenwuchſe.

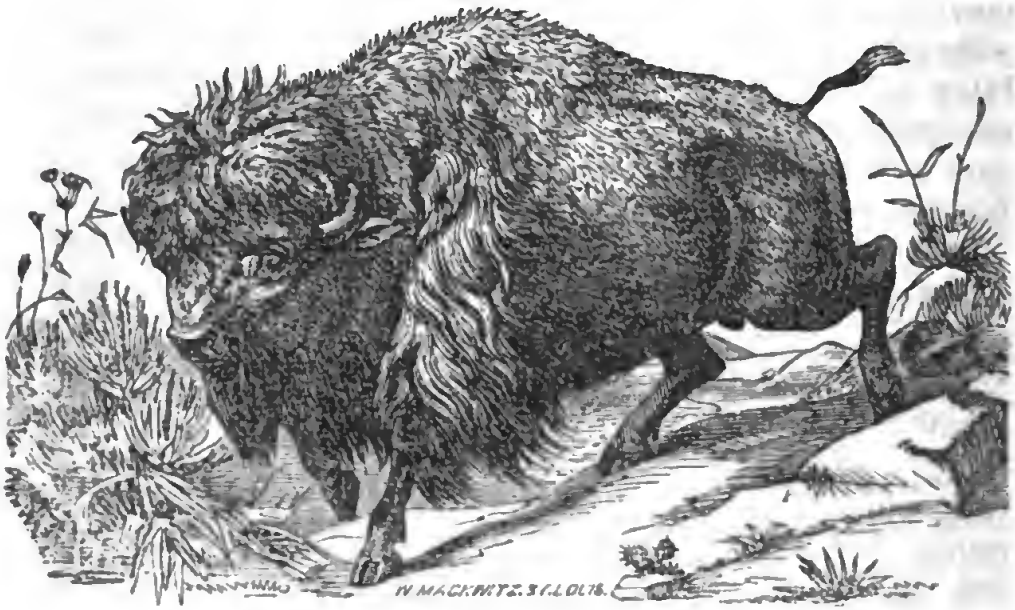
2. Sind dieſe Arbeiten beendigt, ſo trennen ſich die Biber in eine gewiſſe Anzahl von Familien, beginnen mit dem Bau ihrer neuen Burg, oder beſſern ihre alte vom verfloſſenen Jahre wieder aus. Dieſe Hütten erheben ſich am Damm oder am Ufer, und ihre Form iſt beinahe oval; ihr Durchmeſſer iſt inwendig ſechs Fuß, und die Wände beſtehen wie der Damm ſelbſt aus Knüppeln und Reiſig, die auf beiden Seiten mit einer ſchlammigen Decke überklebt ſind. Die gewölbten Gemächer ſehen dem Innern eines Backofens ähnlich. Es befinden ſich in der Hütte zwei Stockwerke, das obere iſt trocken und bildet die Wohnung der Biber, das untere hingegen ſteht unter Waſſer und dient als Vorrathskammer für abgenagte Baumrinde und Wurzeln. Sie bringen ſitzend ihre Nahrung mit ihren Vorderfüßen zu Munde wie die Eichhörnchen. Ihr Verkehrsweg mit der Außenwelt beſteht nur in Einem Gange, deſſen Oeffnung ſich unter dem Waſſer befindet

3. Man hat früher geglaubt, daß die Biber ſich ihres eiförmigen Schwanzes wie einer Mauerkelle bedienten, um ihren Bau aufzuführen, es iſt indeſſen gewiß, daß ſie dazu nur ihre Schnauze und Vorderfüße gebrauchen.

4. Mit ihren außerordentlich ſtarken Schneidezähnen beißen ſie Stangen und ſelbſt anderthalb Fuß dicke Baumſtämme ab, zerſchneiden ſie in kurze Knüppel und ſchleppen ſie fort. Wenn ſich eine Biberkolonie am Ufer eines Fluſſes anſiedelt, ſo fällt ſie das nöthige Holz oberhalb des für die Burg beſtimmten Platzes, und ſchleppt es dann in den Fluß. Die Biber pfeifen laut, fallen mit ſtarkem Geplätſcher ins Waſſer, und bedienen ſich ihres Schwanzes als Steuerruder. Sie benutzen die Strömung, um das Holz fortzuflößen und leuken es dahin, wo ſie es haben wollen. Dieſe Thiere ſchwimmen ſehr ſchnell. Es iſt ebenfalls

mit ihren Vorderfüßen, daß sie auf dem Grunde des Flusses die Erde zu ihren Bauten zusammenscharren und fortschieben.

5. Uebrigens gehören die Biber zu den Nagethieren. Sie führen ihre Werke mit außerordentlicher Schnelligkeit aus, und arbeiten nur des Nachts. — Ihr grauer Pelz wird sehr geschätzt und liefert das feinste Haar zu Hüten.



199. Der Buffalo oder Biſon.

1. Das größte Landthier Nordamerikas, welches sehr schwer gezähmt werden kann, ist der zottige Buffalo oder Biſon. Sein Kopf ist ganz in krause Haare versteckt, die als wollige Mähne über Halz und Schultern hinreicht und in dunkelbraunen Haarbüscheln unter den Leib herunterhängt. Die Stirne ist sehr gewölbt, die Hörner sind kurz, stark gebogen, das Auge wild und trotzig, und auf dem Vordertheil des Rücken hat er einen Buckel.

2. Einst schweifte er in unzähligen Heerden durch ganz Nordamerika. Jetzt ist er durch die vordringenden weißen

Anſiedler in die Prairieen des fernen Weſtens zurückgedrängt. Es kommen noch ungeheure Heerden von ihm vor, daß, von ihnen ganz bedeckt, ſo weit das Auge reicht, die Ebene ſchwarz und wimmelnd erſcheint. Beſonders gehen ſie dem jungen Graſe nach und ziehen von Norden nach Süden und wieder zurück, je nach der Jahreszeit. Die Stiere leben mit einander und die Kühe mit einander, doch haben dieſe immer einzelne Stiere unter ſich.

3. Die Indianer der zahlreichen Stämme, welche die Prairieen des ungeheuren Länderſtrichs zwiſchen dem Miſſouri Strom und dem Felſengebirge bewohnen, ſind fortwährend auf der Biſonjagd. Sobald die Rothhäute Buffalos am Horizont erblicken, beſteigen ſie ihre Jagdpferde mit Pfeile und Bogen, Spieße oder Feuergewehre bewaffnet, und reiten durch Umwege ſo nah' als möglich an die Heerde heran, ohne von ihr bemerkt zu werden.

4. Ein zottiger Stier auf einem kleinen Hügel hebt den Kopf in die Höhe, ſchnüffelt in der Luft mit weit geöffneten Nüſtern, brüllt und dreht ſich raſch um: Die ganze Heerde von einigen Tauſenden von Biſons hört zu graſen auf, geräth in Verwirrung und flieht.

5. Die kühnen Indianer treiben ihre Pferde an, verfolgen das Wild mit Haſt und holen es nach wenigen Minuten ein; Kühe, Stiere, Pferde, Kälber, Alles drängt und ſchiebt ſich durcheinander, es dröhnt der Boden, es klappern die Hörner der Biſons vom Zuſammenſtoß. Die Bogenſehnen tönen, die Gewehre krachen, ein Buffalo fällt nach dem andern. Bald theilt ſich die Menge, vereinigt ſich wieder in kleinere Gruppen und bricht in das hohe Gras der Ebene ein, die ganze Heerde flieht mit ungeheurer Schnelligkeit. Die Indianer in ihrer Mitte gleichen Löwen, die mit erhobener Mähne auf den Nacken der Rinder daherſprengen. Es donnert die Prairie von dumpfem Gebrüll und von vielen Tauſenden von ſtampfenden Fußtritten. Du ſiehſt Nichts als aufwirbelnde Staubwolken, welche die gefährliche und wilde Jagd verhüllen, aber ein Getöſe wie das Brauſen der Meereswogen dauert fort, entfernt ſich immer weiter, dann wird es ſtille.

6. Nach einem Ritte von zwölf Minuten waren die Pferde erſchöpft, die Heerde gewann einen Vorſprung und

die Jagd war zu Ende. Die vier Buffalojäger hatten dreißig Bisons erlegt, welche in ziemlich gleicher Entfernung und gerader Richtung von einander lagen, die blutige Bahn der berittenen Jäger bezeichnend. Ein zurückgebliebenes Buffalokalb stand seitwärts und blökte. Mehrere gebleichte Bisonschädel, die hier neben einem Buffalopfade auf der Prairie umherlagen, schienen anzuzeigen, daß dies ein besuchtes Jagdrevier der Indianer war.

7. Aber die aufgescheuchte Heerde eilt über eine mit wildem Salbei und niedrigem Kactus bewachsene Ebene fort. Ein großer Stier schießt auf dem Buffalopfade voraus und die Bisons folgen ihm blindlings, indem ihre Schwänze mit Haarbüscheln, wie kleine Fahnenstangen in die Höhe stehen. Jetzt erreichen sie einen Fluß und schwimmen hinüber: das Wasser wogt und staugt sich und nur ihre schwarzen Köpfe ragen hervor. Die Kälber, welche mühsam von den Kühen in den Fluß gelockt worden, halten sich dicht bei ihren Müttern, um nicht von den strömenden Fluthen mit fortgerissen zu werden. Endlich hat die Heerde auf dem entgegengesetzten Ufer neue Grasfluren betreten, und dem Feinde entronnen, lagert sie sich in ruhiger Sicherheit.

8. Der Indianer macht auch Jagd auf dieses Wild, wenn der Schnee tief liegt und von einer gefrornen Decke überzogen ist. Der schwere Buffalo mit seinen kleinen Hufen bricht nämlich stets tief in den Schnee, während der Indianer auf Schneeschuhen viel schneller als er über die gefrorene Decke hineilen kann.

9. Die Rothhäute ziehen den erlegten Bisons die Felle ab, schneiden ihnen die Zunge und den Fettbuckel heraus, und lassen das Uebrige für die Wölfe und Aasgeier liegen, wenn sie weit von ihrem Lager entfernt sind und Ueberfluß an Lebensmitteln haben.

10. Die Felle werden von den Frauen gegerbt und zu Kleidungsstücken benutzt. Der größte Theil der Pelze hingegen wird von den Indianern an die amerikanischen Pelzhändler gegen wollene Decken und andere Artikel verhandelt. Mehrere Hunderttausende von diesen Pelzen kommen alle Jahre in den Handel und werden meist wieder an die Chinesen verkauft. Der Buffalo ist ungefähr so groß wie ein Rind. Er ist das für die rothen Söhne der Prairieen, was für uns das Brot ist.

Zweiundachtzigſte Lektion. [LXXXII.]

200. Der Hund im Zuſtande der Tollheit.

(Von A. B. Reichenbach.)

1. Der Hund iſt leider einer ſchrecklichen Krankheit, der Toll- oder Hundswuth, unterworfen. Der Anfang dazu zeigt ſich bei dem Hunde durch eine gewiſſe Niedergeſchlagenheit. Er ſucht die Einſamkeit, flieht Speiſen und Getränke, brummt oder knurrt, ſtatt zu bellen, läßt Ohren und Schwanz hängen, und ſcheint in einem Taumel zu ſein, der ſeine Schritte ungewiß macht. Fremde Perſonen fällt er tückiſch an; gegen ſeinen Herrn behält er noch immer eine gewiſſe Achtung und Liebe; noch iſt ſein Biß nicht tödlich, aber die Wunde iſt doch ſchwerer zu heilen, als eine andere.

2. Nimmt die Wuth zu, ſo fängt der Hund zu keuchen an, ſtreckt die Zunge heraus, ſchäumt und flieht das Waſſer. Bald taumelt er, als ob er im Schlafe wäre; bald macht er einen Sprung und weicht dabei immer vom geraden Wege ab. Seine Augen ſind trübe und thränend, die Zunge iſt bleifarbig. Jetzt iſt er auch ſeinem Herrn gefährlich. Zuſehends wird er magerer, und die Wuth ſteigt, ſo wie er ſeinem Tode, der nun kaum 24 Stunden noch entfernt iſt, zugeht. Dieſe Zeichen gehen beſonders der dem Haushunde eigenen laufenden Wuth voran, doch verräth ſich dieſe nicht immer durch alle dieſe Zeichen. Weniger ſichtbar ſind die der fahrenden Wuth, die häufiger bei dem Jagdhunde vorkommt. Weder ein Schaum vor dem Rachen, noch ein geſenkter Schwanz verrathen ſie, und Scheu vor dem Waſſer bleibt zuweilen ſo ganz aus, daß der wüthende Hund freiwillig ſchwimmt. Bei beiden Arten von Wuth iſt aber der Biß gleich gefährlich, er hat die fürchterlichſten Folgen und fordert die ſchnellſte Hülfe, wenn der unglückliche Verwundete nicht eben durch dieſelben Stufen der Wuth hindurchgehen ſoll.

3. Wird die Hülfe ſchnell geſchafft, ſo wird die Krankheit höchſt ſelten gefährlich. Der geringſte Biß, der auch nur die Haut leicht ritzte, ohne daß Blut floß, die Berührung des Speichels, ja ſelbſt der begeiferten Werkzeuge, womit der wüthende Hund erſchlagen wurde, kann die trau-

rigsten Folgen haben. Ja, oft sollen sich die Folgen auch erst lange nach dem Bisse, z. B. bei sehr großer Hitze oder bei Ausbruch heftiger Leidenschaften zeigen. Die erste Erscheinung bei einem Gebissenen ist Schmerz an der verwundeten Stelle, die bald schwillt. Der Schmerz verbreitet sich immer weiter; Trägheit, unterbrochener Schlaf, unwillkürliche Seufzer und Traurigkeit folgen. Die Zufälle werden immer fürchterlicher. Qualvolle Herzensangst, gepresster, von Seufzern unterbrochener Athem, und endlich die kalten Schauer, die ihn beim Anblicke des Wassers und glänzender Körper ergreifen, die Vermehrung der Angst und das heftigste Zittern, wenn nur der geringste Tropfen Feuchtigkeit die Zunge berührt, sind die deutlichsten Zeichen der Wasserscheu.

4. Eine schwarze, zähe Feuchtigkeit geht durch Erbrechen von ihm. Das Fieber, die Hitze, das Irrereden vermehren sich. Jetzt streckt der Unglückliche die rauhe Zunge heraus, seine Stimme wird heiser, er gähnt häufiger, er lechst vor Durst, doch sowie man ihm Getränke reichen will, macht ihn meist die Wasserscheu wüthend. In seinem Munde häuft sich Speichel und er fühlt einen unwiderstehlichen Reiz, ihn gegen die Umstehenden auszuwerfen. Fürchterlich knirscht er mit den Zähnen, eiskalter Schweiß steht auf seinem Gesichte, er ist wüthend, und doch zeigt sein Streben, Anderen nicht zu schaden, sein Flehen ihn zu verlassen, daß er seiner Vernunft noch Etwas mächtig ist. Endlich naht sich unter Krämpfen und Engbrüstigkeit der unter diesen Umständen wünschenswerthe Retter,—der Tod. Bei der Zergliederung des Todten findet man die Werkzeuge zum Schlucken entzündet, den Magen voll von einer zähen galligen Feuchtigkeit, die Galle schwarz, die Schlagader voll, die Blutader leer, den Herzbeutel, die Eingeweide, das Gehirn, das Rückenmark trocken, und das Blut so flüssig, daß es kaum zum Gerinnen zu bringen ist.

Wenn Jemand von einem tollen Hunde gebissen wird, so muß man auf der Stelle die Wunde sorgfältig mit Wasser — wenn keine Lauge zu haben ist — auswaschen, mit ungelöschtem Kalk oder kaustischem Kali (Caustic potassa) ausbrennen und sofort einen Arzt rufen lassen.

Dreiundachzigſte Lektion. [LXXXIII.]

201. Eine Jagd auf wilde Pferde.

(Nach Washington Irving.)

1. Um acht Uhr Morgens brachen wir auf. Zwei Stunden lang führte uns der Weg auf dem Kamm einer Anhöhe hin, die, mit dichtem Zwergholz bewachſen und hin und wieder von tiefen Klüften zerriſſen, nur mit großer Beſchwerde zu paſſiren war. Schon wollten wir müde werden, als um zehn Uhr etwa ſich der Weg in ein von dem nördlichen Arme des Red River durchfloſſenes Thal ſenkte, deſſen Schilderung nicht ſo wohl die Feder des Schreibenden als vielmehr den Pinſel des Malers verlangt. In einer Breite von ungefähr einer Stunde zog es ſich hin, auf der einen Seite von den Hügeln, auf der andern von dem Fluſſe begrenzt, an deſſen Ufer die Sycamoren mit ihrem glänzenden grünen Laube einen erquickenden Gegenſatz zu den öden braunen Büſchen und Bäumen in den Wäldern bildeten, die wir eben durchwandert hatten. In dieſem Rahmen bildete das Thal eine einzige Prairie, die durch die Fülle von Blumen, welche ſich trotz der herbſtlichen Jahreszeit noch erhalten hatten, einem großen geſtickten Teppich glich, auf deſſen friſchen Farben der Blick mit Entzücken weilte und über deſſen weichen Grund man hinſchritt, ohne Müdigkeit zu ſpüren. Hin und wieder ſtanden Baumgruppen zerſtreut, grade groß genug um dem Auge wohlthuende Ruhepunkte zu gewähren und doch nicht groß genug, um den Eindruck des Ganzen zu ſtören. Und damit dem Gemälde neben der Ruhe die Bewegung nicht fehle, zeigte ſich rechts ein Haufen wilder Pferde, ruhig weidend ohne Ahnung von der ihnen bevorſtehenden Gefahr, während zur Linken eine Schaar Biſons, theils weidete, theils in dem hohen prächtigen Graſe in den Schatten der Sycamoren ſich gelagert hatte. Einem Andern als einem Jäger hätte wohl das Bedenken aufſteigen können, ob es auch recht ſei, in dieſes köſtliche Stilleben der Natur hineinzubrechen und dieſe Stätte des Friedens zu einer Stätte der Unruhe und des Sturmes zu machen.

2. Aber ſolche Gedanken fanden bei uns keinen Raum; wir waren froh die längſt erſehnte Gelegenheit zur Jagd gefunden zu haben. Schnell wurde von den Führern des

Zuges ein Rath gehalten und nach kurzer Ueberlegung beschlossen, das „Umringen der Pferde" zu versuchen. Dies ist, wenn eine gehörige Anzahl gut berittener Jäger versammelt ist—denn nur von einer solchen darf es unternommen werden — eins der interessantesten Jagdstücke, die es giebt. Die Jäger breiten sich von einem bestimmten Mittelpunkte nach allen Seiten hin aus und bilden in Entfernung von etwa einer Stunde einen großen Ring, der sich immer enger zusammenzieht und in dem die wilden Pferde sich befinden. Dieses Schließen und Verengern des Ringes erfordert die größte Vorsicht und Sorgfalt, denn die Pferde der Prairieen spüren den Jäger in der Richtung des Windes in großer Entfernung, gerathen in Unruhe und durchbrechen dann oft den Kreis, noch ehe er sich gehörig gebildet hatte.

3. Ist man mit dieser Vorbereitung glücklich zu Stande gekommen, so reiten einige Jäger aus dem Ringe heraus, auf die Pferde zu, welche dann in entgegengesetzter Richtung davon jagen. Kommen sie aber an die Grenze des gegenüberstehenden Ringes, so reitet wieder ein Jäger hervor und zwingt sie eine andere Bahn einzuschlagen. Das geschieht an allen Punkten, wo sie sich dem Kreise nähern und so auf einer verhältnißmäßig eng begrenzten Strecke überall aufgehalten, zurückgetrieben, von einer Seite zur andern gejagt, werden sie zuletzt so müde, daß die Jäger nahe zu ihnen heranreiten und ihnen den Cariat*) über die Köpfe werfen können. Und doch wissen die schönsten und feurigsten Pferde diesen Augenblick, wo sich der Kreis öffnen muß, oft noch zum Durchbrechen zu benutzen, so daß meistens nur die von geringerem Werthe zurückbleiben und gefangen werden.

4. Wir formirten uns in drei Colonnen. Den Hügel entlang wurden 25 Mann, je 50 Schritte von einander entfernt, aufgestellt, an dem Flusse und am untern Ende des Thales jedesmal eine gleiche Anzahl, ebenfalls in denselben Entfernungen. Kein Mann aber aus einer dieser Abtheilungen sollte sich zeigen, bevor die Pferde nicht geradesweges die Richtung dahin einschlügen und in ihre Nähe kämen. Wenn dann vom oberen Ende des Thales her einige Jäger, unter ihnen unsere beiden Mestizen†) und der

*) Cariat ist dasselbe, was in Mexico Lasso (Schlinge) heißt.

†) Abkömmlinge von einem Weißen und einer Farbigen.

Kreole,*) den Pferden in den Rücken gefallen wären und ſie vor ſich hertrieben, ſo ſollten die beiden an dem Hügel und an dem Fluſſe aufgeſtellten Flügel mit ihren Endpunkten zuſammenſtoßen und den Ring ſchließen.

5. Der Plan war vortrefflich angelegt und die Ausführung ließ anfangs Nichts zu wünſchen übrig. Die Aufſtellung der Seitenflügel gelang vollkommen und der mittlere Flügel hatte ſich ſchon quer durch das untere Ende des Thales hingezogen, als die wilden Pferde den Feind witterten. Sie warfen den Kopf in die Höhe, ſogen mit geöffneten Nüſtern die Luft ein, ſchnaubten, ſahen ſich um, wandten ſich gegen den Fluß und zogen den Abhang eines kleinen Hügels hinunter. Jetzt hätte der getroffenen Anordnung gemäß ein Jäger aus der dort ſtationirten Abtheilung hervortreten und ſie zurücktreiben müſſen. Ehe das aber noch geſchehen konnte, brach der oben erwähnte Kreole hervor, der auch hier ſeine Natur nicht verleugnete und hier ſo wenig wie bei andern Gelegenheiten mit Ruhe und Ueberlegung zu verfahren im Stande war. Er verdarb den ganzen Jagdplan. Statt wie ihm aufgetragen, ruhig an dem obern Ende des Thales hinaufzureiten und den Pferden in den Rücken zu kommen, brach er in dem Augenblicke, wo ſie die Richtung nach dem Fluß einſchlugen, aus dem Walde hervor, jagte wie toll über die Prairie ihnen nach, hinter ihm her die beiden Meſtizen und etwa 30 von den Grenzern. Ueber den Hügel ging's hinüber, die Pferde wurden wild, wandten ſich, ſprengten durch ihre Verfolger und flohen mit Windeseile und Donnergepolter das Thal hinab. Vergeblich ſuchte die unten aufgeſtellte Linie die Flüchtlinge aufzuhalten. In der Angſt vor den Jägern, die ihnen dicht auf der Ferſe waren, brachen ſie durch und nun ſchloſſen ſich auch die an den Seiten aufgeſtellten Abtheilungen der Jagd an. Im wildeſten Galopp und mit dem furchbarſten Geſchrei raſ'ten ſie über die Ebene, hier verlor der eine Jäger den Hut, dort der andere ſeine Sattel-Piſtolen; bald ſtürzte hier Einer auf den glatten Raſen, bald ſtreifte der Andere ſich Kopf und Geſicht an den Zweigen. Die Biſons, welche ruhig im Graſe gelegen hatten, richteten voll Staunen über das Ungewitter, welches das eben noch ſo friedliche Thal durchtobte

*) Ein von franzöſiſchen Eltern in einer der Colonien geborner Menſch.

sich auf, sahen es einen Augenblick an und suchten gleichfalls ihr Heil in der Flucht. Das vermehrte nur den Knäuel der Verwirrung, zumal da das Thal gerade nach der Richtung hin, die die Pferde einschlugen, sich bedeutend verengete. Hier entstand ein nicht zu beschreibendes wildes Gewühl. Bisons, wilde Pferde, Jäger — Alles stürzte durch und auf einander und von dem Geschrei und den Stimmen der Menschen und Thiere hallten Thal und Wald wieder.

6. Endlich gelang es den Buffalos, eine Wendung seitwärts zu nehmen und ein Gebüsch am Ufer des Flusses zu gewinnen. Man achtete nicht weiter auf sie, sondern freute sich, ihrer los zu sein, da ihre schwerfälligen Gestalten bei der Enge des Weges die Verfolgung der Pferde hinderten. Diese jagten dann, ihre Verfolger dicht hinter sich, einen kleinen Hügel hinan. Mehrere von ihnen waren von besonderer Schönheit und zogen besonders die Jagdlust auf sich; einige entkamen glücklich, andere fielen den Verfolgern in die Hände. Unter ihnen befand sich eine prächtige schwarze Stute, die bei dem Erklettern des Hügels fehl trat und von zwei Jägern ergriffen wurde. Sie wehrte sich, biß, stieß mit den Vorderfüßen, aber der Widerstand war vergeblich; die verhängnißvolle Schlinge flog ihr über den Kopf und an zwei langen Leinen, die rechts und links von den beiden glücklichen Jägern gehalten wurden, führte man sie in das Thal zurück, jedesmal nach der einen Seite gezerrt, wenn sie nach der andern auszuschlagen versuchte.

7. Der Verderber des ganzen Spieles hatte noch mehr Glück, als er eigentlich verdiente. Ein schönes weißes Füllen, welches die Flucht nicht aushalten konnte, fiel über und wider sein Verdienst in seine Hände. Possierlich war es anzusehen, wie das Thierchen ausschlug, sich wälzte und auf alle Weise sich loszumachen suchte, und der kleine bewegliche Kreole bald vor ihm stand und es liebkoste, bald ihm auf den Rücken sprang und seinen Hals umfaßte, jetzt sich mit ihm balgte und zerrte, und dann wieder mit drohender Geberde es einzuschüchtern suchte. Auch ihm gelang die Zähmung seiner Beute, wie den beiden Andern. Schon nach zwei oder drei Tagen gingen sämmtliche eingefangene Pferde mit den Handpferden im Zuge und hatten der menschlichen Herrschaft sich gefügt.

202. Der alte Hans.

(Von F. C. Weidmann.)

1. Die Wachtfeuer*) lodern! bei ihrem Schein
ſieht man ruh'n die bärtigen Krieger;
von Hand zu Hand gebt der Becher mit Wein
und erfreut das Herz der Sieger.
Nur Einer ſitzt ſtumm — ein alter Huſar,**)
der ſonſt der Fröhlichſten Einer war, —
der ſpricht kein Wort — er verſchmäht den Wein;
Was mag dem Kauz widerfahren ſein?

2. Und der Feldherr reitet in ſtiller Nacht
durch die Gaſſen von weißen Gezelten;
er beſichtigt die Poſten,†) beſucht die Wacht,
und ihr Jubel begrüßet den Helden.
Da trifft den alten Huſaren ſein Blick;
er hält das ſchäumende Roß zurück,
und ſiehet den alten Krieger an,
und ſpricht gar freundlich: „Was fehlt dem Mann?“

3. Der ſtellt ſich gerade in Poſitur††)
und ſalutirt:‡) „„Halten zu Gnaden!
'S iſt ſo zu ſagen 'ne Dummheit nur,
ich ſchäme mich faſt vor den Kam'raden!
Wir zogen heut' über die Alpenhöh',
da verſank ich mit meinem Pferd in den Schnee;
ich ward gerettet, das Pferd iſt hin,
und das liegt mir alleweil nun in dem Sinn!““

4. „„'s war nur ein Thier, das weiß ich ſchon,
da ſoll man ſich nicht ſo geberden!
Doch, Herr General, in der ganzen Schwadron,‡‡)
unter all' den wackeren Pferden
iſt kein's wie mein Hans! ſo fromm wie ein Kind,
ſo leicht auf den Füßen, — es lief wie der Wind.
Wenn's „Vorwärts!“ hieß unter Kriegsgeſchrei,
da war keiner ſo ſchnell wie mein Hans dabei!““

5. „„Durch zwanzig Schlachten trug mich das Thier,
ihm dank' ich zweimal mein Leben,
und gleich einem Hündlein war es mir
ſo treu und gehorſam ergeben.
Auch hab' ich oft, wenn im Lager war Noth,
mit dem Hans getheilet mein letztes Brod;

*) Wachtfeuer: Feuer, an denen ſich die wachenden Soldaten wärmen. **) Huſar: ein nach ungariſcher Art gekleideter Soldat zu Pferde. — †) Poſten: Schildwache. — ††) Poſitur: die Haltung des Leibes. — ‡) Salutirt: macht den bei Soldaten gebräuchlichen Ehrengruß. — ‡‡) Schwadron: ein Trupp Soldaten zu Pferde.

und sprach ich mit ihm, so verstand er mich ganz,
ja, lacht mich nur aus, so war mein Hans!""

6. Und nicht ohne Rührung schauet der Held
des greisen Kriegers Bewegung,
stets hat ihn ein menschliches Herz beseelt,
und er achtet die menschliche Regung.
Des Kriegers Thräne um's treue Pferd
hat in seinen Augen den Mann nicht entehrt,
er tröstet den Alten mit güt'gem Wort,
und wendet sein Roß und will wieder fort.

7. Da schnaubet und keucht es herbei durch die Nacht,
und ein lediges Pferd kommt gesprungen;
der alte Hans ist's! wer hätt' es gedacht,
er hat aus dem Schnee sich gerungen;
nach eilt das Thier schnell dem Regiment,
von Niemand läßt es sich fangen und rennt
seinem Herrn entgegen, und wiebert vor Lust,
und legt seinen Kopf an des Greises Brust.

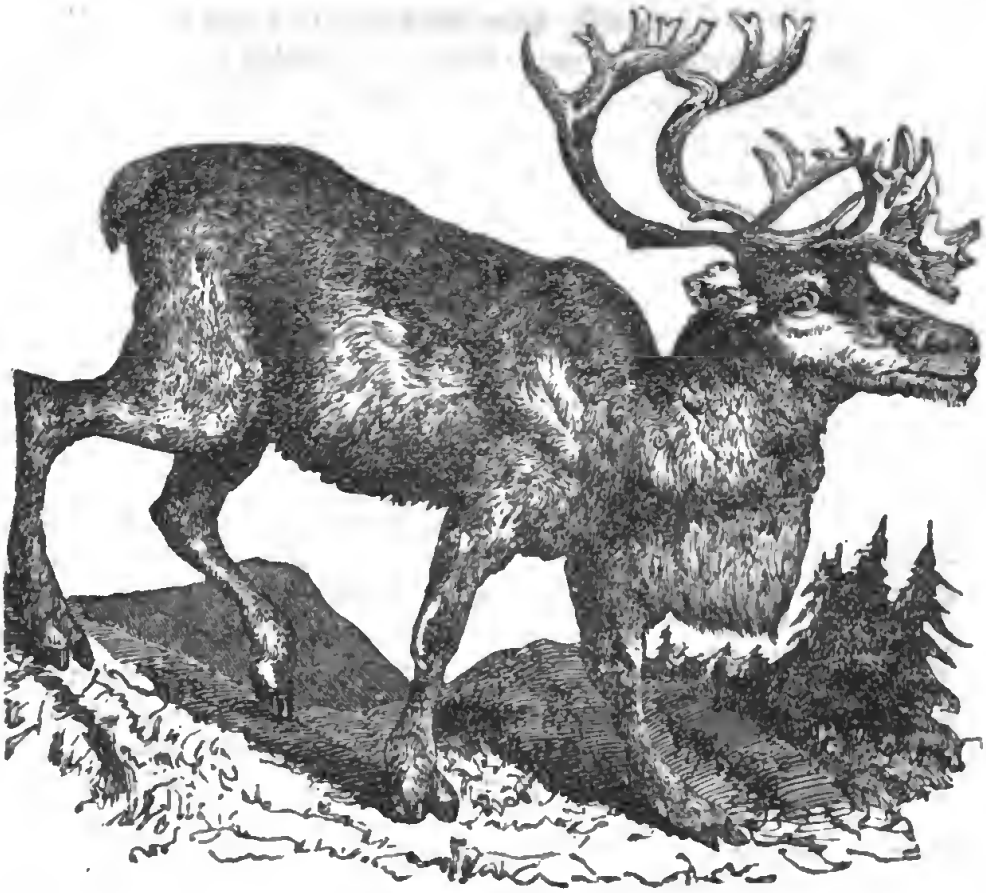
8. Der stehet, und schaut, und weinet und lacht,
und weiß kaum, wie ihm geschehen!
Doch ein Auge glänzt durch die Sternennacht,
das Aug' kann sein Fühlen verstehen.
Und der Feldherr blicket ihn liebreich an:
„Gute Nacht denn jetzt, mein wackerer Mann!
Auf dem Schlachtfeld draußen, im Waffenglanz,
da seh' ich euch wieder, und euren Hans!"

Vierundachtzigste Lektion (LXXXIV.)

203. Das Rennthier.

1. Wie im heißen Afrika und Arabien dürre und steinige Wüsten sich viele Meilen in die Länge und Breite erstrecken, durch welche dem Menschen nur das Kameel, das Schiff der Wüste, hindurchhilft, so erstrecken sich in Nordamerika an der Küste des Eismeers ungeheure Flächen, aber mit fast ewigem Schnee bedeckt, wild und unwirthlich, und doch hat Gott auch hier dem Menschen ein Thier gegeben, das ihm hindurch hilft, welches den Bewohnern dieser Einöden gerade das ist, was dem Araber oder Beduinen sein Kameel, nämlich das Rennthier.

2. Die Bewohner des hohen Nordens, wie die Eskimos, ein kleiner wilder Volksstamm Nordamerikas und



Das Rennthier.

Grönlands, leben von seinem Fleische und seiner Milch, bekleiden und schützen sich mit seinem Fell, aus seinen Knochen und Geweihen machen sie sich Messer, Pfeile und Werkzeuge, aus seiner Stirnhaut undurchdringliche Schuhe, aus seinen Sehnen Bogensehnen und Zwirn zum Nähen. Dabei ist es ihr Zug- und Lastthier, das sie, an den Schlitten gespannt, täglich im schnellsten Trabe 100 bis 120 englische Meilen weit führt, ja das Rennthier trägt die Tunguſen, ein sibirisches Volk, auf seinen Schultern, da sie es wie ein Pferd satteln.

3. Alle nordischen Völker haben ganze Heerden gezähmter Rennthiere, oft von vielen Tausend Stücken, mit denen sie als Hirtenvölker umherziehen, Sommers und Winters, denn die Rennthiere fressen kein Heu und dürres Futter, sie suchen sich ihre Nahrung selbst stets draußen. Unter der Schneedecke nämlich ist der Boden mit einem weiß-

grauen Moos überdeckt, dem Rennthiermoos, das seine Lieblingsnahrung ist, und wobei es trefflich gedeiht und fett wird. Es hat aber solch einen feinen Geruch, daß es das Moos 2 bis 3 Fuß tief unter dem Schnee wittert, den Schnee mit den vordern Zacken seiner Hörner locker reißt und mit seinen breiten, gespaltenen Hufen wegscharrt. Darum haben bei den Rennthieren, allein vom ganzen Hirschgeschlechte, die Weibchen auch Geweihe, wenn auch kürzere, als die Männchen.

4. Wenn ein Eskimo einspannen will, so legt er dem Rennthier einen Riemen aus behaarter Rennthierhaut um den Hals, zieht ihn unter den Beinen hindurch und bindet ihn als Strang an seinen Schlitten, und einen andern als Leitseil an das Geweih. Der Eskimo setzt sich ein, zieht über seine Beine dicke Rennthierfelle und schließt den Schlitten — der seines Kieles wegen mehr wie ein Nachen aussieht — und nun geht es in pfeilschnellem Trott über den Schnee, der unter den breiten gespaltenen Hufen, die ähnlich denen der Kühe sind, nicht einbricht.

5. Nun werdet ihr aber auch begierig sein, zu erfahren, wie das Thier aussieht. Es ist ein dunkelrothbrauner Hirsch, Winters weiß, fast so groß wie der canadische, der außen auf diesem Buche abgebildet ist, nur dicker und auf kürzeren Beinen, am Hals aber, den er wagerecht trägt, hat er eine Mähne. Sein Kopf sieht mehr einem Kopf vom Rindvieh ähnlich.

6. In der kalten Zone leben viele Hunderttausende im wilden Zustande, und wandern in ungeheuren Heerden im Winter südlich, im Sommer nördlich oder in die hohen Alpen hinauf.

7. Sie haben viele Feinde, ihr grimmigster aber ist eine Dasse l oder Bremse; wenn sie die brummen und summen hören, da fliehen sie in größter Schnelle, wie ein Schwarm der Vögel, hinter dem ein Adler herschießt. Aber die Dasse l fliegt den Rennthieren nach und ruht nicht, bis sie ihr Ei an ein Haar ihres Felles gelegt hat. Die Made beißt sich sofort in die Haut ein, und verursacht dem armen Thiere ungemein schmerzliche oft tödtliche Geschwüre. Man bekommt kein Rennthierfell, das nicht vielfach von diesen Maden durchlöchert wäre, die darin horsten, bis sie wieder zur Fliege werden.

8. Ihr Fleiſch ſchmeckt ſehr gut. Auch das Blut wird entweder friſch getrunken oder zu Blutwürſten verbraucht. Um es Alles zu bekommen, ſchlachtet man ſie ſo, daß man ihnen ein Loch in der Seite bis durchs Zwergfell ſchneidet, mit der Hand hineinfährt und ihnen das Herz verletzt. Dann wird der Bauch aufgeſchnitten und der Magen, die Familie kauert und knieet im Kreiſe herum und ißt mit Löffeln, was ſie im Magen findet. Guten Appetit! wirſt du ſagen.

204. Der canadiſche Hirſch.

(Von Gleim.)

Siehe die Abbildung auf dem Umſchlage.

Ein Hirſch bewunderte ſein prächtiges Geweih
im Spiegel einer klaren Quelle.
„Wie ſchön es ſteht," ſprach er, „recht auf derſelben Stelle,
wo Königskronen ſtehn, — und wie ſo ſtolz, ſo frei!
Vollkommen iſt mein ganzer Leib; allein
die Beine ſind es nicht, die ſollten ſtärker ſein."
Indem er ſie beſieht mit ernſtlichem Geſicht,
hört er im nahen Buſch ein Jägerhorn erſchallen,
ſchaut auf, ſieht eine Jagd von dem Gebirge fallen,
erſchrickt und eilt davon. Nun aber hilft ihm nicht
ſein kronentragend Haupt, dem nahen Tod entfliehn,
nicht ſein vollkommner Leib: Die Füße retten ihn;
ſie reißen, wie ein Pfeil, die prächtige Geſtalt
mit ſich durchs weite Feld und fliehen in den Wald.
Dort aber halten ihn im vogelſchnellen Lauf
an ſtarken Zweigen oft die vierzehn Enden auf.
Er reißt ſich los, er fleucht darauf,
lobt ſeine Beine nun, und lernet noch im Fliehn,
das Nützliche dem Schönen vorzuziehn.

205. Nützliche Lehren.

(Von Hebel.)

1. Einmal iſt Keinmal. Dies iſt das erlogenſte und ſchlimmſte unter allen Sprüchwörtern; und wer es gemacht hat, der war ein ſchlechter Rechenmeiſter oder ein boshafter. Einmal iſt wenigſtens Einmal, und daran läßt ſich Nichts abmarkten. Wer einmal geſtohlen hat, der kann ſein Le-

benlang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen sagen: „Gott Lob! ich habe mich nie an fremdem Gut vergriffen;" und wenn der Dieb erhascht und gehängt wird, alsdann ist Einmal nicht Keinmal. Aber das ist noch nicht Alles, sondern man kann meistens mit Wahrheit sagen: Einmal ist Zehnmal und Hundert- und Tausendmal. Denn wer das Böse einmal angefangen hat, der setzt es gemeiniglich auch fort. Wer A gesagt hat, der sagt auch gemeiniglich gern B, und alsdann tritt zuletzt ein anderes Sprüchwort ein: Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht.

2. Wenn man den Teufel an die Wand malt, so kommt er. Das sagt Mancher, und versteht's nicht. Den bösen Geist kann man eigentlich nicht an die Wand malen, sonst wäre es kein Geist. Auch kann er nicht kommen. Denn er ist mit Ketten der Finsterniß in die Hölle gebunden. Was will denn das Sprüchwort sagen? Wenn man viel an das Böse denkt und sich dasselbe in Gedanken vorstellt oder lange davon spricht, so kommt zuletzt die Begierde zum Bösen in das Herz, und man thut's. Soll der böse Feind nicht kommen, so mal' ihn nicht an die Wand. Willst du das Böse nicht thun, so denke nicht daran, wo du gehst und stehst, und sprich nicht davon, als wenn es etwas Angenehmes und Lustiges wäre.

3. Mit den Wölfen muß man heulen. Das heißt: Wenn man zu unvernünftigen Leuten kommt, muß man auch unvernünftig thun, wie sie. Merke: Nein! das muß man nicht! Sondern erstlich: Du sollst dich nicht unter die Wölfe mischen, sondern ihnen aus dem Weg gehen. Zweitens: Wenn du ihnen nicht entweichen kannst, so sollst du ihnen sagen: Ich bin ein Mensch und kein Wolf; ich kann nicht so schön heulen. Drittens: Wenn ein Fall kommt, wo du meinst, es sei nimmer anders von ihnen loszukommen, so kannst du ein- oder zweimal mitbellen, aber du sollst nicht mit ihnen beißen und anderer Leute Schafe fressen, sonst kommt zuletzt der Jäger und du wirst mit ihnen geschossen.

Fünfundachtzigſte Lektion. [LXXXV.]

206. Der Wallfiſch.

(Von F. P. Wilmſen.)

1. Nun laßt uns den Rieſen unter den Bewohnern des Meeres und unter allen bekannten Thieren, den ungeheuren Wallfiſch, betrachten, der ehemals, als man ihm Zeit ließ, völlig auszuwachſen, eine Länge von 120 Fuß und darüber erreichte, und jetzt noch 60 bis 70 Fuß lang gefunden wird. Mag er auch Fiſch genannt werden, und vielleicht ſonſt dafür gehalten worden ſein, er gehört doch ganz unſtreitig zu den Säugethieren, denn er hat warmes Blut, gebiert lebendige Junge und ſäugt ſie an Brüſten; ja, er iſt auch in Anſehung des Körperbaues den Landthieren gleich, denn er hat eigentliches Fleiſch und wahre Knochen, da hingegen die Fiſche nur Knorpel und Gräten und eine ganz andere Art von Fleiſch haben. Die Haut iſt glatt und ohne Schuppen. Die Gattungskennzeichen der Wallfiſche ſind: Mangel der Zähne, und ſtatt derſelben im Oberkiefer hornartige Platten, mit einem ſcharfen Rande und mit Haaren beſetzt, Barden oder Barten genannt, welche das bekannte Fiſchbein geben.

2. Der grönländiſche oder gemeine Wallfiſch bringt es in der Mitte ſeines Körpers zu der ungeheuren Dicke von 40 bis 50 Fuß, und er würde alſo eine große Scheune ziemlich ausfüllen, wenn man ihm auch ſchon Kopf und Schwanz abgehauen hätte. Sein Gewicht ſchätzt man auf 100,000 Pfund. Die Floſſen an der Bruſt haben nach Innen zu fünf ordentlich gegliederte Finger und förmliche Hand- und Armknochen. Da ſie 10 bis 12 Fuß lang, auch ziemlich eben ſo breit ſind, ſo könnt ihr euch wohl denken, daß er etwas Ordentliches damit ausrichten und tüchtig damit rudern kann. Sehr unförmlich wird der Wallfiſch dadurch, daß ſein Kopf beinahe den dritten Theil ſeines Körpers ausmacht. Die Augen dieſes Seeungeheuers ſind kaum noch einmal ſo groß, als Ochſenaugen, und mit beweglichen Augenlidern, Wimpern und Augenbraunen verſehen. Oben auf dem Hinterkopfe ſtehen auf einer Erhöhung die beiden Luftlöcher oder Bläſer, jedes ungefähr einen Fuß im Durchmeſſer. Die Haut ihrer Mündung, welche das Thier ſchließen und dadurch das

Eindringen des Wassers abhalten kann, ist sehr elastisch. Indem es dadurch Athem schöpft, läßt es ein dumpfes Brausen oder Blasen hören.

3. Das ungeheure Thier nährt sich auf eine unbegreifliche Weise von den kleinsten Seethieren, besonders von zwei kleinen Krebsarten und von Häringsbrut. Bei der unermeßlichen Menge jener Krebse und des Gewürms, womit das Meer unweit Spitzbergen angefüllt ist, braucht das Thier nur den Rachen zu öffnen, um mit einem einzigen Zuge Hunderttausende davon einzuschlürfen. Der Rachen des Wallfisches ist so groß, daß man, wenn das Thier getödtet ist, mit einem Kahne in den aufgesperrten Rachen fährt, und sechs bis acht Mann ganz bequem darin handthieren und die Barden, deren man 700 zählt, loshauen können; dagegen ist die Kehle so eng, daß man kaum mit einer starken Faust durchkommt. Die Zunge ist ein dickes Stück Speck, einige 1000 Pfund schwer, welches unbeweglich unten im Maule festliegt, und 10 bis 20 Tonnen Thran giebt.

207. Der Fang des Wallfisches.

Von F. P. Wilmsen.)

1. Der Fang geschieht mit Harpunen, d. h. mit großen, starken, eisernen Pfeilen, welche zwei starke Widerhaken haben, und an einem hölzernen Stiele befestigt sind. An der Harpune ist ein weißer, geschmeidiger, zäher Strick von dem besten Hanfe befestigt, und dieser ist wieder mit langen getheerten Tauen verbunden. Man wirft die Harpune mit der größten Gewalt in den Rücken des Wallfisches. Das verwundete Thier erhebt sich erst aus dem Wasser, schießt dann sogleich in die Tiefe, und nun kommt es darauf an, daß die Matrosen mit der größten Schnelligkeit das Tau von der Rolle ablaufen lassen, und sie, um Brand zu verhüten, beständig mit Wasser begießen.

2. Unter dem heftigsten Blasen aus den Luftlöchern kommt er nach einiger Zeit wieder zum Vorscheine, und eine zweite Schaluppe eilt ihm nach, um ihm einen zweiten Harpunenstich beizubringen. Zeigt er sich ermattet, und schwimmt er ruhig auf der Oberfläche, so stößt man ihm 12 Fuß lange Lanzen, womöglich hinter den Flossen

oder Finnen, vorwärts ins Herz und in die Lunge hinein. Jetzt äußert sich die ganze Kraft des Ungeheuers; mit dem Schwanze und den Flossen schlägt er wüthend um sich, das Meer schäumt von seinen Schlägen, und wehe der Schaluppe, welche ihm zu nahe kommt, er zertrümmerte oder versenkte sie mit einem Schlage. Jetzt treibt er hochaufathmend Strahlen von Blut in die Höhe, und stirbt bald darauf.

3. Nun besteigen ihn die Speckschneider mit großen Stiefeln, die unten mit langen Stacheln beschlagen sind, um das Herabgleiten zu verhüten. Mit großen Messern wird der anderthalb Fuß dicke Speck abgelöst, auf das Schiff hinaufgewunden und in Fässer gepackt; die Barden werden zum Fischbein abgelöst, und auch die Knochen der Kinnladen werden mitgenommen, da sie als Pfähle und Pfeiler sehr gute Dienste leisten. Die übrige Körpermasse fällt den Haien und den weißen Bären zur Beute anheim.

208. Sprüchwörter.

Jung gewohnt, alt gethan. — Böse Gesellschaft verderbt gute Sitte. — Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. — Wer Etwas kann, den hält man werth, den Ungeschickten Niemand begehrt. — Handwerk hat einen goldenen Boden. — Lügen haben kurze Füße. — Wer keine Gedanken hat, der muß Beine haben. — Lust und Liebe zum Ding macht Mühe und Arbeit gering. — Aller Anfang ist schwer, das Ende desto leichter. — Aus einem kleinen Funken wird oft ein großes Feuer. — Ehrlich währt am längsten. — Treue Hand geht durchs ganze Land. — Der Hehler ist so gut wie der Stehler. — Mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen. — Eigenlob stinkt. — Morgenstunde hat Gold im Munde. — Ein schlafender Fuchs fängt kein Huhn. — Es ist nicht Alles Gold, was glänzt. — Was deines Amts nicht ist, da laß deinen Vorwitz. — Leere Tonnen klingen hohl. — Nach gethaner Arbeit ist gut ruhn. — Nicht mehr thun ist die beste Buße. — Wieder gut machen ist besser als zehn Vater unser. — Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. — Wer nicht hören will, muß fühlen. — Es ist Nichts so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen.

Sechsundachtzigste Lektion. [LXXXVI.]

209. Die Vögel.

(Nach Milne Edwards und Oken.)

1. Die Vögel unterscheiden sich auffallend von den Säugethieren durch ihre Gestalt, ihren mit Federn bedeckten Körper und durch die Erzeugung ihrer Jungen aus Eiern. Der Körperbau der Vögel ist bei jeder Gattung auf das Zweckmäßigste dem Theile der Erde, welchen ihr der allweise Schöpfer zum Aufenthaltsort angewiesen hat, angepaßt.

2. Sehet z. B. auf die Taube, wie leicht sie mit ihren ausgebreiteten Flügeln in der Luft schwebt und sie durchschneidet; mit ihren langen Schwanzfedern lenkt sie ihren Flug wie mit einem Steuerruder. — Beobachtet den Adler, welche besondere Rücksicht auf die Art und Weise genommen ist, auf welche er seine Nahrung zu suchen hat: Er ist ein Raubvogel, deswegen groß und stark gebaut, sein Auge besitzt eine außerordentliche Sehkraft, und seine mächtigen Flügel tragen ihn durch die Luft mit der Schnelligkeit des Sturmes. Sein Schnabel (wie derjenige des Falken, Figur 1) ist hakenförmig gekrümmt, gleich einem Gartenmesser, scharf und stark, damit er erfolgreich auf seine Beute einhauen kann. Betrachtet seinen rauhen, mächtigen Fuß mit den spitzigen Zehen, (Siehe Fig. 1) wie zweckmäßig er zum Erfassen und Festhalten geschaffen ist.

3. Am Augenscheinlichsten läßt sich die möglichst größte **Zweckmäßigkeit des Körperbaus** bei den verschiedenen Klassen der Vögel durch Vergleichung der **Schnäbel** und **Füße** wahrnehmen.

Köpfe der Vögel.

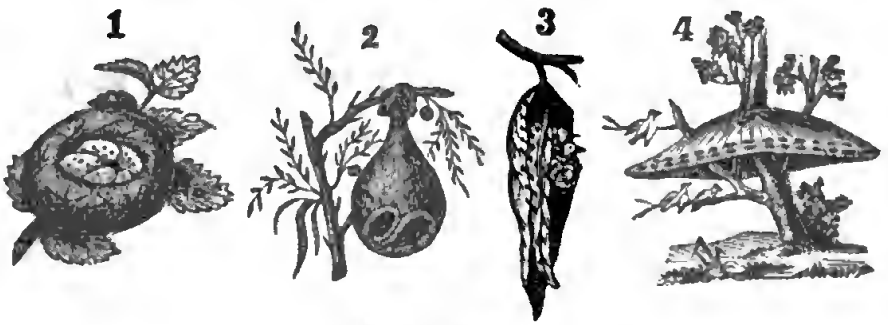
4. Warum ist z. B. beim Kreuzschnabel (Figur 2) die Unterkieferspitze über den Rücken des Oberkiefers so vorragend? — Damit er sich seines Schnabels gleichsam als Keil und Zange bedienen könne, um aus den schuppigen Tannenzapfen die Samenkerne herauszuholen, welche ihm zur Nahrung angewiesen sind. Bei dem Strandreuter (Figur 3) — einer Schnepfenart — ist der Schnabel schlank, biegsam und mit einem Tastwerkzeuge versehen, daß er in den Schlamm bohren,

seine Nahrung finden und sie herausziehen könne. Der Ziegenmelker (whippoorwill, Figur 4) hingegen ist ein Insektenvertilger und hat als Schnabel eine Art Fliegenfalle.

Füße der Vögel.

5. Wie merkwürdig ist der Unterschied zwischen dem Fuße des weißköpfigen Adlers (Figur 1), dem langen Stelzenbein und Lauffuße des Strandreuters (Figur 4), und wie auffallend unterscheidet sich des Adlers Fuß von dem Schwimmfuße der Enten (Figur 3)! Das Schneehuhn hat befiederte Füße sammt den Zehen (Figur 2), als Schutz gegen Kälte. So hat der liebe Gott für alle Geschöpfe gesorgt, ohne auch nur ein einziges zu übersehen!

6. Die Thiere sind besonders schwach in den ersten Tagen ihrer Lebenszeit; sie bedürfen Schutz gegen Wind und Wetter und deswegen hat der weise Schöpfer den Thieren den **Instinkt des Bauens** gegeben. Namentlich muß man die Vögel bewundern, mit welcher Ausdauer sie ein Bischen Material ums andere zur Errichtung ihres **Nestes** herbeitragen und die Kunst, mit der sie dieses wie eine sanfte Wiege bauen, die völlig ihrem Zweck entspricht. — Die Nester von einer Gattung von Vögeln bleiben stets dieselben, verändern sich aber sehr von einer Gattung zur andern.



Vogelnester.

7. Eines der merkwürdigsten Nester ist das vom Webervogel in Indien (Figur 2). Es ist flaschenförmig und hängt an einem so biegsamen Baumzweige, daß weder Affen, Schlangen noch Eichhörn-

chen dahin gelangen können, und um das Nest für seine Feinde noch unzugänglicher zu machen, hat der Vogel die Eingänge unten angelegt, so daß er selbst nur fliegend hineinschlüpfen kann. Es ist aus langen Gräsern gebildet und es befinden sich inwendig zwei Gemächer, wovon das eine für das Weibchen bestimmt ist, um darin die Eier auszubrüten, und das andere für das Männchen; das letztere belustigt das Weibchen mit seinem Gesange, während es seine Mutterpflichten erfüllt.

8. Ein anderes merkwürdiges Nest ist dasjenige des Schneidervogels in Westindien (Figur 3). Er sammelt nämlich von der Baumwollenstaude Baumwolle, spinnt sie mit Schnabel und Füßen zu einem Faden, näht damit ein abgestorbenes Blatt an ein grünes am Ende eines Zweiges zu einem Körbchen zusammen und läßt es vom Winde schaukeln. Auf diese Weise ist die Brut vor den Nachstellungen der Schlangen und Affen gesichert.

9. Das gesellschaftliche Zusammenleben ist bei den Vögeln seltener als bei den Säugethieren, man kennt jedoch eine Finkenart, den Republikaner (Figur 4), der sich in großen Schwärmen am Cap der guten Hoffnung unter einem gemeinschaftlichen Dache auf Bäumen aufhält, welches oft Hunderte von Nestern klumpenweise birgt.

10. Auch die Wanderungen der Vögel, die oft Tausende von Meilen betragen, und stets zur rechten Zeit Statt finden, verdienen unser Nachdenken.

11. Wer freut sich nicht über die prachtvollen Farben der Vögel? Sehet auf den Distelfink, Blauvogel, Rothspecht oder den Kolibri, wie verschwenderisch ihr Federkleid mit den glänzendsten Farben geziert ist, als wollte es mit dem Farbenspiel des Regenbogens wetteifern.

12. Aber vor Allem ist es der **Gesang** der Vögel, mehr als ihr äußerer Glanz und die Schönheit ihrer Bewegungen, welche die gefiederten Sänger der lichten Haine zu den Lieblingen der Menschen gemacht haben. —

13. Die allgemeinste Eintheilung der Vögel ist in drei Unterklassen: **A. Luftvögel, B. Landvögel** und **C Wasservögel.**—Diese werden wieder in 8 Ordnungen eingetheilt: **a. Raubvögel, b. Klettervögel, c. Singvögel, d. Tauben, e. Hühnerartige Vögel, f. Laufvögel, g. Sumpfvögel, h. Schwimmvögel.**

210. Lied der Vögel.

(Von E. Schulze.)

Von Zweig zu Zweig zu hüpfen,
durch Wieſ' und Buſch zu ſchlüpfen,
zu ruh'n in weichen Graſes Schooß,
das iſt das Loos
der kleinen bunten Sänger;
je länger,
je lieber ſüßes Loos!

Schwebt nieder, blaue Lüfte,
o kommt, ihr Wieſendüfte,
ihr Schmetterlinge, tummelt euch
von Zweig zu Zweig
mit unſ'rer Schaar zu ſpielen
im kühlen,
im ſäußelnden Geſträuch.

Im grünen Dämmerſcheine,
im Labyrinth der Haine
erbau'n wir uns ein blühend Dach;
der klare Bach
uns zuzuhorchen zaubert
und plaudert
dann unſ're Lieder nach.

Und wenn der Tag geſchieden,
dann eilen wir zufrieden
zurück in unſ'rer Mutter Schooß,
das iſt das Loos
der kleinen bunten Sänger;
je länger,
je lieber ſüßes Loos!

211. Die Nachtigal.

Zwiſchen dickbelaubten Zweigen
ſang mit ſüßem Schall,
keinem Klange zu vergleichen,
eine junge Nachtigal.

Horch! da tönte zart und leiſe
aus dem nahen Wald
einer ältern ſanfte Weiſe,
und die junge ſchwieg alsbald.

„Warum ſchweigſt du?" fragte jene
und die junge ſprach:
„Schöner klingen deine Töne,
noch iſt meine Kraft zu ſchwach."

„Darum horch' ich deinen Lehren,
ſpreche ſelber nicht."—
Möchten alle Kinder hören;
was das weiſe Alter ſpricht!

Siebenundachtzigſte Lektion. [LXXXVII.]

212. Die Taube.

(Von Maſius.)

1. Das Anmuthigſte unter Allem, was Flügel trägt, iſt unſtreitig die Taube.

2. Sie iſt ein lieber, frommer und ſchöner Vogel, ſanft und arglos, voll zärtlicher Liebe und nach dem Glauben der Alten ohne Galle; ihr ganzes Sein und Leben iſt friedlich und

ohne Schuld. Sie ist dem Menschen zugewandt und doch frei; ihre Farbe ist fein, oft leuchtend und jede Bewegung nett und lebensfroh in Flug und Zug.

3. Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit zeigt sich in ihrer Tracht. Die eine hat ein nettes Häubchen, eine zweite eine Perrücke, eine dritte trägt einen Kragen; diese kichert, jene trommelt und noch eine andere schlägt rugsend ihr Rad. Wie zierlich trippelt dort der kleine befranzte Fuß über den weißen Sand, wie neugierig blickt ihr röthlich Auge umher! Jetzt schwingt sie sich leicht und frei auf das vom glänzenden Strahle der Morgensonne beschienene Dach, wo der Tauber ihrer wartet und mit zärtlichem Kosen sie empfängt. Nun wird geschnäbelt und getändelt, geziert, gerugst und allerhand Kurzweil getrieben.

4. Schön und schnell ist der Flug der Taube; sie fliegt am schnellsten unter allen Vögeln, und dies ist ihr einziger Schutz gegen die Falken. Wenn der Raubvogel, dem menschlichen Auge kaum sichtbar, über dem Hofe schwebt, dann hat ihn die Taube schon erblickt, und ist ein Verbergen nicht möglich, so erhebt sich die ganze Schaar und steigt in dichtem Kreise auf.

5. Rascher und immer rascher dreht sich der Knäuel den Räuber zu verwirren. Dieser stößt herab, — verfehlt seine Beute, denn Blick und Stoß sind unsicher geworden; er versucht es ein-, zweimal, aber vergeblich, es bleibt ihm Nichts übrig als beschämt von dannen zu ziehen. Freilich ist der Ausgang oft auch ein anderer, ein blutigerer.

6. Man hat berechnet, daß die Taube innerhalb zehn Minuten eine Strecke von drei Wegstunden durchfliegt, und dieser außerordentlichen Flugkraft wegen ist die Taube schon in den ältesten Zeiten zum Eilboten für gute und böse Kunden, vorzüglich zum Briefwechsel gemacht worden.

7. Wie des Gatten so pflegt die Taube auch ihrer Jungen mit emsiger, zärtlicher Liebe; jedes Korn weicht sie ihnen im Kropfe auf, und verläßt das neugeborne, schüchterne Vögelchen den Schlag zum ersten Mal, so umflattert sie es fürsorgend von allen Seiten. Oft wird sie ein Opfer ihrer Liebe; man kann nicht ohne inniges Mitleiden sehen, wie diese treuen Thiere bei Feuersbrünsten sich mitten durch die Glut- und Dampfwirbel schwingen und in verzweifelten Flügen das Taubenhaus umkreisen, bis endlich der Brand ihren Fittich ergreift und sie in die Flamme hinabstürzt.

213. Kind und Taube.

(Von Hey.)

Kind: Taube, wie muß dir das wehe thun?
Zupfſt aus der Bruſt die Federn nun?

Taube: Thut es auch weh', ich freu' mich d'ran,
daß ich ein Bettchen machen kann,
drinnen die Täubchen, mein Vergnügen,
können recht warm und weich dort liegen.

214. Der Blauvogel.

(Nach Wilson.)

1. Der Blauvogel findet ſich in großer Zahl während des Winters in den ſüdlichen Staaten von Nord-Amerika und kommt ſchon frühe, oft während noch der Schnee die Erde bedeckt, in die nördlichen Gegenden. Ja ſelbſt mitten im Winter, wenn nur ein paar Tage hindurch mildes Wetter geweſen, treibt ihn die Liebe zu ſeinem alten Neſte dahin und er erſcheint dort, um einen ſonnenhellen Tag durch ſeine anmuthige Gegenwart zu beleben.

2. Seine Liebe zu ſeinem Weibchen und ſein Eifer, ihm zu gefallen, iſt oft bemerkt und bewundert. So ſagt ein aufmerkſamer und richtiger Beobachter: Er gebraucht die zärtlichſten Ausdrücke, ſitzt neben ihr und ſingt ihr ſeine lieblichſten Weiſen. Sitzen ſie neben einander und erſpäht er dann ein Inſekt, welches ſie liebt, ſo erhaſcht er es, fliegt damit zu ihr, breitet ſeine Flügel über ſie aus und ſteckt es ihr in den Schnabel. Kommt ein anderes Männchen in die Nähe, ſo greift er den Eindringling an, verfolgt ihn von Ort zu Ort mit Tönen, welche die Eiferſucht ſeiner Liebe ausſprechen, bringt ihn unter Schelten über die Grenzen ſeines Gebiets und kehrt dann zurück, um die Siegesfreude an der Seite ſeines geliebten Weibes in hellem Geſange erklingen zu laſſen.

3. Im Sommer iſt der Geſang des Blauvogels ein ſanftes liebliches Trillern, begleitet von leiſem Schlagen der Flügel; aber wenn die kalten Herbſtwinde die Nähe des Winters verkündigen, geht er in eine klagende Weiſe über, als trauerte er über den nun nahe bevorſtehenden Abſchied von ſeiner geliebten nordiſchen Heimath. Kein Wunder, daß deshalb der Blauvogel von den Bewohnern der Gegend geliebt wird, daß der Landmann ihm gern ein kleines ſtilles Sommerhäuschen an einer geeigneten Stelle zurichtet, wo er zinsfrei wohnt. Das

vergilt er reichlich durch die Lieblichkeit seines Gesanges und durch das Wegfangen einer Menge von schädlichen Insekten.

4. In seinen Bewegungen und überhaupt in seiner ganzen Art hat der Blauvogel große Aehnlichkeit mit dem Rothkehlchen in Deutschland und hätte er – statt seines blauen – das dunkelolivenfarbige Gefieder dieses Vogels, so wäre er kaum von ihm zu unterscheiden. Gleich diesem ist er jedem Kinde bekannt und zeigt eben so viel Zutraulichkeit gegen die Menschen, indem er sich zu ihnen wie das Rothkehlchen gesellt.

215. Betrachtung über ein Vogelnest.

(Nach Hebel.)

1. Wenn du ein Nest von einem Finken in die Hand nimmst und betrachtest, was denkst du dazu? Getraust du dir, so eines zu stricken, wie er's mit dem Schnabel und den Füßen thut? Ich glaub's schwerlich. Ja! ich will zugeben: Der Mensch vermag viel. Ein geschickter Meister mit zwanzig feinen, künstlichen Instrumenten kann nach viel mißlungenen Versuchen zuletzt Etwas herausbringen, das einem Finkennest gleich sieht, und Alle, die es sehen, können es von einem wirklichen Nest, das der Vogel gebaut hat, nicht unterscheiden. (Siehe Abbild. Seite 233, Nest des Distelfinks 1.) Alsdann bildet sich der Künstler Etwas ein und meint, jetzt sei er auch ein Fink. Guter Freund, dazu fehlt noch viel!

2. Und wenn ein wahrer Fink, wie du jetzt auch einer zu sein glaubst, dazu käme, und könnte dein Machwerk durchmustern, wie der Zunftherr ein Meisterstück, so würde er den Kopf ein wenig auf die linke Seite drücken und dich mit dem rechten Auge curios ansehen, und so er menschlich mit dir reden könnte, würde er sagen: „Lieber Mann, das ist kein Finkenneſt! Ich mag's betrachten, wie ich will, so ist's gar kein Vogelnest. So einfältig und ungeschickt baut kein Vogel. Was gilt's, du Pfuscher hast's selber gemacht!“ Das würde zu dem Künstler sagen der Fink.

3. Alle Finkennester in der Welt sehen einander gleich, und das erste Nest, das ein Fink machte, ist schon so künstlich, wie das letzte. Auch hat's kein Fink vom andern gelernt. Jeder kann's selber; und sein erstes Nest ist ganz vollkommen, ohne Tadel, nicht zu groß und nicht zu klein, nicht zu wenig d'ran und nicht zu viel, dauerhaft für den Zweck, wozu es da ist. In der ganzen Natur ist kein Lernplatz, nur lauter Meisterstücke finden sich hier.

4. Aber, was der Menſch zur Geſchicklichkeit bringen ſoll, das muß er mit viel Zeit und Mühe lernen, und bis er's kann, bekommt er manchen Rüffel von einem Meiſter, der ſelber keiner iſt; denn kein menſchliches Werk iſt vollkommen.

5. Auch nicht der Vogel baut ſein Neſt, ſondern der ewige Schöpfer thut es durch ſeine unbegreifliche Allmacht und Weisheit, und der Vogel, bei blindem Naturtriebe, muß nur das Schnäbelein und die Füßlein und, ſo zu ſagen, den Namen dazu hergeben. Deßwegen kann auch jeder Vogel nur einerlei Neſt bauen, wie jeder Baum nur einerlei Blüthen und Früchte bringt; deßwegen kann auch der Menſch kein Vogelneſt nachmachen.

6. Der ewige Schöpfer bereitet an ſeinem Orte jedem Geſchöpfe die Wohnung, aber nicht auf gleiche Art, dem einen ſo, dem andern anders, wie es Zweck und Bedürfniß fordern; alſo hat er dem Menſchen Etwas von ſeinem göttlichen Verſtande in die Seele träufeln laſſen, daß er ebenfalls nach ſeiner eigenen Ueberlegung für mancherlei Zwecke bauen und handthieren kann, wie er ſelber glaubt, daß es recht ſei. Der Menſch kann ein Blockhaus, ein Waſchhaus, eine Scheuer, ein Wohnhaus, einen Palaſt, eine Kirche bauen, und jedes nach anderer Weiſe; ein Fink aber kann nicht zweierlei Neſter machen.

7. Dem Menſchen hat der Schöpfer die Gabe verliehen, daß er in allen ſeinen Geſchäften unten anfangen und ſie durch eigenes Nachdenken, durch eigenen Fleiß und eigene Uebung zu immer größerer Vollkommenheit bringen kann. Der Menſch iſt alſo zum Fortſchritt und für die Wiſſenſchaft da. Das iſt des Menſchen Ehre und ſein Ruhm!

216. Räthſel.

Zum Hof des Landmanns darfſt du nur gehen,
wenn du mich heiter und luſtig willſt ſehen.
Auf Häuſern und Kirchen, hoch oben auf Thürmen,
da thron' ich zuweilen und trotze den Stürmen.
Hier mach' ich, gefeſſelt, in Lüften die Runde
und gebe willig den Fragenden Kunde.
Es rinnet durch mich der labende Wein,
wenn müde du trittſt in die Schenke ein.
Sonſt lernte kein Kind in Deutſchland leſen,
daß ich nicht wäre dabei geweſen.

Achtundachtzigste Lektion. [LXXXVIII.]

217. Der weißköpfige Adler.

(Nach Audubon.)

1. Um dir, lieber Leser, einen Begriff von der Natur des edlen Vogels zu geben, der auf unserm National-Wappenschilde prangt, lade ich dich ein, zu der Zeit dich auf den Mississippi zu begeben und auf seinen Fluthen dich schaukeln zu lassen, wenn die Annäherung des Winters Millionen von Wasservögeln heranführt, die aus den nördlichen Gegenden fliehen, um ein milderes Klima zu suchen, in welchem sie die rauhe Jahreszeit hinbringen können.

2. Den Adler siehst du aufrecht auf der Spitze der höchsten Bäume nahe am Ufer des breiten Stromes sitzen. Sein glänzendes, scharfes Auge übersieht die ungeheuere Fläche. Aufmerksam lauscht er auf jeden Ton, den von fern her sein Ohr trifft, dann und wann wirft er einen flüchtigen Blick unter sich auf die Erde, damit auch nicht einmal der leichte Tritt des Hirschkalbes ihm entgehe. Sein Weibchen sitzt auf der anderen Seite des Stromes und mahnt ihn durch einen Schrei zur Ruhe und Geduld.

3. Bei diesem wohlbekannten Tone öffnet der Adler ein wenig seine breiten Schwingen, neigt seinen Körper Etwas vorwärts und antwortet in Tönen, die dem Gelächter eines Wahnsinnigen ähneln. Im nächsten Augenblicke nimmt er seine aufrechte Haltung wieder an und Alles rund umher ist wieder stille. Enten von allerlei Art ziehen mit großer Schnel-

ligkeit vorüber und folgen dem Laufe des Stromes, aber der Adler bemerkt ſie nicht; ſie ſind ihm der Beachtung jetzt nicht werth.

4. Da wird der Schrei des wilden Schwans gehört, der gleich dem Schmettern einer Trompete daher tönt. Der Vogel iſt noch fern, kommt aber näher. Ein Schrei des Adlerweibchens jenſeits des Stromes läßt ſich hören; es iſt eben ſo wachſam als das Männchen. Der Adler ſchüttelt plötzlich den ganzen Körper und ſchlichtet mit wenigen Strichen des Schnabels ſein Gefieder. Der ſchneeweiße Schwan iſt jetzt in Sicht, ſein langer Hals ſtreckt ſich weit vorwärts aus, ſein Auge ſpäht eben ſo wachſam umher, wie das ſeines Feindes, ſeine langen Schwingen ſcheinen nur mit Mühe die Wucht ſeines Körpers zu tragen, obgleich ſie beſtändig hin und her ſchlagen. Jetzt kommt er näher. Der Adler hat ihn ſich zur Beute auserſehen und während er ſich gerade mitten zwiſchen dem furchtbaren Paare befindet, ſtürzt das Adlermännchen, zur Jagd völlig gerüſtet, mit furchtbarem Schrei von ſeinem Sitze herab.

5. Jetzt iſt der Moment gekommen in welchem man ihn in Entfaltung aller ſeiner Kraft ſehen kann. Er gleitet durch die Luft gleich einem fallenden Sterne und fällt wie ein Blitzſtrahl auf das geängſtigte Thier, welches in Verzweiflung und Todesangſt durch alle möglichen Bewegungen den Griffen ſeiner furchtbaren Klauen zu entgehen ſucht. Er ſteigt in die Höhe, windet ſich und möchte ſich gern in den Strom ſtürzen, aber der Adler kommt ihm zuvor, denn er weiß wohl, daß ſeine Beute ihm dann entginge, und zwingt ihn in der Luft zu bleiben, indem er verſucht, mit ſeinen Klauen ihn von unten zu faſſen.

6. Bald giebt der Schwan die Hoffnung auf Rettung auf. Er iſt zuſehends ſchwächer geworden und ſeine Kraft ſinkt immer mehr im Anblick der Stärke und Geſchwindigkeit ſeines Gegners. Seinen letzten Athemzug thut er in dem Augenblicke, in welchem der furchtbare Adler ſeine Klauen in die untere Seite der Flügel ſchlägt und mit unwiderſtehlicher Gewalt ihn in ſchräger Richtung auf das Land wirft. Hier ſtößt das Weibchen zu ihm; das königliche Paar wendet die Bruſt des unglücklichen Schwans aufwärts und ſättigt ſich an ſeinem Blute.

7. Fiſche liebt der Adler, doch ſelbſt kann er ſie nicht fangen, der Seeadler muß ſie ihm ſchaffen. Auf den höchſten Bäumen am Geſtade des Meeres ſitzend beobachtet er mit funkelnden Augen und halb geöffneten Schwingen, wie dieſer ſich in das Meer ſtürzt und mit der Beute in den Fängen

wieder auftaucht. In diesem Augenblick wirft er sich herab, ein gewaltiges Tummeln und Ringen entsteht. Mit einem Schrei läßt der Seeadler den Fisch zuletzt fallen, auf den jener wie im Wirbelwind herabstürzt, ihn erfaßt, eben noch ehe er das Wasser berührt und schweigend ihn mit sich auf seinen luftigen Sitz trägt.

Neunundachtzigste Lektion. [LXXXIX.]

218. Der Strauß.

(Von Oland.)

1. Wer noch keinen Strauß gesehen hat, kann sich wohl keinen Begriff von seiner Größe und Stärke machen. Wenn ein solcher Vogel, dessen Heimath Afrika ist, hier bei dir im Zimmer wäre und seinen langen Hals ausstreckte, so würde er mit dem Kopfe an die Decke stoßen. Sein Lauf ist schneller als wie der eines galoppirenden Pferdes, besonders wenn er mit dem Winde läuft; denn dann greift ihm der Wind in die ausgespannten Flügel und treibt ihn dahin wie ein Schiff auf dem Meere.

2. Auf einem Pferde bist du vielleicht schon geritten, aber noch nie auf einem Vogel; und doch sah einst ein Reisender zwei zahme Strauße in einem afrikanischen Dorfe, auf denen die kleinen Negerkinder, wie auf Pferden, ritten. Auf dem Rücken des größeren saßen sogar zwei Knaben, und trotz dieser Last lief er mit Windesschnelligkeit mehrere Male um das Dorf. Dem Reisenden war dies ein so neuer Anblick, daß er ihn noch einmal zu haben wünschte, und, um die Stärke der Strauße zu erproben, mußten sich auf den Rücken des kleinern ein Mann, auf den des größern zwei setzen. So wie die Vögel das Gewicht fühlten, fingen sie an schnell zu laufen, und nach einer Weile breiteten sie die Flügel aus und eilten dann mit solcher Geschwindigkeit dahin, daß man kaum sehen konnte, wie sie den Boden berührten.

3. Aber selbst im gezähmten Zustande sind die Strauße für Unbekannte oft sehr gefährlich; sie laufen auf den Fremden zu, suchen ihn umzuwerfen, und sollte ihnen dies gelingen, so hacken sie mit dem Schnabel nach ihm, zerreißen ihn mit den Klauen, und der Tod kann davon die Folge sein.

4. Der Strauß legt in sein Nest 25 bis 30 Eier und die Sonne hilft sie ausbrüten. Ein Ei ist fast so groß wie der

Kopf eines Kindes; es iſt drei Pfund ſchwer, und in die leere Schaale gehen 24 Hühnereier hinein. Die Hottentotten, welche an der ſüdlichen Spitze von Afrika wohnen, machen oben ein Loch in ein Ei, ſtellen es, wie einen Topf ans Feuer und kochen es ſo.

5. Wenn der Araber einen Strauß jagen will, ſo beſteigt er ſein Pferd und folgt ihm im leichten Galopp. Wenn er es zu ſchnellerem Laufe anſpornte, ſo würde das den Vogel bald ſo erſchrecken, daß er auch ſeine äußerſten Kräfte gebrauchte, und dann iſt er nicht einzuholen. Er läuft immer im Zickzack, während ſein Verfolger den geradeſten Weg einſchlägt, dadurch viel Zeit gewinnt und auch den Vogel weniger einſchüchtert, als wenn er ihm auf Schritt und Tritt folgte. So geht es 2—3 Tage, bis der arme Strauß aus Ermüdung nicht mehr weiter kann, denn er iſt lange nicht ſo ſtark und ausdauernd wie ein Pferd. Wenn ihm nun endlich die Kräfte fehlen, ſo wendet er ſich um und greift ſeinen Verfolger wüthend an, oder er ſteckt ſeinen Kopf in den Sand und erwartet ruhig den Ausgang. So trägt Klugheit und Geduld den Sieg davon über bloße Schnelligkeit.

6. Die Haut des Vogels benutzt der Araber als Leder; das Fleiſch dient ihm zur Nahrung. Mit den ſchönen Federn, welche im Schwanze und an den Flügeln des Straußes wachſen, treibt der Araber Handel.

219. Das Lied vom Papagei.

(Von Ernſt Curtius.)

1. In der Orinoco-Wildniß *)
ſitzt ein alter Papagei,
kalt und ſtarr, als ob ſein Bildniß
aus dem Stein gehauen ſei.

2. Schäumend drängt durch Felſendämme
ſich des Stroms zerriſſ'ne Fluth,
d'rüber wiegen Palmenſtämme
ſich in heit'rer Sonnengluth.

3. Wie hinan die Welle ſtrebet,
nie erreichet ſie das Ziel;
in den Waſſerſtaub verwebet
ſich der Sonne Farbenſpiel.

*) Orinoco heißt ein Fluß in Süd-Amerika.

4. Unten, wo die Wogen branden,
hält ein Volk die ew'ge Ruh';
fortgedrängt aus seinen Landen,
floh es diesen Klippen zu.

5. Und es starben die Aturen, *)
wie sie lebten, frei und kühn;
ihres Stammes letzte Spuren
birgt des Uferschilfes Grün.

6. Der Aturen allerletzter,
trauert dort der Papagei;
am Gestein den Schnabel wetzt er,
durch die Lüfte tönt sein Schrei.

7. Ach die Knaben, die ihn lehrten
ihrer Muttersprache Laut,
und die Frauen, die ihn nährten,
die ihm selbst das Nest gebaut:

8. Alle liegen sie erschlagen
auf dem Ufer hingestreckt,
und mit seinen bangen Klagen
hat er Keinen aufgeweckt.

9. Einsam ruft er, unverstanden,
in die fremde Welt hinein;
nur die Wasser hört er branden,
keine Seele achtet sein.

10. Und der Wilde, der ihn schaute,
rudert schnell am Riff vorbei;
Niemand sah, dem es nicht graute
den Aturen-Papagei.

Neunzigste Lektion. [XC.]

220. Von den Schlangen.

(Von Schubert.)

1. Die Schlangen sind unter allen Amphibien die ekelhaftesten und gefährlichsten. Denn außer dem, daß es unter ihnen welche giebt, die ganze Stiere, vielmehr Menschen verschlingen können, sind auch viele von ihnen so giftig, daß ihr

*) Indianer-Stamm in Südamerika.

Biß nach wenig Minuten tödten kann. Manche, beſonders die ungiftigen, haben ſehr bunte, mannigfaltige Farben.

2. Die Klapperſchlange, die häutige, dürre Klapperſtücken am Schwanze hat, iſt eine der abſcheulichſten und furchtbarſten unter allen Schlangen, ſie lebt in Amerika und Afrika. Sie wird zuweilen 6 Fuß lang. Ihre tückiſchen Augen funkeln wie glühende Kohlen im Finſtern, die ſchwarze geſpaltene Zunge bewegt ſich immer hin und her. Sonſt iſt die Farbe des Thieres traurig und häßlich grau. Zum Glück verräth ſich die Nähe dieſes furchtbaren Thieres, deſſen Biß einen Menſchen in wenig Minuten tödten kann, theils durch den abſcheulichen Geruch, den eine ſolche Schlange von ſich giebt, noch mehr aber durch das Klappern des Schwanzes bei jeder Bewegung. Iſt es aber naſſes Wetter, dann klappert ſie nicht, und iſt ſo am gefährlichſten. Zuweilen werden Menſchen, die von Klapperſchlangen gebiſſen waren, durch ſorgfältige Auswaſchung der Wunde mit Waſſer oder Lauge und durch das Einnehmen einer großen Quantität von Branntwein (Whisky) wieder geheilt; aber die Anwendung dieſes Mittels muß ohne Zeitverluſt geſchehen.

3. Die Rieſenſchlange iſt ſchon viel buntfarbiger, auch nicht ſo giftig wie die Klapperſchlange, aber ich möchte doch keine in meinem Hauſe haben und noch weniger eine anbeten, wie manche abgöttiſche Völker thun, die gerade nur das ſklaviſch ehren, was ſie fürchten müſſen, nicht wie wir, den Gott, der uns liebt und den wir dann wieder lieben. Denn ſie wird in den heißen Ländern, in denen ihre Heimath iſt, manchmal über 20 Ellen lang und ſo dick, daß ſchon Reiſende, die durch Grasgegenden kamen, wo eine ſolche Schlange in der kühlen Zeit der Regenmonate erſtarrt da lag, ſie für einen dicken Baumſtamm hielten, aber freilich erſchrocken genug davon flohen, wenn ſie bemerkten, daß ſich der Baumſtamm zu bewegen anfing.

4. Die Rieſenſchlange frißt nicht blos Menſchen, ſondern nimmt es auch mit dem großen afrikaniſchen Büffel und mit ſtarken Tigern auf, und wenn ſie ſolche Thiere erpackt und ſie einmal mit ihren Windungen umſchlungen hat, da hört man jene nur kurze Zeit dumpf brüllen und mit den Füßen um ſich ſtampfen, dann wird aber gleich Alles ſtill, und man hört nur das Krachen der Rippen, die ihnen die große Schlange zerdrückt, wie Rohrſtäbchen, und dann das länglicht, wie eine Wurſt zuſammengequetſchte Thier hinunterſchlingt. Koloniſtenleute, die ihre kranke zwölfjährige Tochter herausgelegt hatten an die Abendſonne, während ſie drinnen das Abendeſſen

zubereiteten, hörten das Kind auch dumpf schreien, liefen heraus und sahen nun, wie eine solche, noch nicht sehr große Schlange das Kind schon im Rachen hatte. Der Vater zerhieb die Schlange mit dem Beil, aber das Kind war von den Umschlingungen und von den Zähnen derselben so übel zugerichtet, daß es doch sterben mußte. Wenn sich aber eine solche Schlange recht satt gefressen hat, dann liegt sie einige Zeit ganz still und kann sich gar nicht bewegen. Dann suchen sie die Neger oder Indianer auf und schlagen sie todt, ziehen ihr ihr buntes Fell ab und essen das Fleisch, das so schmecken soll, wie Schweinefleisch.

221. Kampf einer Schlange mit einem Vogel.

(Von C. Mücke.)

1. Es war einmal ein Sommertag und ich hatte mich unter einem Eichbaume hingelagert. Ein munteres, rothes Johanniskäferchen mit schwarzen, runden Flecken auf den Flügeldecken hatte sich eben auf meine Hand gesetzt; ich betrachtete es und freute mich darüber. Da raschelte es plötzlich gar nicht weit von mir im trockenen Laube, ganz leise nur, fast hätte ich's nicht gehört. Ich blickte hin, und was sah ich? Eine Schlange.

2. Etwa acht Schritte von mir entfernt stand ein Haselnußstrauch, und auf den ringelte die Schlange zu, leise, ganz leise durch das dünne, hohe Gras, so daß sich kaum die Halme bewegten. „Die hat etwas im Schilde!" dachte ich, denn ich sah's ihr an, wie vorsichtig sie jedes trockene Blatt vermied, das etwa rascheln könne, und ihre Augen funkelten und unverwandt nach dem Nußstrauche gerichtet waren. Jetzt sah ich's. Auf einem trockenen Zweige des Strauches, etwa zwei Fuß von der Erde entfernt, saß nämlich ein Vöglein, ein buntes, niedliches Finkenhähnchen, den Rücken der unbemerkt nahenden Schlange zugekehrt und schlug sorglos seine muntern Triller. Im ersten Augenblicke wollte ich aufspringen, den Vogel retten und die Schlange vernichten — und ich verzeihe mir heute noch nicht, daß ich's nicht gethan; aber die Wißbegierde des Naturforschers ließ mich das Mitleid unterdrücken.

3. Indem schlug der Vogel noch einmal sein munteres Lied sorglos und fröhlich in den Wald hinein. Da fuhr die Schlange schnell wie ein Blitz empor, daß ich selbst erschrak, und richtig, sie hatte das Vöglein erwischt, aber nur bei einem Fuße. Denkt euch die Angst dieses armen Thieres, wie es — vielleicht war dicht daneben das Nestlein seiner Lieben — flatterte und schrie, gefangen am Maule des Ungethüms.

4. Die Schlange zog den Finken nieder, und ich war ſehr begierig, zu erfahren, was ſie nun wohl mit ihm thun würde. Das ſollte ich bald ſehen. Die Schlange warf ſich auf die Erde, rollte ſich in einen Knäuel zuſammen und verſuchte den Vogel mit ihrem Leibe zu umſchlingen. Das gelang ihr aber nicht; denn der Vogel flatterte ſo heftig, ſo gewaltſam umher, daß er immer wieder den glatten Ringen ihres Leibes entſchlüpfte. Die Verſuche dauerten eine geraume Zeit. Endlich mochte ſie einſehen, daß ſie ihn ſo nicht überwältigen könne; ſie verſuchte etwas Beſſeres. Sie ſchleppte ihre Beute, die gar kläglich ſchrie, nach einem Stamme des Strauches. Dicht an dieſen legte ſie ihren Kopf mit dem Vogel, wickelte nun ihren Leib um den Stamm und um den Finken zugleich und erdrückte ihn, indem ſie ſich zuſammenſchnürte. Noch einige Male zappelte und piepte der Vogel ſo kläglich, daß mir das Herz im Leib weh' that, dann — war er todt. Nun legte die Räuberin die ſichere Beute auf den Boden und fuhr öfters mit dem Kopfe auf derſelben umher, gerade wie es eine Spinne mit der gefangenen Fliege macht, wenn ſie dieſelbe mit ihren Fäden umſchlingt. Sie bedeckte den Vogel mit einem weißlichen Schleime, wie dies alle Schlangen machen, damit erſtens die Beute, die ſie nicht zerreißen können, leichter in ihren Schlund hinabrutſche, und dann auch, daß dieſer ätzende Schleim die Verdauung erleichtere.

5. Nachdem ſie ſo das leckere Mahl zugerichtet hatte, begann ſie es zu verzehren. Sie legte ſich der Länge nach auf die Erde, mit dem Maule gerade vor den Vogel, nahm den Kopf desſelben in ihren Rachen und würgte ihn langſam hinein. Dick ſchwoll ihr Leib davon auf und man ſah es deutlich, wie der Vogel allmählig hineinrutſchte. Dann kroch ſie langſam davon.

6. Ich werde dies Trauerſpiel nie vergeſſen; aber ich wünſchte doch, ich hätte den armen Finken gerettet!

Einundneunzigſte Lektion. [XCI.]

222. Die Forelle.

(Von W. Müller.)

1. In der hellen Felſenwelle
ſchwimmt die muntere Forelle;
und in wildem Uebermuth
guckt ſie aus der kühlen Fluth,

sucht, gelockt von lichten Scheinen,
nach den weißen Kieselsteinen,
die das seichte Bächlein kaum
überspritzt mit Staub von Schaum.

2. Sieh' doch, sieh', wie kann sie hüpfen
und so unverlegen schlüpfen
durch den höchsten Klippensteg,
grad' als wäre das ihr Weg!
Und schon will sie nicht mehr eilen,
will ein wenig sich verweilen,
zu erproben, wie es thut,
sich zu sonnen aus der Fluth.

3. Ueber einem blanken Steine
wälzt sie sich im Sonnenscheine,
und die Strahlen kitzeln sie
in der Haut, sie weiß nicht wie.
Weiß im wühligen Behagen
nicht, ob sie es soll ertragen,
oder vor der fremden Gluth
retten sich in ihre Fluth.

4. Kleine muntere Forelle,
weile noch an dieser Stelle,
und sei meine Lehrerin:
Lehre mich den leichten Sinn,
über Klippen wegzuhüpfen,
durch des Lebens Drang zu schlüpfen,
und zu geh'n, ob's kühlt, ob's brennt,
frisch in jedes Element.

223. Die fliegenden Fische.

(Von Hebel.)

1. Im Meere giebt es Fische, die auch aus dem Wasser gehen und in der Luft fliegen können. Man sollte meinen, es sei erdichtet, weil bei uns so Etwas nicht geschieht. Aber wenn ein Mensch auf einer Insel wohnte, auf welcher er keine anderen Vögel, als Meisen, Distelfinken, Nachtigallen und andere dergleichen lustige Musikanten des Waldes könnte kennen lernen, so würde er es eben so unglaublich finden, wenn er hörte, daß es irgendwo ein Land gebe, in welchem Vögel auf dem Wasser schwimmen und darin untertauchen, und doch können wir dieses auf unsern Gewässern alle Tage sehen, und wir müssen daher auch nicht glauben, daß alle Wunder der Natur nur in

andern Ländern und Welttheilen ſeien. Sie ſind überall, aber auf diejenigen, die uns umgeben, achten wir nicht, weil wir ſie von Kindheit an und täglich ſehen.

2. Was nun die Fiſche und Vögel betrifft, ſo ſchwimmt freilich eine Ente nicht eben ſo wie ein Fiſch, und ein Fiſch fliegt nicht wie ein Storch, ſondern damit hat es folgende Bewandtniß: Die Floßfedern an der Bruſt dieſer Thiere ſind ſehr lang und mit einer weichen Haut überzogen. Mit Hülfe dieſer kann ſich der Fiſch eine Zeit hindurch in der Luft erhalten. Aber erſtlich: Das nutzt nicht länger, als dieſe Haut naß iſt; ſobald ſie aber trocknet, fällt der Fiſch ins Waſſer zurück. Zweitens: Er geht nicht aus dem Waſſer ohne Noth, fliegt nicht ſpazieren zur Kurzweil oder um ſeine Kunſt zu zeigen, ſondern wenn ihn ein Raubfiſch verfolgt, dem er nicht mehr anders entrinnen kann; und darin iſt er klüger, als mancher Menſch, der ſchon Hals und Bein gebrochen hat; denn der Fiſch ſagt: Man muß ſeiner Natur und ſeinem Stande getreu bleiben, ſo lange man kann, kein Wagſtück treiben, wenn's nicht ſein muß, nicht oben zum Fenſter hinausſpringen, wenn die Thüre offen ſteht.

3. Solche fliegende Fiſche geben den Schifffahrenden, die viele Wochen lang Nichts als Himmel und Waſſer um ſich haben, auf ihrer langwierigen Reiſe manche Kurzweil, beſonders, wenn der Raubfiſch, welcher ſie verfolgt, ebenfalls fliegen kann und ihnen nacheilt. Da ſieht man eine ſeltſame Fiſchjagd in der Luft. Oft erhaſcht der Raubfiſch ſeine Beute und zieht ſie wieder in das Waſſer hinab, oft entgeht ſie durch Geſchwindigkeit oder Glück. Manchmal iſt noch ein ganz anderer Spaß zu ſehen; denn gewiſſe Vögel fliegen über dem Waſſer hin und her und ſtellen den Fiſchen nach, können ihnen aber Nichts anhaben, ſo lange dieſe daheim im Waſſer bleiben, wohin ſie gehören. Wenn aber ein ſolcher Luftkrieg zwiſchen ihnen angeht, ſo wird bald der Fliehende, bald der Feind, bald werden beide von dem Vogel, der das Fliegen beſſer verſteht, erhaſcht und kommen ihr Leben lang nimmer ins Waſſer, und dazu lachen die Schiffer.

4. Merke: Solcher Spaß, bei dem man aber lieber weinen, als lachen möchte, iſt manchmal oft mitten auf dem trockenen Lande zu ſehen, wenn z. B. zwei Brüder oder Verwandte Prozeß und Streit mit einander führen und ein Dritter dazu kommt und Beide des Vortheils beraubt, den Jeder von ihnen allein haben wollte und den Keiner dem Andern gönnte.

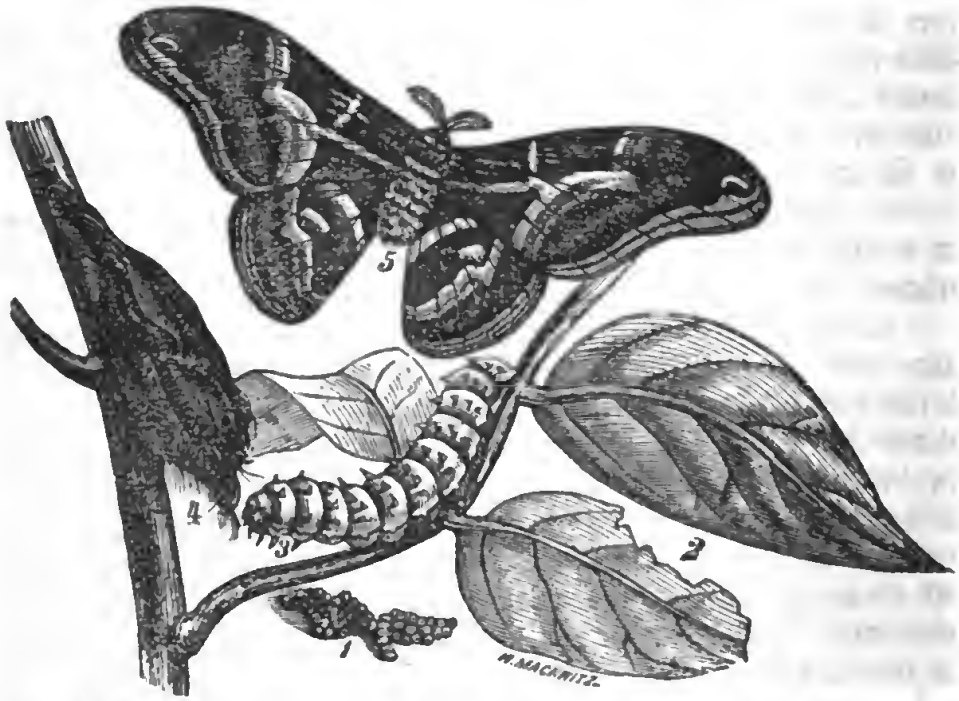
5. Merke: Wenn die Fiſche im Meere Händel haben, iſt's lauter Freude für die loſen Vögel in der Luft.

Zweiundneunzigste Lektion. [XCII.]

224. Die Seidenraupe.

(Nach Grube und Andern.)

1. Ihr habt doch gewiß schon von der Seidenraupe gehört — von der unsere Seide kommt — von dem wunderbaren Spinner in unscheinbarer Gestalt, der in China und Ostindien so viel Gespinnst liefert, daß die Kleider für mehrere Hundertmillionen Menschen daraus verfertigt werden können? Nun, das ist eben die Raupe, aus welcher der Seidenspinner, ein Nachtfalter, entsteht. Es giebt mehrere Geschlechter von der Seidenraupe. Die hier beschriebene Maulbeerbaumseidenraupe und die seit 1854 nach Europa aus Indien gebrachte Ailanthusseidenraupe gehören beide zu derselben Familie.



Der Ailanthusseidenspinner (5) in seinen Entwicklungsperioden (halbe natürliche Größe). Das Blatt des Ailanthusbaums (2.)

2. Der Maulbeerbaumseidenspinner ist dicker als dieser. Er hat gelb-weiße Flügel mit blaßbraunen Streifen, und kammartige Fühlhörner. Das Weibchen legt in einigen Tagen 300 bis 500 Eier (Fig. 1.), die so groß sind wie Hirsekörner. Durch eine Wärme von 68 bis 70 Grad Fahrenheit werden diese Eier in 6 bis 8 Tagen ausgebrütet. Die kleinen Räupchen, die erst weiß sind, dann braun werden und zuletzt einen schwarzen Kopf bekommen, wachsen schnell. Sie sind sehr gefräßig, wie

alle andern ihres gleichen, rühren aber Nichts an als die Blätter des weißen Maulbeerbaums (Fig. 2.), die einen gummiartigen Schleim enthalten, welcher der Urſtoff der Seide iſt. Sie häuten ſich vier- bis fünfmal, und zwar beinahe jede Woche einmal.

3. So lebt und frißt nun dieſe Raupe (Fig. 3.) 6 bis 7 Wochen lang. Fünf bis acht Tage nach der letzten Häutung fängt ſie endlich an, ſich einzuſpinnen, was ſie vorher dadurch zu erkennen giebt, daß ſie nicht mehr frißt, ſondern mit Fäden im Maule und mit aufgerichtetem Halſe unruhig umherläuft. Ihr Körper iſt jetzt, gegen das Licht gehalten, ſo durchſichtig, wie eine reife weiße Weinbeere, und ſo weich wie Teich anzufühlen. Die Raupe hat längſt dem Rücken zwei beſondere Kanäle, in welchen ſich der harzige Stoff ſammelt, der an der Luft ſchnell erhärtet. Wenn ſie nun ſpinnen will, ſo treten durch zwei Oeffnungen unter dem Munde kleine Tröpfchen dieſer Materie hervor, die ſie an irgend ein Blatt oder Reis anklebt. Dann bewegt ſie den Kopf hin und her und zieht ſo die immer nachquellende Feuchtigkeit zu zwei höchſt zarten Fädchen heraus, die ſie aber in demſelben Augenblicke mit Hülfe der beiden Vorderfüße zu einem Faden zuſammendreht. Zuerſt ſpinnt ſie ein weitläufiges, verworrenes und durchſichtiges Gewebe, aus welchem die Floretſeide*) kardätſcht**) wird.

4. Den zweiten Tag zieht ſie die Fäden um ſich herum und bildet den eigentlichen Kokon (ſpr.: Kokongh, d. h. Seidenhäuschen, Fig. 4.), in deſſen Mitte ſie ſich befindet. Ein ſolcher Kokon beſteht aus einem einzigen Doppelfaden, der 900 bis 1200 Fuß lang iſt. Dies iſt nun unſere Seide, die man nicht erſt zu ſpinnen braucht, wie den Flachs oder die Baumwolle, denn das hat ja die Raupe ſchon gethan. Man darf nur 10 bis 12 Kokons mit einander abhaſpeln und ſie zwirnen. Läßt man aber der Puppe, die ſich im Innern befindet, Zeit, ſich in einen Schmetterling (Fig. 5.) zu verwandeln (wozu ſie 14 bis 20 Tage gebraucht), ſo durchbricht der Schmetterling ſeine Hülle mittelſt eines ſcharfen Saftes, der aus ſeinem Munde fließt und die Fäden auflöſt. Der durchlöcherte Kokon kann dann nicht mehr abgewunden und benutzt werden. Um dieſen Schaden zu verhüten, ſchiebt man die Kokons in einen mäßig heißen Backofen, wo die Puppen erſticken, oder man wirft ſie in ſiedendes Waſſer. So macht der Menſch die Wiege der Puppe zu ihrem Grabe.

*) Floret, das iſt Seide von ſchlechter Qualität, die wieder geſponnen werden muß.

**) Kardätſchen heißt mit einer Art Striegelkamm bearbeiten und reinigen.

5. Das Vaterland der Seidenraupen ist China und Ostindien. Dort leben sie auch wild auf den Maulbeerbäumen, die ganz mit Kokons behangen sind. Im J. 551 n. Chr. brachten zwei Mönche den Seidenspinner mit nach Europa, indem sie die Eier desselben in ihren hohlen Stöcken aufbewahrten. Gegenwärtig breitet sich in Italien, Frankreich und selbst in Deutschland der Seidenbau immer mehr aus. Allein in Europa und Amerika kann er nur in Zimmern betrieben werden, und erfordert große Mühe und Sorgfalt.

225. Die Welt im Wassertropfen.

(Von Schwarz.)

1. Ein Vater ging mit seinem Kinde nach einem fruchtbaren Sommerregen in den Garten. Da hingen alle Blumen voll Tropfen und dankten und lobten Gott mit ihrem lieblichen Dufte. Das Kind freute sich der verjüngten Natur und streckte die kleinen Händchen nach einem schönen Regenbogen aus, der sich über den ganzen Himmel spannte. — „Wie herrlich ist unser Vater da oben in seiner großen Schöpfung, wie preisen ihn alle seine Werke, der Regenbogen wie die erquickten Blumen, die wärmende und leuchtende Sonne am Tage, der silberne Mond und die funkelnden Sterne bei der Nacht. Wer zählet ihre Schaaren und wer nennt ihre Namen!“ So sprach der Vater. —

2. „Aber, mein Kind,“ setzte er hinzu, „suche das Große nicht nur im Großen, denn auch in diesem kleinen Wassertropfen ist eine Welt, unendlich, wie jene dort oben.“ — Hierauf ließ er durch ein Vergrößerungsglas das Kind den Wassertropfen betrachten. „Was siehst du?“ sprach er. „Ich sehe,“ sagte das Kind, „in einer großen hellen Kugel unendlich viele Würmchen, die alle voller Freude auf und nieder springen und sehr geschäftig sind. Woher kommen alle diese Geschöpfe, Vater? Sie sind so ganz verschieden gestaltet, und ihre Zahl scheint unermeßlich!“ — „Das Alles,“ sprach der Vater, „hat Gott gemacht; unendlich sind seine Werke, im Kleinen wie im Großen, auch im Wassertropfen ist eine Welt!“ —

226. Gottes Fürsorge.

(Nach W. Hey.)

1. Es ist kein Mäuslein so jung und klein,
es hat sein liebes Mütterlein,
das bringt ihm manches Krümchen Brod,
damit es nicht leidet Hunger und Noth.

2. Es iſt kein liebes Vögelein
im Garten draußen ſo arm und klein;
es hat ſein warmes Federkleid;
da thut ihm Regen und Schnee kein Leid.

3. Es iſt kein bunter Schmetterling,
kein Würmchen im Sommer ſo gering,
es findet ein Blümchen, findet ein Blatt,
daran es frißt, wird froh und ſatt.

4. Es iſt kein Geſchöpf in der weiten Welt,
dem nicht ſein eigenes Theil iſt beſtellt;
ſein Futter, ſein Bett, ſein kleines Haus,
drinnen es fröhlich geht ein und aus.

5. Und wer hat das Alles ſo bedacht?
der liebe Gott, der Alles macht,
und ſieht auf Alles väterlich,
der ſorgt auch Tag und Nacht für mich.

227. Denkſprüche.

1. Will der Blinde den Lahmen tragen,
ſo können Beide den Gang wohl wagen.

2. Wenn uns die Gelegenheit grüßt recht ſchön,
ſo ſollen wir ihr danken und entgegen geh'n.

3. Wer hofft und meint, er hab's ſchon ganz,
der hat den glatten Aal beim Schwanz.

4. Was der Mann kann,
das zeigt ſein Werk an.

5. Wer einen Menſchen zum Guten bewegt,
der hat ein groß' Kapital angelegt.

6. Wer ſein Haus baut mit Anderer Habe,
ſammelt ſich Steine zu ſeinem Grabe.

7. So arm iſt kein Mann,
daß er ſich nicht Tugend erwerben kann.

8. Gieb und erwirb zugleich! Es trocknet bald ein Fluß,
der nicht erſetzet wird durch ſtarken Regenguß.

Siebenter Abschnitt.

Aus der Naturlehre.

Dreiundneunzigste Lektion. [XCIII.]

228. Die Lufthülle der Erde.

1. Die feste Erdkugel, wovon der größte Theil der Oberfläche mit Wasser bedeckt ist, wird bis zu einer gewissen Höhe von einem gasförmigen Meere umspült, das man Atmosphäre nennt.

2. Die verschiedenen Veränderungen, welche sich in diesem Luftmeere zutragen, hat man mit dem Namen Lufterscheinungen oder Meteore bezeichnet. Wenn diese Erscheinungen aus wässerigen Dünsten entstehen, so nennt man sie wässerige Lufterscheinungen; entstehen sie aus brennbaren Dünsten, die sich in der Luft entzünden, so heißen sie feurige; entstehen sie aber dadurch, daß die Lichtstrahlen in den wässerigen Dünsten oder in den Regentropfen gebrochen und zurückgeworfen werden, dann heißen sie glänzende Lufterscheinungen.

3. Die Atmosphäre ist die Region der Winde; ein unermeßlicher Behälter von Wasserdampf, der von der Erde als Dunst aufsteigt und sich in Wolken verdichtet, die dann den Himmel durch die Mannigfaltigkeit ihrer Gestalten und die Pracht ihrer Färbung verschönern, oder uns durch das Leuchten des Blitzes und den rollenden Donner in Erstaunen setzen. Bisweilen zertheilen sich die Wolken, bisweilen verdichten sie sich in Regen, Hagel oder Schnee, die Bedürfnisse der Erde mit dem Ueberflusse des Himmels befriedigend.

4. Die auf der Erdoberfläche befindlichen Gewässer, Bäume, Thiere u. s. w. geben fortwährend kleine Theilchen an die Luft ab, d. h. dünsten aus. Ein erwachsener, gesunder Mensch soll an einem warmen Sommertage 4 bis 5 Pfund, ein mittlerer Baum an 30 Pfund verdunsten. Die Sonne verwandelt täglich durch die Wärme ihrer Strahlen eine ungeheure Menge Wasser in feine Dünste.

5. Die Lufttheilchen werden von der Maſſe des Erdkörpers, wie von einem Magnet angezogen und dadurch verhindert, ſich von der Erde aus in den Weltraum zu zerſtreuen.

6. Die Atmosphäre hat nicht überall gleiche Dichtigkeit oder gleiche Schwere, ſondern ſie nimmt von unten nach oben fortwährend ab.

229. Das Gewitter.

1. Fern am Horizonte ſteigen
ſchwarze Wolkenmaſſen auf,
ängſtlich alle Vögel ſchweigen,
hemmen ihres Fluges Lauf.

2. In den Pflanzen ſtockt das Leben,
wird verzehrt von heißer Luft,
Bäume neigen ſich und Reben,
Blumen hauchen keinen Duft.

3. Schwüle liegt auf Berg und Thalen,
ſtill iſt's wie in einer Gruft,
ſtechend ſind der Sonne Strahlen,
dringen in die Felſenkluft.

4. Horch, aus weiter Ferne wallet
ſchwer und dumpf ein grauſer Ton;
dort aus dem Gewölke hallet
das Geroll des Donners ſchon.

5. Langſam nahn die düſtern Schichten
wälzend, ſchwellend ſich heran;
in den dunkelgrauen, dichten,
ſchau! da geht ein Kämpfen an.

6. Stürme brauſen, Donner krachen,
Regen wühlt im Erdengrund,
Wolken öffnen ihren Rachen,
ſpeien Feuer aus dem Schlund.

7. Fenſter klirren, Häuſer zittern,
nieder ſtürzt der Pappelbaum;
will die Erde gar zerſplittern?
Stürzt der ganze Weltenraum?

8. Horch! durch Donner und durch Blitze,
durch des Regens lauten Fall
mahnet von des Thurmes Spitze
zum Gebet der Glocken Schall.

9. Leiser fließt der Regen nieder,
ferner hallt der Donner schon;
blauer Himmel kehret wieder,
und die Schrecken sind entfloh'n.

10. Abgekühlt sind nun die Lüfte,
was gesenkt war, blickt empor;
Feld und Wald haucht frische Düfte,
singend steigt der Vögel Chor.

11. Jede neugestärkte Blüthe
und das Lämmlein in dem Thal
preiset Gottes Macht und Güte
bei dem milden Sonnenstrahl.

230. Räthsel.

(Von Schiller.)

1. Von Perlen baut sich eine Brücke
hoch über einen grauen See;
sie baut sich auf im Augenblicke,
und schwindelnd steigt sie in die Höh'.

2. Der höchsten Schiffe höchste Masten
zieh'n unter ihrem Bogen hin;
sie selber trug noch keine Lasten,
und scheint, wie du ihr nahst, zu flieh'n.

3. Sie wird erst mit dem Strom, und schwindet,
so wie des Wassers Fluth versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
und wer sie künstlich hat gefügt?

231. Die Electricität.

(Witters Unterrichtsbuch.)

1. Schon in der ältesten Zeit hatte man die Beobachtung gemacht, daß der Bernstein, wenn er gerieben wird, leichte Körperchen an sich ziehe und im Dunkeln leuchte. Da der Bernstein bei den Griechen Elektron hieß, so nannte man diese Eigenschaft, welche schon früh auch an Glas, Harz, Schwefel, Siegellack, Seide u. s. w. beobachtet wurde, Electricität.

2. Auch wenn man im Dunkeln einigemal mit der Hand über den Rücken einer schwarzen Katze hin und herstreicht, so springen Funken ab von dem Fell, und man vernimmt ein leises Knistern, dies ist Electricität. Zur bequemeren und genaueren Beobachtung erfand man eine Maschine, wo durch Umdrehen einer großen Glasscheibe, die sich an Leder-

kißchen reibt, viel Electricität in einem daran befindlichen Cylinder (d. h. Röhre) von Blech ſich anhäufen läßt. Berührt man dann dieſe Röhre, ſo fährt unter Kniſtern ein Funke heraus und der Berührende fühlt einen Schlag durch den ganzen Körper, beſonders in den Gelenken.

3. Wenn in ſchwülen Sommertagen ſich dicke, ſchwarze Wolken anhäufen und ein Gewitter bilden, welches die Bedingniſſe einer Electriſirmaſchine in anderer Form beſitzt, ſo ſieht man oft einen zackigen Feuerſtrahl daraus hervorbrechen, den Blitz, der beim Durchſchneiden der Luft ein ſtarkes Rollen, den Donner, verurſacht. Schlägt der Blitz zur Erde nieder, ſo zündet oder zertrümmert er die ſtärkſten Gebäude und Bäume, erſtickt Menſchen und Thiere.

4. Ein einfacher Bürger der Vereinigten Staaten war es, der vor der ſchrecklichen Gewalt des Blitzes Haus und Hof zu ſchützen lehrte — Benjamin Franklin hieß er und war aus Boston in Massachusetts; ein Buchdruckerlehrling anfangs, ſchwang er ſich empor zu einem der größten Männer ſeines, aller Jahrhunderte und war nach Washington derjenige, der am meiſten zur Freiheit ſeines Vaterlandes von engliſcher Herrſchaft beitrug, ſo daß von ihm der Dichter ſagen konnte: „Den Tyrannen entriß er das Scepter, dem Himmel den Blitz.“

5. Franklin bewies nämlich zuerſt, daß der Blitz Nichts anders ſei, als was im Kleinen der electriſche Funken iſt, welcher der Electriſirmaſchine entſtrömt. Er ließ nämlich (da man beobachtet hatte, daß Electricität ſich gerne nach Metallen zieht) während eines Gewitters einen gewöhnlichen Papierdrachen ſteigen, in deſſen Schnur ein Draht eingeflochten war — und ſiehe da! der Draht ward electriſch und ſprühte Funken. So ward er der Erfinder des Blitzableiters. Es beſteht derſelbe aus einer eiſernen Stange, die 5 — 6 Schuh hoch über den höchſten Theil eines Gebäudes, gleichſam wie eine Saugeſpitze, hervorragt; von derſelben laufen ſtarke Eiſendrähte oder eine Eiſenſtange am Gebäude herunter in die Erde. Wenn der Blitz einſchlägt — der Donner ſchlägt nie ein und iſt ganz und gar ungefährlich, — ſo wird er von der Stange angezogen und folgt dem Laufe des Drahts oder der Stange in die Erde, ohne Schaden anzurichten.

6. Der Blitz trifft gewöhnlich hohe Gegenſtände, daher iſt es ſehr gefährlich, ſich während des Gewitters unter einen Baum zu ſtellen und es vergeht kein Jahr, wo nicht Landleute das Opfer ihrer Unwiſſenheit werden, indem ſie bei einem Gewitter Schutz unter hohen Bäumen ſuchen, wo ſie ſich gerade der größten Gefahr ausſetzen.

232. Die Wolken.

(Berlinisches Lesebuch.)

1. Es ziehen die luftigen Wolken
am Himmel dahin und daher,
hoch über den Ländern und Menschen,
hoch über dem wogenden Meer.

2. Bald wehen sie glänzend und heiter,
von freundlichen Lüften geschwellt,
wie weiße Fahnen des Friedens,
hin über die blutige Welt.

3. Bald gießen sie labenden Regen
herab auf das blühende Land;
es kommt ja der Segen von oben
aus Gottes allmächtiger Hand.

4. Wohl streuen sie sprühende Blitze,
es hallet der Donner so laut;
doch schaut, wie der farbige Bogen
sich hoch in den Lüften erbaut.

5. Sie sind zwischen Himmel und Erde,
wie schützende Geister, gestellt;
sie schauen hinauf zu den Sternen,
sie blicken herab auf die Welt.

6. Sie wandern und ziehen von dannen
und haben kein bleibendes Haus,
und hauchen in perlenden Thränen
ihr Leben, das flüchtige, aus.

233. Räthsel.

(Von Schiller.)

Unter allen Schlangen ist eine,
auf Erden nicht gezeugt,
mit der an Schnelle keine,
an Wuth sich keine vergleicht.

Sie stürzt mit furchtbarer Stimme
auf ihren Raub sich los;
vertilgt in einem Grimme
den Reiter und sein Roß.

Sie liebt die höchsten Spitzen;
nicht Schloß, nicht Riegel kann
vor ihrem Anfall schützen;
der Harnisch — lockt sie an.

Sie bricht wie dünne Halmen
den stärksten Baum entzwei;
sie kann das Erz zermalmen,
wie dicht und fest es sei.

Und dieses Ungeheuer
hat zweimal nie gedroht,
es stirbt im eignen Feuer,
wie's tödtet, ist es todt.

234. Thau und Reif.

(Berliniſches Leſebuch.)

1. Was ſind das für helle Tropfen, die man im Sommer des Morgens an allen Grashalmen wahrnimmt und die im Sonnenlichte glänzen, als wären ſie die köſtlichſten Edelſteine? — Das iſt der Thau, den die Pflanze während der Nacht gleichſam aus der Luft ſaugt, der Waſſerdunſt, den die Luft an die Pflanze nur deßhalb abſetzt, weil der Erdboden und vornehmlich die Pflanze viel kälter als die Luft iſt. Wenn ihr des Abends nach einem warmen Tage nach Hauſe zurückkehrt, ſo erregt euch der Abendthau ein Gefühl von Feuchtigkeit, das euch gar nicht behaglich iſt, und wenn euer Weg durch eine Wieſe oder durch ein Kornfeld führt, ſo werdet ihr's an den Kleidern und an den Schuhen gewahr werden, wie reichlich ſich der Thau ſchon auf die Pflanzen gelagert hat.

2. Im Herbſte und Frühjahr gefriert oft der Thau, und dann nennt man ihn Reif.

235. Der Schnee.

1. Der Schnee entſteht, wenn die Waſſertheilchen einer Wolke gefrieren; aber es müſſen bei der Bildung des Schnees noch andere Urſachen mitwirken. Fangt nur mit einer Schiefertafel einige Schneeflocken auf und ſeht dann, wie regelmäßig jedes Flöckchen gebildet iſt. Sechs Strahlen oder Nadeln von Eis laufen von einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkte nach verſchiedenen Richtungen aus und bilden gleichſam das Gerüſt eines ſechseckigen Sternes; jeder Hauptſtrahl iſt mit kleineren Nadeln beſetzt, die dem Ganzen ein gefiedertes Anſehen geben.

2. Der Schnee iſt dem Landmann aus einem doppelten Grunde willkommen. Er dient, wie der Regen, zur Befruchtung des Landes, und ſchützt die junge Saat, die ſchon im Herbſte zu keimen anfing, gegen den Winterfroſt.

3. Zur Wiederbelebung erfrorener Menſchen iſt das Eingraben in Schnee eines der wirkſamſten Mittel. Der Winter bauet fahrbare Straßen durch ſumpfige, unebene Gegenden und erleichtert das Fortſchaffen von

Baumſtämmen, Steinen, Erz und andern ſchweren Produkten.

4. Aber auch ſchön macht der Schnee die Natur im Winter. Möget ihr gleich grüne Wälder und blumige Gefilde lieber ſehen, ſo freut ihr euch doch gewiß auch, wenn Berg und Thal, Feld und Wald mit dem reinen, weißen Kleide angethan ſind, und Alles im Sonnenſtrahl flimmert und blitzt! Und kann man nicht auch, wenn Schnee liegt, Schlitten fahren oder Schneemänner machen, die gar poſſirlich anzuſehen ſind? Und das iſt doch auch ein Vergnügen.

236. Die Gottesmauer.

(Von Brentano.)

1. Drauß vor Schleswig, an der Pforte
wohnen armer Leute viel.
Ach, des Feindes wilder Horde
werden ſie das erſte Ziel!
Waffenſtillſtand iſt gekündet;
Dänen ziehen aus zur Nacht;
Ruſſen, Schweden ſind verbündet,
brechen ein mit wilder Macht.

Drauß vor Schleswig, weit von Allen,
ſteht ein Hüttlein ausgeſetzt.

2. Drauß vor Schleswig, in der Hütte
ſingt ein frommes Mütterlein:
„Herr, in deinen Schooß ich ſchütte
alle meine Sorg' und Pein!“
Doch ihr Enkel, ohn' Vertrauen,
zwanzigjährig, neuſter Zeit,
hat, den Bräutigam zu ſchauen,
ſeine Lampe nicht bereit.

Drauß vor Schleswig in der Hütte
ſingt das fromme Mütterlein.

3. „Eine Mauer um uns baue!“
ſingt das fromme Mütterlein,
„daß dem Feinde vor uns graue,
nimm in deine Burg uns ein!“
„„Mutter,““ ſpricht der Weltgeſinnte,
„„eine Mauer uns ums Haus

kriegt fürwahr nicht ſo geſchwinde
euer lieber Gott heraus!““

„Eine Mauer um uns baue!“
ſingt das fromme Mütterlein.

4. „Enkel, feſt iſt mein Vertrauen!
wenn's dem lieben Gott gefällt,
kann er uns die Mauer bauen,
was er will, iſt wohlbeſtellt.“
Trommeln rundidum rings praſſeln;
die Trompeten ſchmettern d'rein:
Roſſe wiehern, Wagen raſſeln!
ach, nun bricht der Feind herein!

„Eine Mauer um uns baue!“
ſingt das fromme Mütterlein,

5. Rings in alle Hütten brechen
Schwed' und Ruſſen mit Geſchrei
fluchen, lärmen, toben, zechen,
doch dies Haus gehn ſie vorbei.
Und der Enkel ſpricht in Sorgen:
„„Mutter, uns verräth das Lied!““
Aber ſieh'! das Heer vom Morgen
bis zur Nacht vorüber zieht.

„Eine Mauer um uns baue!“
ſingt das fromme Mütterlein.

6. Und am Abend tobt der Winter,
um die Fenſter ſtürmt der Nord.
„Schließt die Laden, liebe Kinder!“
ſpricht die Alte und ſingt fort.
Aber mit den Flocken fliegen
nun Koſakenpulke*) 'ran;
rings in allen Hütten liegen
ſechzig, auch wohl achtzig Mann.

„Eine Mauer um uns baue!“
ſingt das fromme Mütterlein.

7. „Eine Mauer um uns baue!“
ſingt ſie fort die ganze Nacht.
Morgens wird es ſtill: „O ſchaue,
Enkel, was der Nachbar macht!“

*) Koſakenpulke heißen Schaaren von Koſaken, (ruſſiſche Soldaten zu Pferd.)

Auf nach innen geht die Thüre;
nimmer käm' er sonst hinaus;
daß er Gottes Allmacht spüre,
liegt der Schnee wohl haushoch drauß.
„Eine Mauer um uns baue!"
sang das fromme Mütterlein.

8. „„„Ja! der Herr kann Mauern bauen!
Liebe, gute Mutter komm'
Gottes Wunder anzuschauen!""""
spricht der Enkel und ward fromm.
Achtzehnhundert vierzehn war es,
als der Herr die Mauer baut';
in der fünften Nacht des Jahres
hat's dem Feind davor gegraut.
„Eine Mauer um uns baue!"
sang das fromme Mütterlein.

Vierundneunzigste Lektion. [XCIV.]

237. Die Lauinen.

(Nach Friedrich Tschudi.)

1. Einen herrlichen, herzerhebenden Anblick gewähren die hohen Gipfel der Schneegebirge, die sich in blendend weißem Kleide in die blaue Luft erheben. Aber sie zeigen auch schreckbare Naturerscheinungen. Zu diesen gehören die Lauinen oder Lawinen, diese ungeheuren, donnernden Schneeströme, deren Anblick eben so erhaben, als ihre Gewalt furchtbar ist.

2. Lauinen sind Schneemassen, die ein großes Gebiet an steilen Abhängen bedecken, welche ins Rutschen kommen und mit fürchterlicher Gewalt in die Tiefe stürzen. Ihr habt wohl schon gesehen, wie im Winter der Schnee, wenn er tief ist, an steilen Dächern oder an Bergen herunter rollte oder rutschte. Dieser vom Dache rollende Schnee ist gleichsam eine sehr kleine Lauine.

3. Die Staublauinen sind gefährlicher als die Grundlauinen. Jene entstehen, wenn auf eine feste, harte Schneedecke große Lasten neuen, körnigen, losen Schnees fallen. Dieser hat, wenn die Abhänge etwas steil sind,

keinen Halt auf der untern Schneedecke; das Einſtürzen eines kleinen Schneegeſimſes in der Höhe, der Tritt eines Haſen, ja das Schneebällchen, das von einem Strauche fällt und fortrollt, oder irgend eine Lufterſchütterung bringt dies ganze neue obere Schneefeld in Gang.

4. Es rutſcht, überwallt und ſtiebt auf. Das Dröhnen der Maſſen durch die klare Luft und der entſtehende Windzug führt von allen Seiten neue Schneeſtürze herbei. Mit raſender Eile, mit immer furchtbarerer Wucht und dröhnendem Gepolter ſtürzt der Hauptſtrom der Tiefe zu, hat ſchon die Holzregion als breite, hochgethürmte Sturmfluth erreicht, reißt Steine, Büſche mit ſich und bricht krachend in den Wald. Du ſiehſt Nichts als donnernde und ſprühende Nebel; der Sturmwind eilt voran, die Bäume krachen, das Felsgeſtell bebt, — jetzt ſtürzt der Strom waſſerfallgleich über Felswände in die Tiefe — die Bergſpitzen hallen im Donner des Sturmes lange, bange Minuten nach, noch einen Schlag und ein zitterndes, dumpfes Gepolter, — — — dann iſt es ſtille. — Die verheerende Staublauine hat Häuſer fortgeriſſen, Menſch und Thier auf der Straße verſchüttet und erdrückt und liegt jetzt nach ihrem Donnergange von fünftauſend Fuß bewegungslos in dem Thale.

5. Wenn die tiefern Schneefelder durch die Sonnenwärme zuſammenſchmilzen und von den ſteilen Abhängen herunter rollen, ſo nennt man dieſe Erſcheinung Grundlauinen.

6. Im Jahre 1689 bedeckten im Prättigau-Thale in der Schweiz zwei Lauinen 77 Menſchen und 150 Häuſer.

238. Der Bannwald bei Altorf in der Schweiz.

(Geſpräch zwiſchen Vater und Sohn. Von Schiller: Tell.)

Knabe (zeigt nach dem Bannberg)

Vater, iſt's wahr, daß auf dem Berge dort
die Bäume bluten, wenn man einen Streich
drauf führte mit der Axt. —

Vater. Wer ſagt das, Knabe?

Knabe. Der Meiſter Hirt erzählt's. — Die Bäume ſeien gebannt, ſagt er, und, wer ſie ſchädige,
dem wachſe ſeine Hand heraus zum Grabe.

Vater. Die Bäume ſind gebannt, das iſt die Wahrheit.
Siehſt du die Firnen dort, die weißen Hörner,
die hoch bis in den Himmel ſich verlieren?

Knabe. Das ſind die Gletſcher, die des Nachts ſo donnern
und uns die Schlaglauinen niederſenden.

Vater. So iſt's, und die Lauinen hätten längſt
den Flecken Altorf unter ihrer Laſt
verſchüttet, wenn der Wald dort oben nicht
als eine Landwehr ſich dagegen ſtellte.

Knabe. Giebt's Länder, Vater, wo nicht Berge ſind?

Vater. Wenn man hinunterſteigt von unſern Höhen,
und immer tiefer ſteigt, den Strömen nach,
gelangt man in ein großes, ebnes Land,
wo die Waldwaſſer nicht mehr brauſend ſchäumen,
die Flüſſe ruhig und gemächlich zieh'n.
Da ſieht man frei nach allen Himmelsräumen.
Das Korn wächst dort in langen, ſchönen Auen,
und wie ein Garten iſt das Land zu ſchauen.

Knabe. Ei, Vater, warum ſteigen wir denn nicht
geſchwind hinab in dieſes ſchöne Land,
ſtatt daß wir hier uns ängſtigen und plagen?

Vater. Das Land iſt ſchön und gütig wie der Himmel;
doch die's bebauen, ſie genießen nicht
den Segen, den ſie pflanzen.

Knabe. Wohnen ſie
nicht frei, wie du, auf ihrem eignen Erbe?

Vater. Das Feld gehört dem Biſchof und dem König.

Knabe. So dürfen ſie doch frei in Wäldern jagen?

Vater. Dem Herrn gehört das Wild und das Geflieder.

Knabe. Sie dürfen doch frei fiſchen in dem Strom?

Vater. Der Strom, das Meer, das Salz gehört dem König.

Knabe. Wer iſt der König denn, den Alle fürchten?

Vater. Es iſt der Eine, der ſie ſchützt und nährt.

Knabe. Sie können ſich nicht muthig ſelbſt beſchützen?

Vater. Dort darf der Nachbar nicht dem Nachbar trauen.

Knabe. Vater, es wird mir eng im weiten Land;
Da wohn' ich lieber unter den Lauinen.

Vater. Ja, wohl iſt's beſſer, Kind, die Gletſcherberge
im Rücken haben, als die böſen Menſchen.

239. Der Palaſt von Eis.

(Von J. G. Fiſcher.)

1. In dem äußerſt ſtrengen Winter von 1740 befahl die Kaiſerin Anna von Rußland, in St. Petersburg aus dem Eiſe der Neva einen Palaſt zu erbauen, und gab natürlich die Koſten dazu her. Derſelbe erhielt eine Länge von 50½, eine Breite von 16½ und eine Höhe von 20 Fuß. Alle Stücke, deren man ſich bediente, waren wie Quaderſteine geformt und nach den Regeln der Baukunſt auf einander gelegt, ſtatt des Kalks gebrauchte man Waſſer als Bindemittel; ſelbſt Stühle und Tiſche, Schränke und Kommoden, Nägel, Schlüſſel, Fenſterſcheiben u. dergl. beſtanden aus Eis.

2. Vor dem Palaſte ſah man ferner zwei Bombenmörſer und ſechs gewöhnliche Kanonen mit ihren Lafetten aus derſelben Maſſe. Daß aus dieſen Geſchützen gefeuert werden konnte, ohne ſie zu zerſprengen, liefert für die faſt unglaubliche Härte des Eiſes bei ſtrenger Kälte offenbar den deutlichſten Beweis. Anfangs ſchoß man zwar nur mit feſt gedrehten hänfenen, zuletzt aber mit eiſernen Kugeln. Die Ladung beſtand gewöhnlich noch außerdem aus *einem* Viertelpfunde Pulver. Merkwürdig genug enthielt der Eispalaſt auch eine Badſtube, die, was gewiß eure Bewunderung im höchſten Grade erregt, wirklich einmal geheizt worden iſt.

3. Nach ungefähr zwei Monaten verſchwand das kunſtvoll aufgebaute Haus allmählig wieder. Außer einigen großen Stücken, welche in die kaiſerlichen Eiskeller gebracht worden waren, verzehrte ihn nämlich gegen Ende März die angenehme Frühlingswärme.

Fünfundneunzigſte Lektion. [XCV.]

240. Das Feuer von Baku.

(Von Lichtenberg.)

1. Die Stadt Baku oder Badku an der Weſtküſte des kaſpiſchen Meeres liegt in einer reizenden, bergigen Gegend, die ſeit alter Zeit wegen ihrer Naphta-Quellen berühmt iſt. Dies Naphta oder Bergöl iſt im reinen Zu-

stande weiß, sehr leicht und flüchtig und höchst entzündbar. Oestlich, ungefähr eine halbe Meile von einer der reichsten Oelquellen ist ein besonders merkwürdiger Ort. Er wird Atoschja oder Feuerort genannt. So wie man sich diesem Orte nähert, empfindet man schon einen starken Schwefelgeruch. Der Durchschnitt dieses Feuerortes beträgt etwas mehr als eine Werst (1 engl. Meile), und in der Mitte desselben sieht man eine starke gelbblaue Feuerflamme, welche des Nachts in vermehrter Größe erscheint. In einiger Entfernung von dieser Flamme haben die Gebern oder Guebern (das Feuer anbetende Indianer) und andere arme Leute kleine, steinerne Wohnungen errichtet. Der eine leere Bodenraum, welchen die Mauer einschließt, ist einen Schuh dick mit fetter Lehmerde dicht geschlagen, damit die Flamme in diesem Raume nicht durchbreche. Wo aber der Wirth des Hauses Feuer nöthig hat, daselbst hat er Löcher in dem Lehm gelassen, und wer nun, seine Speise oder seinen Kaffee zu kochen, Feuer bedarf, hält ein brennendes Licht oder ein Stückchen angezündeten Papiers über die Oeffnung, und sogleich steht eine Flamme da, die Jeder zu seiner Absicht besser als Holz- oder Kohlenfeuer zu behandeln weiß. Je kleiner die Oeffnung ist, mit desto größerer Heftigkeit bricht die Flamme hervor. Bei einer Oeffnung von zwei Zoll erreichte sie anfangs 3 Fuß und 10 Zoll Höhe und fiel hernach auf 2 Fuß 5 Zoll. Braucht man das Feuer nicht mehr, so bedeckt man die Oeffnung, nachdem man die Flamme mit dem Rockschooße oder einem Fächer ausgelöscht hat. —

2. Eben so bereiten sich die Einwohner in der Dunkelheit ihr Licht. In ein enges, in den Lehm gebohrtes Loch stecken sie ein Schilfrohr von beliebiger Höhe, nachdem sie ihm vorher inwendig und auswendig einen Ueberzug von Lehm gegeben haben, und zünden oben den Dunststrom an. Die Leineweber haben mehrere dergleichen Lichter um ihre Stühle stehen, die ihnen vollkommenes Licht geben und weiter keiner Unterhaltung und keines Putzens bedürfen. Auch braucht man im Winter nicht einzuheizen, denn es ist da immer so warm, daß man die Thüren beständig offen stehen läßt.

3. Außer diesem verzehrenden Feuer sieht man um Baku noch ein anderes, welches nicht zündet. Wenn nach

warmen Herbſtregen die Abendluft ebenfalls warm iſt, ſtehen die Felder um Baku in vollen Flammen. Oft ſcheint es, als rolle das Feuer in großen Maſſen mit unglaublicher Geſchwindigkeit von den Bergen herab. Im October und November ſieht man oft, bei heitern und mondhellen Nächten, das ganze weſtliche Gebirge von Baku mit blauem Feuer überzogen. Bei warmen und dunkeln Nächten überziehen unzählige, bald einzelne, bald zuſammenhängende Flammen die ganze Ebene und die Gebirge ſind alsdann dunkel. Oft erfüllt es das ganze Lager der Karawanen zum großen Schrecken der Pferde und Maulthiere. Dieſes Feuer zündet nicht. Das trockene Gras und Schilf bleibt unverſehrt, obgleich die ganze Gegend in Flammen zu ſtehen ſcheint; ja, wenn man mitten darin ſteht, ſo verſpürt man nicht einmal Wärme. Dieſes ſogenannte Feuer iſt alſo eine bloße Lufterſcheinung und vom obigen durchaus verſchieden.

241. Das Feuer.

(Von Schiller.)

Wohlthätig iſt des Feuers Macht,
wenn ſie der Menſch bezähmt, bewacht,
und was er bildet, was er ſchafft,
das dankt er dieſer Himmelskraft;
doch furchtbar wird die Himmelskraft,
wenn ſie der Feſſel ſich entrafft,
einhertritt auf der eignen Spur,
die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn ſie losgelaſſen,
wachſend ohne Widerſtand,
durch die volksbelebten Gaſſen
wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente haſſen
das Gebild der Menſchenhand.
Aus der Wolke
quillt der Segen,
ſtrömt der Regen
aus der Wolke, ohne Wahl,
zuckt der Strahl.
Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das iſt Sturm!

Roth, wie Blut,
iſt der Himmel;
das iſt nicht des Tages Gluth!
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd ſteigt die Feuerſäule;
durch der Straße lange Zeile
wächſt es fort mit Windeseile!
Kochend wie aus Ofens Rachen
glüh'n die Lüfte, Balken krachen,
Pfoſten ſtürzen, Fenſter klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern
unter Trümmern;
Alles rennet, rettet, flüchtet,
taghell iſt die Nacht gelichtet;
durch der Hände lange Kette
um die Wette
fliegt der Eimer; hoch im Bogen
ſpritzen Quellen Waſſerwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
der die Flamme brauſend ſucht;
praſſelnd in die dürre Frucht
fällt ſie, in des Speichers Räume,
in der Sparren dürre Bäume,
und als wollte ſie im Wehen
mit ſich fort der Erde Wucht
reißen in gewalt'ger Flucht,
wächſt ſie in des Himmels Höhen
rieſengroß!
Hoffnungslos
weicht der Menſch der Götterſtärke:
Müßig ſieht er ſeine Werke
und bewundernd untergeh'n.

Leergebrannt
iſt die Stätte,
wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fenſterhöhlen
wohnt das Grauen,
und des Himmels Wolken ſchauen
hoch hinein.

Einen Blick
nach dem Grabe
ſeiner Habe
ſendet noch der Menſch zurück —
greift fröhlich dann zum Wanderſtabe.
Was Feuers-Wuth ihm auch geraubt,
ein ſüßer Troſt iſt ihm geblieben:
Er zählt die Häupter ſeiner Lieben
und ſieh'! ihm fehlt kein theures Haupt.

242. Räthſel.

Aufwärts ſchweb' ich ohne Flügel,
ſchwebe über Thal und Hügel
in manchfaltiger Geſtalt
und bin weder warm, noch kalt.
Ohne Blut und ohne Säfte
hab' ich dennoch manche Kräfte.
Ich kann wärmen, beißen, färben,
kann bewahren vor Verderben;
dabei bin ich, wunderbar,
eher, als mein Vater war.

243. Der Knabe und die Quelle.

(Von Krummacher.)

1. An eines Bächleins Quelle,
ein Knabe ſpielend ſtand,
er trug ein Stäblein in der Hand
und taucht' es in die Welle.
Und wenn es in die Welle ſank,
das Stäblein ſchien gebogen,
und dann herausgezogen
erſchien es wieder grad und ſchlank.

2. Das däucht dem Knaben wunderbar,
er ſprach erzürnt zur Quelle:
„Du biſt zwar klar und helle,
allein dein Börnlein, hell und klar,
hat mich getäuſchet immerdar,
du haſt mich ſchnöd belogen,
geh', bin dir nicht gewogen!“

3. Da tönte fein und helle,
ein Stimmchen aus der Quelle:
„Mein Kind, ich täusch' und trüge nicht;
dein eignes blödes Augenlicht
vermag nicht meiner Wellen Spiel
vollkömmlich durchzuschauen,
drum sollst du künftig nicht zu viel
dem eignen Blicke trauen."

244. Das Bächlein.

1. Du Bächlein, silberhell und klar,
du eilst vorüber immerdar.
Am Ufer steh' ich, sinn' und sinn':
Wo kommst du her? wo willst du hin?

2. „Ich komm' aus dunkler Felsen Schooß;
mein Lauf geht über Blum' und Moos;
auf meinem Spiegel schwebt so mild
des blauen Himmels freundlich Bild.

3. D'rum hab' ich frohen Kindersinn;
es treibt mich fort, weiß nicht wohin.
Der mich gerufen aus dem Stein,
der, denk' ich, wird mein Führer sein."

245. Sinnsprüche.

(Von Göthe.)

1. Eines schickt sich nicht für Alle!
Sehe Jeder, wie er's treibe;
Jeder sehe, wo er bleibe,
und wer steht, daß er nicht falle.

2. Wenn alle Leute wären gleich,
und wären allesammt auch reich,
und wären alle zu Tische gesessen,
wer wollte auftragen Trinken und Essen

3. Bedenke wohl, der äußere Stand
ist dir vom Menschen wohl bekannt;
doch was in seiner Brust sich regt,
und was er thut und was er trägt,
sieht oft kein Menschenangesicht;
d'rum schweige still und meistre nicht.

Achter Abſchnitt.

Aus der

Welt-, Erd- und Völkerkunde.

Sechsundneunzigſte Lektion. [XCVI.]

246. Der Himmel.

(Von Friedrich Rückert.)

1. Der Himmel iſt, in Gottes Hand gehalten,
ein großer Brief auf azurblauem*) Grunde,
der ſeine Farbe hält bis dieſe Stunde
und bis an der Welt Ende ſie wird halten.

2. In dieſem großen Briefe iſt enthalten
geheimnißvolle Schrift aus Gottes Munde,
allein die Sonne iſt darauf das runde
Glanzſiegel, das den Brief nicht läßt entfalten.

3. Wenn nun die Nacht das Siegel nimmt vom Briefe,
dann lieſt das Auge dort in tauſend Zügen
Nichts, als nur eine große Hieroglyphe:**)
Gott iſt die Lieb' und Liebe kann nicht lügen!
Nichts als dies Wort, doch dies von ſolcher Tiefe,
daß kein Verſtand kann der Auslegung gnügen.

247. Das Weltgebäude.

1. Wenn die Nacht ihren Schatten über den Theil der Erde, den wir bewohnen, ausgebreitet hat, zeigt ſich unſern Blicken das Himmelsgewölbe in ſeiner Größe und Majeſtät. Die leuchtenden Punkte, womit es überſäet iſt, ſind ſo viele Sonnen in weiter Ferne, die von dem allmächtigen Schöpfer in den unermeßlichen Himmelsraum geſchleudert ſind. Fortwährend gehen neue

*) himmelblau.

**) Die noch nicht ganz entzifferte Schrift der alten Aegyptier.

Sterne auf und unter, die seit Jahrtausenden ihren stillen Lauf fortsetzen, ohne je aus ihrer Bahn zu kommen.

2. Es drehen sich um diese Sonnen Planeten (Wandelsterne) wie unsere Erde, von Monden begleitet.

3. Zuweilen zeigt sich uns am Himmel ein Komet (Schweifstern) mit langem glänzenden Schweife, der in rascher Bewegung um die Sonne rollt.

4. Die Gesammtheit dieser Himmelskörper, die sich wahrscheinlich um eine große Centralsonne dreht, wird in verschiedene Systeme eingetheilt. Jedes System hat in seiner Mitte einen Fixstern (Sonne), der durch sein eigenes aus sich selbst erzeugtes Licht scheint, und um ihn bewegen sich regelmäßig Planeten, welche mit mehr oder weniger Glanz das von dem Fixstern geborgte Licht zurückstrahlen. Um diese Planeten nun drehen sich Nebenplaneten (Trabanten oder Monde), welche die Planeten in ihrem Laufe um den Fixstern begleiten.

5. Und in welcher Entfernung von einander befinden sich diese Fixsterne?

6. Wenn von dem, außer unserer Sonne uns am nächsten stehenden Fixstern Sirius eine Kanonenkugel auf uns abgeschossen würde, so müßte sie 600,000 Jahre fliegen, ehe sie zu uns käme. Wenn wir uns nun auf den Sirius versetzt denken, und wir würden von dort in derselben Richtung in den Himmelsraum hineinblicken, so würden wir in noch größerer Entfernung andere Sonnen leuchten sehen, und wir könnten ewig so fortfahren, ohne an das Ende des Weltgebäudes zu gelangen. — Unser Verstand steht da still, wir können den Begriff der Unendlichkeit nicht fassen.

7. Wenn wir diese Sonnen betrachten, deren Zahl wahrscheinlich die der Sandkörner übersteigt, welche das Meer an seine Ufer spült, begleitet von einer noch größeren Anzahl von Planeten und Nebenplaneten, alle in rascher Bewegung und dennoch regelmäßig harmonisch seit Jahrtausenden ihre Bahn verfolgend, wenn wir dies Alles betrachten, dann möchte man mit dem königlichen Dichter singen:

8. „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Veste verkündiget seiner Hände Werk."

Siebenundneunzigste Lektion. [XCVII.]

248. Unser Sonnensystem.

1. Laßt uns das Sonnen- oder Planetensystem betrachten, welchem wir angehören, das einzige, welches uns zugänglich ist, darnach können wir die Natur der andern Sonnensysteme beurtheilen.

2. Unsere Sonne, der Licht und Wärme spendende Körper, steht in der Mitte und dreht sich bloß um sich selbst, die Planeten aber – wie unsere Erde – sind an sich wahrscheinlich dunkle Körper, laufen in fest bestimmten Bahnen um die Sonne, drehen sich bei diesem ewigen Kreislaufe in gewissen kürzeren Zeitabschnitten zugleich höchst regelmäßig um sich selbst, und empfangen ihr Licht von der Sonne.

3. Es wandeln um unsere Sonne (so viel man bis jetzt weiß) 50 Planeten und 21 Monde. Die hauptsächlichsten Planeten heißen: Merkur, Venus, Erde, Mars, Vesta, Juno, Pallas, Jupiter, Saturn und Uranus. Gleich wie die Erde von einem Gestirn, das die Nächte so prächtig erleuchtet, dem Monde, begleitet wird, so haben auch andere Planeten dergleichen stete Begleiter, und zwar der Jupiter hat vier, der Saturn acht und der Uranus sechs Monde.

249. Der Sonnenaufgang.

(Berlinisches Lesebuch.)

Kommt, Kinder! wischt die Augen aus,
es giebt hier was zu sehen,
und ruft den Vater auch heraus: —
Die Sonne will aufgehen.
Wie ist sie doch in ihrem Lauf
so unverzagt und munter!
geht alle Morgen richtig auf
und alle Abend unter,
und geht und scheinet weit und breit,
in Schweden und in Schwaben,
bald kalt, bald warm, zu jeder Zeit,
wie wir es nöthig haben.
Von ungefähr kann das nicht sein,

das könnt ihr doch wohl denken;
der Wagen da geht nicht allein,
ihr müßt ihn zieh'n und lenken.
So hat die Sonne nicht Verstand,
weiß nicht, was sich gebühret;
d'rum muß wer sein, der an der Hand
gleichwie ein Lamm, sie führet.

250. Die Sonne.

(Von Hebel.)

1. Die Sonne, so nahe sie zu sein scheint, wenn sie früh hinter den Bergen in die frische Morgenluft hinauf schaut, so ist sie doch über zwanzig Millionen Meilen weit von der Erde entfernt. Weil aber eine solche Zahl sich geschwinder aussprechen, als erwägen und ausdenken läßt, so merke: Wenn auf der Sonne eine große scharf geladene Kanone stände, und der Konstabler, der hinten steht und sie richtet, zielte auf keinen andern Menschen als auf dich, so dürftest du deswegen in dem nämlichen Augenblick, als sie losgebrannt wird, noch herzhaft anfangen, ein neues Haus zu bauen, und könntest darin noch lange Zeit ruhig essen und trinken und schlafen. Denn wenn auch die Kugel in schnurgerader Richtung und immer in gleicher Geschwindigkeit fort und fort flöge, so könnte sie doch erst nach Verlauf von fünfundzwanzig Jahren von der Sonne hinweg auf der Erde anlangen, so doch eine Kanonenkugel einen scharfen Flug hat und zu einer Weite von 600 Fuß nicht mehr als den sechszigsten Theil einer Minute bedarf.

2. Daß nun weiter die Sonne nicht bloß eine glänzende Fensterscheibe des Himmels, sondern wie unser Erdkörper eine schwebende Kugel sei, begreift man schon leichter. Aber wer vermag mit seinen Gedanken ihre Größe zu umfassen, nachdem sie aus einer so entsetzlichen Ferne solche Kraft des Lichts und der Wärme noch auf die Erde ausübt, und Alles segnet, was ihr mildes Antlitz bescheint! Der Durchmesser der Sonne ist 114 Mal größer, als der Durchmesser der Erde, der doch auch schon 8000 engl. Meilen beträgt. Aber im Körpermaß beträgt ihre Masse anderthalb Millionen Mal so viel, als die Erde. Wenn sie inwendig hohl wäre, so hätte nicht nur unsere Erde in

ihr Raum, auch der Mond, der doch 230,000 Meilen von uns abſteht, könnte darin ohne Anſtoß auf- und untergehen; ja, er könnte noch einmal ſo weit von uns entfernt ſein, als er iſt, und doch ohne Anſtoß um die Erde herum ſpazieren, wenn er wollte. So groß iſt die Sonne, und geht aus der nämlichen allmächtigen Hand hervor, die auf der Erde das Mohnſamkörnlein in ſeiner Schale bildet und zur Reife bringt; Eines ſo unbegreiflich, wie das Andere. Denn ſollten wir eine Sonne, oder ein Mohnſamkörnlein machen mit einem fruchtbaren Keim darin, uns wäre Beides gleich unmöglich.

3. Lange nun glaubten ſelbſt die gelehrten Sternforſcher, dieſe ganze unermeßliche Sonnenmaſſe ſei nichts Anderes, als eine glühende Feuerkugel durch und durch. Nur konnte Keiner von ihnen begreifen, woher dieſes Feuer ſeine ewige Nahrung faßt, daß es in tauſend und abertauſend Jahren nicht abnimmt und zuletzt wie ein Lämpchen verlöſcht. Deßwegen will es nun heut zu Tage den Sternforſchern und anderen verſtändigen Leuten ſcheinen, die Sonne könne an ſich wohl, wie unſere Erde, ein dunkler und warmer, ja ein bewohnbarer Weltkörper ſein. Aber wie die Erde ringsum mit erquickender Luft umgeben iſt, ſo umgiebt die Sonne ringsum das erfreuliche Licht; und es iſt nicht nothwendig, daß dasſelbe auf dem Sonnenkörper ſelbſt eine unausſtehliche, zerſtörende Hitze verurſachen müſſe; ſondern ihre Strahlen erzeugen die Wärme und Hitze erſt, wenn ſie ſich mit der irdiſchen Luft vermiſchen, und ziehen dieſelben gleichſam aus den Körpern hervor. Denn daß die Erde eine große Maſſe von verborgener Wärme in ſich ſelbſt hat und nur auf Etwas warten muß, um ſie von ſich zu geben, das iſt daran zu erkennen, daß zwei kalte Körper mitten im Winter durch anhaltendes Reiben zuerſt in Wärme, hernach in Hitze und endlich in Gluth gebracht werden können. „Und wie geht es zu, je weiter man einen hohen Berg hinaufſteigt, und je näher man der Sonne kommt, daß man immer mehr in die Hände hauchen muß, und zuletzt vor Schnee und Eis nicht mehr weiter kommt," fragen die Naturkundigen, „wenn die Sonne ein ſprühendes Feuer ſein ſoll?" Alſo wäre es wohl möglich, daß ſie an ſich ein feſter, mit mildem Licht umfloſſener Weltkörper ſei, und auf ihr Jahr ein Jahr aus wunderſchöne

Pfingstblumen blühen und duften, und statt der Menschen fromme Engel dort wohnen, und ist dort, wie im neuen Jerusalem, keine Nacht und kein Winter, sondern Tag, und zwar ein ewiger freudenvoller Sabbath und hoher Feiertag.

Achtundneunzigste Lektion. [XCVIII.]

231. Der Mond.

(Von Hebel.)

1. Der Leser wird nun recht begierig sein, auch Etwas von dem Monde zu erfahren, der ihm des Abends so oft nach Hause leuchtet.

2. Der Mond ist auch eine große Kugel, die im unermeßlichen Weltraum schwebt, nicht anders als die Erde und die Sonne; aber in seiner körperlichen Masse ist er fünfzigmal kleiner als die Erde, und nicht viel über 230,000 Meilen von ihr entfernt.

3. Der Mond muß auch sein Licht und sein Gedeihen von der Sonne empfangen. Eine Hälfte seiner Kugel ist erhellt, die gegen die Sonne gekehrt ist, die andere ist finster. Damit nun nicht immer die nämliche Hälfte hell und die nämliche finster bleibe, so dreht sich der Mond, wie die Erde, ebenfalls um sich selber oder um seine Achse, in 27 Tagen und 8 Stunden, oder in 29 und einem halben Tag. Beides ist richtig, je nachdem man's ansieht. Wir wollen aber sagen, in 29 und einem halben Tag, weil's die Kalendermacher so ansehen. Daraus folgt, daß in dieser langen Zeit der Tag und die Nacht nur einmal um den Mond herum wandeln. Der Tag dauert dort an einem Ort so lange, als ungefähr zwei von unsern Wochen, und eben so lang die Nacht; und ein Nachtwächter im Mond muß sich schon sehr in Acht nehmen, daß er in den Stunden nicht irre wird, wenn es einmal anfängt, 223 zu schlagen oder 309. —

4. Aber der Mond bewegt sich in der nämlichen Zeit auch um die Erde. Dies sieht man abermals an den Sternen. Wie wenn man einen langsam gehenden Postwagen aus weiter Ferne beobachtet, meint man er stehe still. Wenn man aber bemerkt, wie er doch nicht immer neben dem nämlichen Baum an der Straße sich befindet, sondern nach ein

paar Minuten neben einem andern, ſo erkennt man, daß er nicht ſtill ſteht, ſondern geht. Wenn er aber in einem großen Kreis um den Leſer herum führe, ſo müßte er doch zuletzt wieder zu dem nämlichen Baum kommen, bei welchem er zuerſt ſtand, und daran müßte man erkennen, daß er jetzt ſeinen Kreislauf vollendet hat; — alſo auch der Mond. Er hält ſich nicht jede Nacht bei dem nämlichen Sternlein auf, wenn's noch ſo ſchön iſt, ſondern er rückt weiter von einem zum andern. Am andern Abend um die nämliche Zeit iſt er ſchon um ein Beträchtliches vorgerückt; aber ungefähr in oben benannter Zeit, etwas früher, kommt er wieder zu dem nämlichen Stern, bei dem er zuerſt ſtand, und hat ſeinen Kreislauf um die Erde vollendet.

252. Der Mond.

(Von Claudius.)

Im ſtillen, heitern Glanze tritt er ſo ſanft einher!
Wer iſt im Sternenkranze ſo ſchön geſchmückt wie er?
Er wandelt ſtill beſcheiden, verhüllt ſein Angeſicht,
und giebt doch ſo viel Freuden mit ſeinem trauten Licht.
Er lohnt des Tags Beſchwerde, ſchließt ſanft die Augen zu,
und winkt der müden Erde zur ſtillen Abendruh',
ſchenkt mit der Abendkühle der Seele friſche Luſt;
die ſeligſten Gefühle gießt er in unſre Bruſt.
Du, der ihn uns gegeben, mit ſeinem trauten Licht,
haſt Freud' am frohen Leben, ſonſt gäbſt du ihn uns nicht.
Hab' Dank für alle Freuden, hab' Dank, daß uns dein Mond
des Tages Laſt und Leiden ſo reich, ſo freundlich lohnt.

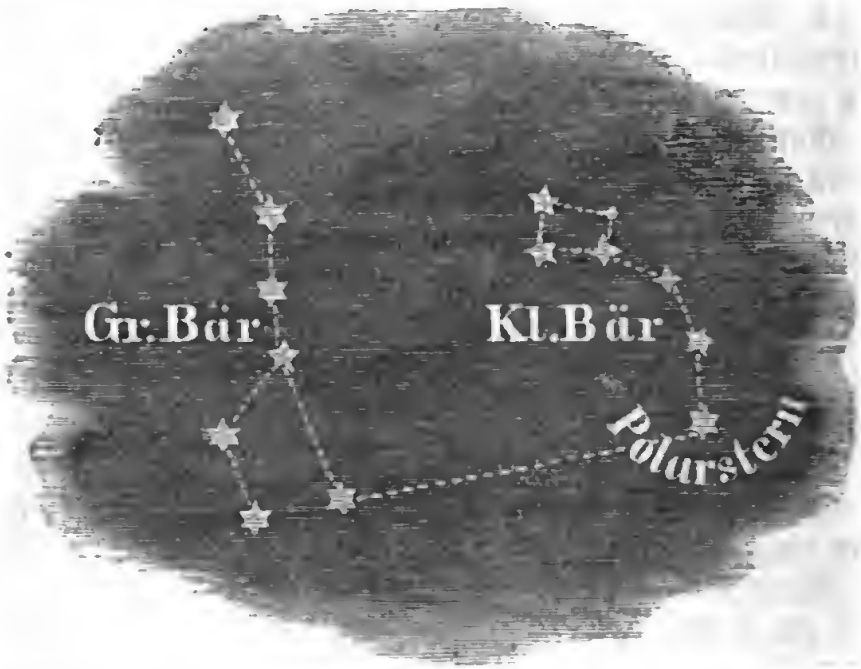
Neunundneunzigſte Lektion. [XCIX.]

253. Die Sternbilder vom großen und vom kleinen Bären.

1. Habt ihr noch nie in einer ſternhellen Nacht den Himmel betrachtet und das zahlloſe Heer von Sternen, die wie leuchtende Punkte an dem blauen Himmelsgewölbe flimmern? Es wäre eine Schande für euch, wenn ihr es noch nicht gethan hättet; wenn es aber dennoch wäre, ſo thut es an dem nächſten ſternhellen Abend und bittet eure

Lehrer, daß sie euch einige der hellsten und schönsten Sterne zeigen, damit ihr auch die übrigen allmählig kennen lernet. Freilich sind der Sterne am Himmel gar viele, und sie stehen auch scheinbar so unordentlich durcheinander, daß kein Mensch sie zählen mag; aber die Sternkundigen haben sich auf eine sinnreiche Weise zu helfen gewußt. Schon die Chaldäer, die im Morgenlande wohnten und sich viel mit der Sternkunde beschäftigten, haben die Sterne in gewisse Haufen oder in Sternbilder geordnet, die man viel leichter merkt und viel leichter wieder findet, als einzelne Sterne.

2. Da stehen z. B. am nördlichen Himmel nicht gar weit von einander sieben helle Sterne, die am Himmel ungefähr eine Figur wie die größere in der nachstehenden Zeichnung bilden. Was meint ihr nun, was man aus den



sieben Sternen gemacht hat? Was anders als einen Wagen? Denn bilden nicht vier Sterne ein Viereck, und sind das nicht die vier Räder des Wagens? Und bilden nicht die drei andern eine etwas gebogene Linie, und ist diese Linie nicht die Deichsel des Wagens?—Das habt ihr richtig getroffen; unsere Landleute nennen noch jetzt die sieben Sterne den Wagen und sprechen von der Deichsel und von Vorderrädern und Hinterrädern. Aber im Alterthum hat man aus den sieben Sternen eine andere Figur, den großen Bären, gemacht. Die vier Sterne im Viereck bilden den

Körper, die drei übrigen den Schwanz des Thieres; am Kopf und an den Füßen stehen nur kleinere, wenig kenntliche Sterne.

3. Wo aber ein großer Bär ist, da wird auch wohl ein kleiner sein, denn warum nannte man sonst jenen ersten den großen? Das ist richtig, und der Formschneider hat dafür gesorgt, daß ihr den kleinen Bären sogleich neben dem großen sehen könnt. Da sind abermals vier Sterne, die ein Viereck, und drei Sterne, die eine gebogene Linie bilden, und dieses Gestirn hat man den kleinen Bären genannt. Sein Kopf ist dahin gerichtet, wo der Schwanz des großen Bären liegt, den Schwanz richtet er dahin, wo der große Bär seinen Kopf hat; er ist in Allem das Widerspiel seines großen Nachbaren.

4. Warum mag ich wohl von den vielen schönen Sternbildern am Himmel gerade diese beiden herausheben? Von dem großen Bären begreift es sich leicht; er ist eines der schönsten Sternbilder, und es ist jeden Abend am Himmel zu sehen; aber der kleine Bär fällt weit weniger in die Augen. Ihr wißt nur nicht, welch ein merkwürdiger Stern in dem kleinen Bären steht. Zieht in Gedanken eine gerade Linie durch die beiden vordersten Sterne des großen Bären oder durch die Hinterräder des Wagens, so trifft diese Linie ziemlich genau auf den äußersten Stern in dem Schwanz des kleinen Bären, und diesen Stern nennen wir den Polarstern. Achtet nur in einer hellen Winternacht auf den großen Bären und auf den Polarstern, seht, wie beide etwa des Abends um 6, und dann, wie sie in derselben Nacht etwa um 12 Uhr, und endlich, wie sie des Morgens um 6 Uhr stehen. Den Polarstern findet ihr immer in derselben Gegend des Himmels und in immer gleicher Höhe; aber die Sterne im großen Bären haben ihre Stellung gegen den Horizont merklich verändert. Standen die beiden Vorderräder um 6 Uhr Abends hoch im Scheitelpunkt, so stehen sie um 6 Uhr Morgens auf der andern Seite des Polarsterns, tief am Horizonte, und es ist, als ob alle Sterne tagtäglich einen Kreis am Himmel beschrieben, in dessen Mittelpunkte der Polarstern steht. Je weiter ein Stern vom Polarstern steht, desto größer ist der Kreis, den er täglich zu beschreiben hat; die ihm näher stehen, die beschreiben immer kleinere Kreise, und der Polarstern ist

der einzige, der seine Stelle am Himmel nicht merklich ändert. Das sieht doch wirklich so aus, als ob die ganze Himmelskugel mit allen ihren großen und kleinen Sternen sich von Morgen gegen Abend drehte, und als ob der Polarstern der Punkt der Himmelskugel wäre, welcher bei der Umdrehung unbeweglich bleibt.

5. Darum eben hat man ihn den Polarstern genannt, denn Pol bedeutet eigentlich die Angel, in der sich eine Thür dreht, und wir könnten den Polarstern auch eben so gut den Angelstern nennen, er steht ganz nahe dem Punkt, in welchem sich die Himmelskugel zu drehen scheint, und man vermuthet, daß eben an diesem Punkt die große Centralsonne stehe, vielleicht ein an sich dunkler Weltkörper.

6. Giebt es denn noch andere merkwürdige und schön in die Augen fallende Sterne? — Es giebt deren so viele, daß ein ganzes Buch davon zu schreiben wäre.

7. Aber die merkwürdigste Erscheinung am Sternenhimmel bleibt doch immer die Milchstraße, ein heller Streifen, der sich rings durch die ganze Himmelskugel zieht, und der nach der Meinung der Sternkundigen nichts Anderes sein kann, als das vereinte Licht vieler Millionen Sterne, die in der Richtung der Milchstraße neben und hinter einander stehen.

254. Räthsel.

(Von Schiller.)

1. Es steht ein groß geräumig Haus
auf unsichtbaren Säulen;
es mißt's und geht's kein Wandrer aus,
und keiner darf d'rin weilen.

2. Nach einem unbegriff'nen Plan
ist es mit Kunst gezimmert;
es steckt sich selbst die Lampe an,
die es mit Pracht durchschimmert.

3. Es hat ein Dach krystallenrein
von einem einz'gen Edelstein;
doch noch kein Auge schaute
den Meister, der es baute. —

Hundertſte Lektion. [C.]

233. Von dem äußern Anblick des Himmelsgewölbes und von der Geſtalt der Erde.

(Berliniſches Leſebuch.)

1. Es iſt ein wunderbarer Anblick, wenn man im Freien den Himmel und die Erde betrachtet. Die Erde erſcheint uns da wie eine kreisrunde Scheibe, die nach allen Seiten an den blauen Himmel anſtößt, der Himmel wie ein flaches Gewölbe oder wie die kleinere Hälfte einer Kugel, die inwendig hohl iſt, und deren Rand überall auf dem Rande der Erdſcheibe ruht. Das Wunderbarſte aber iſt, daß wir gerade in der Mitte der Erdſcheibe ſtehen, und daß der höchſte Punkt des Himmelsgewölbes gerade über unſerem Scheitel liegt.

2. Es ſieht nicht ſo gar weit aus von dem Punkte, wo du ſtehſt, bis dahin, wo Himmel und Erde zuſammenſtoßen; in etlichen Stunden, ſollte man meinen, kann man ſchon bis an den Rand der Erde gelangen und in einem Tage den ganzen Umkreis der Erde umwandern, und kann ſich's recht genau beſehen, wie der Himmel an die Erde gefügt iſt. Aber wenn du es verſuchſt und ſchon viele tauſend Schritte gegangen biſt, ſo iſt es noch immer wie beim Anfang; du ſtehſt noch immer in der Mitte der Scheibe und haſt noch immer den höchſten Punkt des Himmelsgewölbes über deinem Scheitel, und der Rand des Himmels ſteht noch immer genau auf dem Rande der Erdſcheibe.

3. Du brauchſt dich nicht darüber zu wundern, denn es geht dir nicht allein ſo; die Leute, die hundert Meilen weit von uns wohnen, haben denſelben Anblick, den du haſt; die Erde ſieht überall wie eine kreisrunde Scheibe, der Himmel überall wie eine hohle aber flache Halbkugel aus, und überall ſtößt die Erdſcheibe an den Himmel, und es entſteht da wo ſie zuſammenſtoßen, ein Kreis, den die Gelehrten den Horizont oder den Geſichtskreis nennen. Nur ſo weit kannſt du ſehen, ſo weit dein Geſichtskreis reicht; was darüber hinaus liegt, das ſehen wohl Andere, die einen weiteren oder einen anderen Geſichtskreis haben, du aber ſiehſt es nicht, weil es dir zu fern liegt.

4. Ob wohl die Erde wirklich eine kreisrunde Scheibe und der Himmel eine hohle, nur etwas flache Halbkugel iſt?

Es kann gar nicht sein, und der Schein muß hier trügen. Denn wenn die Erde eine kreisrunde Scheibe wäre, so könnte man ganz gewiß bis an den Rand der Erdscheibe reisen, und die Leute, die am Rande derselben wohnten, würden schon einmal zu uns kommen und uns erzählen, wie es bei ihnen aussieht, und von welchem Metall das Himmelsgewölbe gemacht ist. Nun kommt aber Niemand zu uns, der uns sagen könnte: Ich wohne da, wo Himmel und Erde zusammenstoßen oder sonst am Rande unserer Erde; wenn aber Einer auf der Erde immer nach einerlei Richtung fortzöge über Berg und Thal, über Meer und Land, so käme er nimmer an das Ende der Erde; er kommt zuletzt auf denselben Punkt zurück, von wo er ausgegangen ist, und hat eine Reise gemacht rund um die Erde.

5. Das ist ein weiter Weg, werdet ihr sagen, und keiner von euch getraut sich, solche Reise zu unternehmen. Da thut ihr recht daran, denn ihr fändet euch nimmer zurecht und müßtet viel Frost und Hitze, viel Drangsal und Gefahr überstehen. Ihr kämet an große Flüsse, und Niemand schlüge euch eine Brücke, und wäre auch kein Fährmann da, der euch hinüberbrächte; ihr kämet an große Gebirge, deren Spitzen hoch in die Wolken ragen, und es führte kein Fußsteig hinüber; ihr kämet an das große Weltmeer, das man nicht mit einem Nachen sondern nur mit großen Schiffen befahren kann, und wenn ihr auch ein Schiff fändet, das den Wellen des Meeres trotzen könnte, ihr wüßtet doch nimmer es durch Sturm und Wellen zu führen. Das alles aber geschähe euch nur darum, weil ihr die Wege nicht wißt und nicht die bequemste Richtung für eure Reise gewählt habt, und weil ihr der Schifffahrt nicht kundig seid.

6. Aber ein kühner Seefahrer weiß schon damit fertig zu werden. Er setzt sich zu Schiffe mit seinen Schiffsleuten und mit den Leuten, welche die Reise um die Welt machen wollen, und segelt auf dem unermeßlichen Weltmeere immer nach einerlei Richtung, z. B. immer gegen Abend. Wenn ein Land in seiner Richtung liegt, nimmt er seinen Weg eine Zeit lang südlich oder nördlich, wie es die Lage des Landes mit sich bringt; wenn er aber das Land umschifft hat, verfolgt er immer wieder die Richtung gegen Abend, und wenn ihm kein Unglück zustößt, und

wenn er sich nicht auf Inseln im Meere oder in den Häfen, wo er einkehrt, zu lange verweilt hat, so läuft er nach zwei bis drei Jahren fröhlich in den Hafen ein, von welchem sein Schiff zuerst auslief. Das hat schon mehr als ein Seefahrer versucht, und der erste, der es that, war ein Portugiese, Ferdinand Magellan, der im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts gelebt hat. Dem haben es Viele nachgethan und sind zum Theil in der entgegengesetzten Richtung gefahren und haben gefunden, daß man die Erde in allen Richtungen umschiffen könnte, wenn nicht an zwei entgegengesetzten Stellen der Erde, im Norden und im Süden, ungeheure Eisblöcke den Schiffern den Weg versperrten.

7. Wenn man die Erde in allen Richtungen umschiffen kann, so ist es gewiß, daß sie eine Kugel ist, denn nur auf einer Kugel läßt sich nach allen Richtungen ein Kreis ziehen, der zuletzt in sich selber zurückkehrt. Gar zu genau aber dürft ihr's mit der Kugelgestalt der Erde nicht nehmen, denn es giebt auf ihr hohe Gebirge, die sich viele Meilen in die Länge erstrecken, und deren Spitzen hoch in die Wolken ragen. Da ist sie also keine vollkommene Kugel, wie sie der Drechsler macht, aber die Gebirge sind doch nur kleine Unebenheiten, wenn man auf die ungeheure Größe der Erde sieht, und sie sind keine Unvollkommenheiten, sondern es hat seinen guten Grund und seinen großen Nutzen, daß das Erdreich sich hier senkt und dort wieder erhebt, und daß es Berge giebt und Thäler und hohe Gebirge. Deßhalb also ist die Erde nicht nach dem Muster einer vollkommenen Kugel gebildet und hat auch im Ganzen nicht überall einerlei Krümmung, wie das bei einer rechtschaffenen Kugel doch zutreffen müßte. Die Gelehrten haben die Gestalt und die Größe der Erde gar künstlich gemessen, und sie behaupten, daß die Erde an zwei entgegengesetzten Stellen etwas flachgedrückt sei, und wenn sie es kurz ausdrücken wollen und so, daß es auch von ungelehrten Leuten begriffen wird, so sagen sie nur: Die Erde hat die Gestalt einer Pomeranze; und wenn ihr schon eine Pomeranze gesehen habt, so wißt ihr auch, wie die Erde gestaltet ist.

256. Fortsetzung.

1. Wie geht das aber zu, daß eine Kugel wie eine Scheibe erscheint, und wie verhält es sich mit dem Anblick des Himmels? Es geht mit beiden ganz natürlich zu, und es ist auch nicht schwer, die Sache zu begreifen. Du stehst auf der großen Erdkugel und schaust um dich her, so weit dein Auge nur reichen will. Die ganze Kugel kannst du nicht übersehen sondern nur ein kleines Stück von ihr, dem man die Krümmung nicht anmerkt, und du nimmst es ohne Bedenken für eine ebene Fläche, mit Erhöhungen und Vertiefungen, welche wenig zu bedeuten haben. Nun trägt dein Auge nach allen Seiten gleich weit, und die Ebene dehnt sich deßhalb nach der einen Seite gerade so weit als nach der andern, und so ist Nichts natürlicher, als daß du überall in der Mitte einer kreisförmigen Ebene zu stehen glaubst, und dein Horizont ist eigentlich Nichts als die Gränze, bis zu welcher dein Auge trägt.

2. Nun wirst du auch nicht mehr fragen, aus welchem Metall der Himmel gemacht sei, und wirst es begreifen, warum er beinahe kugelförmig gewölbt ist. Das Himmelsgewölbe ist nicht von Metall, wie es vor Zeiten die Menschen in kindlicher Einfalt sich gedacht haben; das, was sich über der Erde zu wölben scheint, ist Nichts als der unendliche Raum, in welchem die Erde schwebt, und die schöne blaue Farbe des Himmels kommt von der Luft her, welche die ganze Erde, wie eine leichte Hülle umgiebt. Nun trägt dein Auge immer gleich weit, wenn du in die weite Ferne des Himmels blickst, und darum sollte dir der Himmel ganz genau wie eine Halbkugel erscheinen, in deren Mittelpunkte du selber stehst. Wenn du aber deinen Blick nach dem Horizonte richtest, so siehst du Bäume, Häuser und Berge, in langer Reihe hinter einander, und ihre Beleuchtung wird immer matter und schwächer; darum scheint der Horizont dir so ferne. Wenn du hingegen nach deinem Scheitelpunkte hinaufblickst, so hast du keinen andern Gegenstand über dir als die heitere Luft des Himmels, und dein Scheitelpunkt erscheint dir darum viel näher. Begreifst du nun, warum die Entfernung bis zum Horizonte dir größer erscheint als die Entfernung deines Scheitelpunktes, und warum der Himmel über deinem Scheitel viel flacher gewölbt ist als da, wo er auf der Erde zu ruhen scheint?

3. Wenn aber die Erde eine große Kugel iſt, die frei in dem unendlichen Raume ſchwebt, ſo kann es einem ja bange werden um die Leute, die darauf wohnen. Ihr glaubt auf dem höchſten Punkte der Kugel zu ſtehen, und ihr ſeid für's erſte geborgen; wenn ihr aber weiter fortgeht, wie einer, der die Reiſe um die Welt macht, ſo müßt ihr ja fürchten, an einen Punkt zu kommen, wo ihr von der Kugel hinabſtürzt in die bodenloſe Tiefe. Und wie fangen es die Menſchen wohl an, welche auf der Erde uns gerade gegenüber wohnen? Ihre Füße ſtehen unſeren Füßen gerade entgegen, weshalb wir ſie auch unſere Gegenfüßler nennen, und ſo ſcheint es, ſie haben den Kopf nach unten und gehen auf dem unteren Theil der Erdkugel, etwa ſo, wie eine Fliege an der oberen Decke des Zimmers.

4. Laßt euch nicht bange ſein, weder um euch ſelbſt, daß ihr von der Erde herabſtürzen werdet, noch um eure Gegenfüßler, daß ſie mit dem Kopfe nach unten gerichtet ſind.

5. Unſere Erde hat eine anziehende Kraft, vermittelſt deren jedes Stäubchen Erde immer wieder zu ihr hingezogen wird. Wenn ihr einen Stein werfet, ſo ſeht ihr ihn gar bald wieder zur Erde niederſinken, und ſelbſt eine Kanonenkugel, mit wie großer Kraft ſie auch geſchoſſen wird, fällt dennoch zur Erde, ſobald ſie etliche tauſend Schritte geflogen iſt. Durch die Anziehungskraft der Erde iſt dafür geſorgt, daß kein Stäubchen verloren geht, und dieſe Anziehungskraft hält auch jegliches Geſchöpf und jeglichen Menſchen feſt am Boden, und ſie läßt Nichts fahren, was Gottes Hand auf die Erde geſetzt hat.

6. Ferner: Jegliches Menſchen Füße ſind gegen den Mittelpunkt der Erde, und der Kopf iſt überall gegen den Himmel gerichtet. Es giebt auf der Erde keinen Punkt, den man ſchlechthin oben, und auch keinen, den man ſchlechthin unten nennen könnte. Oben nennt Jeder das, wo bei aufrechter Stellung ſein Kopf iſt, unten das, wo er bei eben dieſer Stellung die Füße hat. Jeder Menſch alſo auf der Erde trägt den Kopf nach oben und hat die Füße nach unten; und wie unſere Gegenfüßler nicht bange ſind um uns, daß wir in verkehrter Stellung auf der Erde wandeln, ſo wollen auch wir nicht bange ſein um ſie, ſondern nur darauf denken, daß wir auch bildlicher Weiſe den Kopf immer oben behalten, ich will ſagen, daß wir nie die Beſonnenheit und die vernünftige Ueberlegung verlieren.

Hundertunderſte Lektion. [CI.]

237. Die Bewegung der Erde.

(Von Giebel.)

Gabriel.

Und ſchnell und unbegreiflich ſchnelle
dreht ſich umher der Erde Pracht;
es wechſelt Paradieſeshelle
mit tiefer, ſchauervoller Nacht;
es ſchäumt das Meer in breiten Flüſſen
am tiefen Grund der Felſen auf,
und Fels und Meer wird fortgeriſſen
in ewig ſchnellem Sphärenlauf.

Michael.

Und Stürme brauſen um die Wette,
vom Meer aufs Land, vom Land aufs Meer,
und bilden wüthend eine Kette
der tiefſten Wirkung rings umher;
da flammt ein blitzendes Verheeren
dem Pfade vor des Donnerſchlags:
Doch Deine Boten, Herr, verehren
das ſanfte Wandeln Deines Tags.

Zu drei.

Der Anblick giebt den Engeln Stärke,
da keiner Dich ergründen mag,
und alle Deine hohen Werke
ſind herrlich, wie am erſten Tag ....

Göthe.

1. Wir haben ſchon früher von der doppelten Bewegung der Erde geſprochen. Der Bewegung um ihre eigene Are verdanken wir den höchſt wohlthätigen Wechſel von Tag und Nacht. Alle 24 Stunden dreht ſich nämlich die Erde einmal um ſich ſelbſt, und da ſie als Kugel von der Sonne ſtets nur auf einer Seite erleuchtet werden kann, ſo wird die andere Hälfte während der Zeit jedes Mal Nacht haben. Daß die Länge von Tag und Nacht bei uns verſchieden iſt nach den Jahreszeiten, hat in der Stellung der Erde zur Sonne ihren Grund. Die Are der Erde iſt nämlich in einem ſchiefen Winkel gegen die Sonne geneigt, ſo daß dieſe zu verſchiedenen Zeiten den Ort ihres Aufganges und ihrer Höhe ändern muß. Wäre dieſe Stellung eine gerade, ſo würden wir die Sonne alltäglich an demſelben Orte auf- und untergehen ſehen, wir würden Jahr aus, Jahr ein gleichlange Tage und Nächte haben.

2. Von eben dieser schiefen Stellung der Erdaxe hängt auch der Wechsel der Jahreszeit und das verschiedene Klima auf der Erdoberfläche ab. Unter Klima versteht man den Wärme- oder Kältegrad, der in einer Gegend das ganze Jahr hindurch empfunden wird. Nach dem Einflusse, welchen das Klima auf Menschen, auf Thiere und Pflanzen ausübt, unterscheidet man das heiße oder warme, das gemäßigte und das kalte. Diese drei Klimate verbreiten sich so über die Erde, daß jedes derselben einen doppelten Gürtel, nämlich einen auf der nördlichen und einen zweiten auf der südlichen Halbkugel einnimmt. Man nennt diese Gürtel auch Zonen, und sagt, die heiße Zone ist diejenige, welche zu beiden Seiten des Aequators liegt und wo die Sonne am höchsten steht. Sie reicht bis zu den Wendekreisen. Das sind Kreise, welche man um die Erde gezogen denkt, in derselben Richtung wie der Aequator, der die Erde in zwei gleiche Halbkugeln theilt. An diese heiße Zone grenzt die gemäßigte auf der südlichen und nördlichen Halbkugel. In dieser wohnen auch wir. Sie unterscheidet sich von der heißen dadurch, daß es im Sommer nicht so heiß und im Winter viel kälter wird. Beide Jahreszeiten werden durch den angenehmen Frühling und Herbst, in denen Tag und Nacht gleich lang sind, weniger empfindlich gemacht. Alle Pflanzen und Thiere, wir selbst würden es nicht vertragen können, wenn den warmen, langen Sommertagen plötzlich die kurzen, eiskalten Tage des Winters folgten.

3. An die gemäßigte Zone schließt sich die kalte am Nord- und Südpole der Erde. Hier ist ewiger Winter. Nur einmal geht die Sonne auf im Jahre, steht sechs Monate lang am Himmel, dann geht sie unter, und eine sechs Monate lange Nacht folgt. Aber diese Nacht deckt kein undurchdringliches Dunkel. Der Mond erhellt die eisigen Gegenden, und das glänzende Nordlicht verwandelt den ganzen Himmel in ein Flammenmeer. So sehr auch die Weisheit des Schöpfers hier an den Polen durch wunderbare Einrichtungen die starre, frostige Natur zu beleben sucht, so ewig reines Blau auch den Himmel am Aequator schmückt, so sehnen wir uns dennoch nicht aus unserer gemäßigten Zone in die eisigen Gegenden oder in die glühenden Strahlen der Sonne. Die abwechselnde Länge der Tage und Nächte, der Gegensatz des kalten Winters und warmen Sommers mit dem mildernden Frühling und Herbst, die alljährlich neu sich verjüngende Natur, der bald heitere, bald bewölkte Himmel

das ist es, was unsere Gegend vor andern voraus hat, das was unser Leben erfreut, unsern Geist erstarkt.

258. Himmelblau.

(Von E. Fröhlich.)

1. Die Erd', ein großer Freudensaal,
erglänzt in aller Farben Strahl,
wenn über das allgrüne Land
allblauer Himmel ist gespannt.

2. Er selber, der die Farbenpracht
mit milden Blicken angefacht,
schaut nieder aus des Himmels Au';
d'rum strahlet sie verklärtes Blau.

3. Und immer zieht es uns hinan
dem Unsichtbaren uns zu nah'n;
und auf die Sehnsucht und das Grab
schaut friedevoll das Blau herab.

259. Lobpreisung Gottes.

(Von E. Liebich.)

1. Lobt unsern Gott, lobt ihn erfreut,
jauchzt ihm, ihr Völker alle!
Lobt seine Macht und Freundlichkeit
mit andachtsvollem Schalle!
Werft euch mit Ehrfurcht vor ihn hin;
besingt, erhebt, verherrlicht ihn,
den Herrscher aller Völker!

2. Gott ist es, der durch seinen Ruf
aus Nichts die Elemente,
den Himmel und das Licht erschuf
und Erd' und Wasser trennte.
Gott ist es, dessen Hand das Meer
und das uns unzählbare Heer
der Kreaturen machte.

3. Er schenkt der Sonne Wärm' und Licht;
sie dienet allen Ländern;
er macht es zu des Mondes Pflicht,

ſtets Ort und Schein zu ändern;
er zeigt den Sternen ihre Bahn;
er zündet ſeine Blitze an;
er redet durch den Donner.

4. Er tönet ſchrecklich in dem Sturm;
ihn ehrt des Löwen Stärke;
er macht nicht weniger den Wurm
zum großen Wunderwerke;
ihm ſingt der Vögel buntes Heer;
der Wallfiſch in dem weiten Meer
preiſt ſeines Schöpfers Größe.

5. Er giebt den Blumen Balſamduft,
den ich ſo ſanft empfinde;
er wäget und bewegt die Luft;
er ruft und lenkt die Winde.
Das Weltmeer, das ſein Machtwort ſchuf,
ſtürmt oder ſchweigt auf ſeinen Ruf:
Gott herrſcht auch in der Tiefe.

6. Herr, Herr, wie ſchön iſt deine Pracht
in deinen Kreaturen!
Was find' ich hier von deiner Macht
für unleug'bare Spuren!
Die ganze Schöpfung predigt dich;
ſie ruft mir zu: betrachte mich
und ehre meinen Schöpfer!

7. Mein Herz und Danklied will ich dir,
o Gott, zum Opfer bringen.
Ihr Kreaturen, helfet mir
das Lob des Schöpfers ſingen!
Welt, falle nieder, bet' ihn an!
Der Gott, der Welten ſchaffen kann
verdient das Lob der Welten.

260. Räthſel.

1. Auf einer großen Weide gehen
viel tauſend Schaafe ſilberweiß;
wie wir ſie heute wandeln ſehen,
ſah ſie der allerält'ſte Greis.

2. Sie altern nie und trinken Leben
aus einem unerschöpften Born.
Ein Hirt ist ihnen beigegeben
mit schön gebog'nem Silberhorn.

3. Er treibt sie aus zu goldnen Thoren,
er überzählt sie jede Nacht,
und hat der Lämmer kein's verloren,
so oft er auch den Weg vollbracht.

4. Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten,
ein munt'rer Widder geht voran.
Die Heerde, kannst du sie mir deuten?
Und auch den Hirten zeig' mir an!

Hundertundzweite Lektion. [CII.]

261. Der Winter.

1. Wer kommt da aus den nördlichen Gegenden zu uns gezogen? Er ist in einen dicken Pelz gehüllt, sein Hut ist mit Schnee bedeckt und von seinem grauen Barte hängen dicke Eiszapfen herunter. Er fährt in einem Luftballon daher, breitet einen weißen Mantel über das Land und bedeckt die junge Saat. Wenn er seine Backen aufbläst, und seinen Mund öffnet, rauschen die entblätterten Bäume, das Meer wogt und die Flüsse und Seen erstarren zu Eis. Sage mir, Kind kennst du den Fremdling?

2. Er zieht südlich und treibt viele Schaaren der Vögel und große Heerden der Rennthiere und Buffalos vor sich her. Wenn er auf dich seine eisige Hand legen könnte, so würdest du bald kalt und todt daliegen, wie eine Bildsäule aus Marmorstein. Aber die Schlittschuhläufer, Schlittenfahrer und Jäger heißen den rauhen Gast, der gewöhnlich bei uns vor Weihnachten und Neujahr eintrifft, willkommen und belustigen sich mit ihm. Jung und Alt fürchtet sich am Ende doch vor dem Fremdling und sie ziehen sich in ihre warmen Wohnungen zurück, oder wagen sich nur ins Freie, wenn sie in warme Kleider gehüllt sind. Liebes Kind, wenn du den fremden Gast kennst, so nenne mir seinen Namen!

Wie ruhest du so stille
in deiner weißen Hülle,
du mütterliches Land!

Wo sind die Frühlingslieder,
des Sommers bunt Gefieder
und dein beblümtes Festgewand?

Du ſchlummerſt nun entkleidet;
kein Lamm, kein Schäflein weidet
auf deinen Au'n und Höh'n.
Der Vöglein Lied verſtummte;
kein Bienlein mehr, das ſummte;
doch biſt du auch im Winter ſchön.

Die Zweig' und Aeſte ſchimmern,
und tauſend Lichter flimmern,
wohin das Auge blickt.
Wer hat dein Bett bereitet,
die Decke dir gebreitet
und dich ſo ſchön mit Reif geſchmückt?

Der gute Vater droben
hat dir dein Kleid gewoben;
er ſchläft und ſchlummert nicht.
So ſchlumm're denn in Frieden!
der Vater weckt die Müden
zu neuer Kraft und neuem Licht.

Bald, bei des Lenzes Wehen,
wirſt du verjüngt erſtehen
zum Leben wunderbar.
Sein Odem ſchwebt hernieder;
dann, Erde, prangſt du wieder
mit einem Blumenkranz im Haar.

262. Die Armen im Winter.

1. In meinem Stübchen iſt's bequem,
iſt's lieblich, hübſch und angenehm;
doch manche Mutter, Gott erbarm'!
nimmt's Kindlein nackend auf den Arm.
Sie hat kein Hemd, hört's kläglich ſchrei'n
und wickelt's in die Schürze ein.

2. Sie hat kein Holz, ſie hat kein Brod,
und klagt dem lieben Gott die Noth.
Friert's noch ſo ſtark, das Mutterherz
thaut doch die Thränen auf in Schmerz.
Der Winter iſt ein rauher Mann;
wer nimmt ſich doch der Armen an? —

3. Kind, bring' der Mutter in der Noth
ein Hemd von dir, ein Stückchen Brod,
ein Bündchen Holz, und ſag' ihr dann,
daß ſie zu uns auch kommen kann,
um Brod zu holen, immer friſch;
und dann deck' auch für uns den Tiſch!

Hundertunddritte Lektion. [CIII.]

263. Der Frühling.

Verſchwunden ſind Schnee und Eis; ſaftiges Grün deckt Flur und Feld, blau malt ſich der Himmel, fröhlich zwitſchert der Vogel und fängt an ſein Neſt zu bauen. Herrlich prangt

der Baum im Blüthenſchmuck, munter ſpielen fröhliche Kinder im Freien, und Schaf und Rind weiden auf fetter Grasflur. Bald wird das ſchöne Maifeſt da ſein.

Der Frühling hat ſich eingeſtellt;
wohlan, wer will ihn ſehn?
der muß mit mir ins freie Feld,
ins grüne Feld nun gehn.

Er hielt im Walde ſich verſteckt,
daß Niemand ihn mehr ſah;
das Vöglein hat ihn aufgeweckt,
jetzt iſt er wieder da.

Jetzt iſt der Frühling wieder da,
ihm folgt auf ſeinem Gang
nur lauter Freude fern und nah
und lauter Spiel und Sang.

Und allen hat er, Groß und Klein,
was Schönes mitgebracht,
und ſollt' es nur ein Sträuschen ſein,
er hat an uns gedacht.

Drum friſch hinaus ins freie Feld,
ins grüne Feld hinaus;
der Frühling hat ſich eingeſtellt,
wer bliebe da zu Haus?

Hundertundvierte Lektion. [CIV.]

264. Der Sommer.

Wohl wird es nun warm, dann heiß und ſchwül und immer heißer, die Muskitos machen ihre Erſcheinung, die Blumen ſenken ihr Haupt, man ſucht Schatten und das erfriſchende Bad. Allein dieſe Hitze dürrt das Gras zu Heu für Thiere, reift Aepfel, Kirſchen, Melonen und Pfirſiche zur Labung, das Getreide zur Speiſe und die Baumwolle zur Kleidung für Menſchen. Die Abende ſind kühler und laden zu Spaziergängen und Waſſerfahrten ein.

Die Lerche ſchwingt ſich in die Luft,
das Täublein fleugt aus ſeiner Kluft
und macht ſich in die Wälder;
die hochgelobte Nachtigall
ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Thal und Felder.

Die Glucke führt die Küchlein aus,
der Storch erbauet ſich ſein Haus,
das Schwälblein ätzt die Jungen;
der ſchnelle Hirſch, das leichte Reh
iſt froh und kommt aus ſeiner Höh'
ins tiefe Gras geſprungen.

Die Bächlein rauſchen in den Sand
und malen ſich an ihrem Rand
mit ſchattenreichen Myrten;
die Wieſen liegen hart dabei
und klingen ganz vom Luſtgeſchrei
der Schaf' und ihrer Hirten.

Hundertundfünfte Lektion. [CV.]

265. Der Herbſt.

Der Herbſt bringt herrliche Tage, es iſt nicht ſo heiß als im Sommer, darum angenehmer. Die Aepfel, Pfirſiche und Weintrauben ſind reif. Der Blauvogel und die Wandertaube ziehen ſüdlich, und das Laub fällt von den Bäumen.

Wie Feld und Au
ſo blinkend im Thau!
Wie perlenſchwer
die Pflanzen umher!

Wie durchs Gebüſch
die Winde ſo friſch!
Wie laut im hellen Sonnenſtrahl
die ſüßen Vöglein allzumal.

...So ſchön vollbringt's ein Maler nimmer,
wie du, o farbenreicher Herbſt,
mit zartem Schmelz und duft'gem Schimmer
den Himmel und die Erde färbſt!
Und ſieh', das herbſtliche Gemälde,
wie farbenreich die Blätter glühn!
Du malſt es wie ein Oelgemälde
ſo friſch mit Purpur, Gold und Grün.

Hundertundſechste Lektion. [CVI.]

266. Das Meer.

(Von A. Berthelt.)

1. Es mag ein überraſchender Anblick ſein, wenn Einer zum erſten Male das unermeßliche Weltmeer ſchaut. Wer wäre nicht ſchon überraſcht geweſen, wenn er zum erſten Male an der Hand des Vaters von ſeinem einſamen Dörfchen mit nach der nahe gelegenen Stadt wanderte, und da gar Vieles ſah, was er zu Hauſe noch nie geſehen hatte! Wie war man erſtaunt, wenn man zum erſten Male einen mächtigen Teich oder einen großen Fluß erblickte! Welchen gewaltigen Eindruck macht es auf uns, wenn die mächtigen Wogen eines angeſchwollenen Stromes an uns vorüber rauſchen! Ein noch ganz anderer Anblick erwartet uns an den Geſtaden des unabſehbaren Meeres. Welche Waſſermaſſe, mit welcher alle Ströme der Erde ſich nicht vergleichen laſſen, iſt da vor uns ausgebreitet! Noch ſind wir rings von feſtem Lande umgeben, wie daheim in unſerer Stadt oder in unſerem Dorfe.

2. Aber wir wandern weiter, wir steigen etwas bergauf, und da auf einmal liegt das Meer, das lang ersehnte, vor unseren Augen. Eine graue, grüne oder noch anders scheinende Wasserfläche reicht weiter, als das Auge zu sehen vermag. Sie dehnt sich aus bis an den Horizont, wo der Himmel auf ihr zu ruhen scheint. Nirgends, wir mögen spähen, wie wir wollen, ist ein jenseitiges Ufer zu finden. Spiegelglatt oder leicht nur sich kräuselnd ist die Wasserebene ohne ein jenseitiges Ende ausgespannt. Kein Berg, kein Hügel, keine Erhöhung, keine Abwechselung unterbricht die wunderbare Fläche. Da auf einmal braust der Sturm heran und wühlt das Meer auf. Da kommt Leben in das ruhige Gewässer. Immer höher heben sich die vom Sturm gepeitschten Wellen, immer tiefer sinken dazwischen die Wellenthäler. Sturmvögel schweben über der Untiefe. Haushohe Wasserberge sieht man aufsteigen und wieder sinken, und weit ans Ufer heran schlagen donnernd die Wellen in furchtbarer Brandung. Ein gewaltiges Rauschen und Brausen begleitet die tiefgefurchten Bewegungen des Meeres, bis endlich die Wuth des Windes sich gebrochen hat und nach und nach die alte Ruhe auf der weiten Wasserfläche zurückkehrt.

3. Die Sterne ziehen endlich am Himmel herauf und spiegeln sich wundervoll wieder in dem ruhigen Spiegel des Wassers. Ueber uns blinken die Sterne und neben uns glänzt ihr Wiederschein aus der Tiefe des Meeres. Da plötzlich erfaßt noch ein anderes Schauspiel unsere Blicke. Die Oberfläche und die Tiefe des Meeres fängt an, wie Feuer zu glänzen, und das ganze Meer scheint mit Feuerfunken übersäet zu sein. Die Fische schießen wie feurige Blitze durch die Fluthen. Millionen von Sternchen und Fünkchen scheinen sich auf den Wellen des Meeres zu schaukeln, und wie ein Feuerstreifen glänzt die Bahn, die ein Schiff zurücklegte. Das ist das zuweilen vorkommende wunderbare Leuchten des Meeres. Kannst du dir nun denken, wie unermeßlich groß das ganze Weltmeer sein muß?

267. Räthsel.

(Von Schiller.)

Ein Vogel ist es, und an Schnelle
erreicht es eines Adlers Flug!
Ein Fisch ist's und zertheilt die Welle,
die noch kein größ'res Unthier trug!
Ein Elephant ist's, welcher Thürme

auf seinem schweren Rücken trägt;
Der Spinnen kriechendem Gewürme
gleicht es, wenn es die Füße regt.
Und hat es fest sich eingebissen
mit seinem spitzen Eisenzahn,
so steht es, wie auf festen Füßen
und trotzt dem wüthenden Orkan.

Hundertundsiebente Lektion. [CVII.]

268. Europa und seine Länder.

(Nach L. Thomas.)

1. Europa ist nächst dem Inselande Australien zwar der kleinste, aber dagegen auch der bedeutungsvollste aller Welttheile. Er ist eine große, manchfach gestaltete Halbinsel, gegen Osten an Asien stoßend, im hohen Norden von den kalten Fluthen des Eismeers, südlich von dem Mittelmeere und westlich vom großen atlantischen Ocean bespült.

2. Viele unter der heißen Zone gelegene Gegenden Asiens und Amerikas bezaubern zwar den Reisenden sowohl durch die Fülle und Pracht ihrer Pflanzen und die Reize und den Farbenschmuck der Thierwelt, als auch durch die Größe und Herrlichkeit der Naturerscheinungen; werden aber Vortheile und Nachtheile gehörig erwogen, so ist doch Europa und Nordamerika in jedem Sinne der gedeihlichste Aufenthalt für den Menschen. In Betreff der Gaben seiner Oberfläche ist es freilich ursprünglich, mit Ausnahme des großen Inselandes Neuholland, nicht so reich als die übrigen Erdtheile von der Natur ausgestattet worden; denn sein jetziger Reichthum in der Pflanzenwelt ist wohl zum großen Theile mehr ein zusammengebrachter, als ureigner.

3. Es ist eine ausgemachte Sache, daß manche unserer Waldbäume, wie eine Menge anderer Gewächse, die jetzt Europa im Ueberflusse hervorbringt, in früherer oder späterer Zeit aus den verschiedensten Gegenden dahin gepflanzt worden. Selbst die Getreidearten sind Fremdlinge, und Asien mag ihre Heimath sein; und wie in neuerer Zeit Amerika die vielbenutzte, wohlthätige Kartoffel und den ziemlich unnützen, aber vielbeliebten Tabak sandte, so gab Asien die edlen Obstsorten: Die Kirschen, Pfirsichen, Apfelsinen, Zitronen, Feigen, Melonen und selbst den Wein.

4. Von Europa wurden diese Gewächse nach Amerika ver-

pflanzt. Aber eben darin besteht der große Vorzug Europas vor den übrigen Welttheilen, daß sein gemäßigtes Klima die Erzeugnisse anderer Länder sich so leicht aneignet, ohne deren Mängel zu besitzen.

5. Europa hat im Vergleiche mit anderen Theilen der Erde nur unbedeutende Gebirge, Ströme und Seen; seine Wälder sind nicht zu vergleichen mit den Urwäldern Amerikas, seine Ebenen nicht mit den großen Wüsten Afrikas; seine mächtigsten Thiere sind schwach und unbedeutend gegen die Riesen der Thierwelt in Afrika und Asien; dafür aber tritt auch die ganze Natur dem Menschen in Europa freundlicher und milder entgegen. Die Europäer kennen nicht die Strenge, Furchtbarkeit und lange Dauer des Winters von Sibirien und Nordamerika. Unter gleichen Graden der Breite, unter denen jene beiden Länder ihren wenigen Bewohnern bei fast ewigem Eise nur Moose und niedriges Gestrüpp bieten, erzeugt dieser Erdtheil noch Getreide und mancherlei Früchte. Fremd ist ihnen die Wuth der Orkane Westindiens, fremd die furchtbaren Gegensätze von Hitze und Kälte, wie Amerika und Asien sie darbieten; und wenn auch der Himmel nicht in jener Pracht der Tropenländer strahlt, so kennt man auch nicht jene furchtbar verheerenden Krankheiten, von denen die Bewohner jener für so glücklich gepriesenen heimgesucht werden — (die asiatische und afrikanische Pest und das gelbe Fieber Amerikas berühren kaum Europas äußerste Grenzländer). Gern vermißt man die fast endlosen Sandwüsten Afrikas und Asiens, die Flußniederungen Amerikas mit ihren furchtbaren Ueberschwemmungen, jene unendliche Menge theils gefährlicher, theils wenigstens höchst lästiger, reißender oder giftiger Thiere. Unbesorgt überläßt der Europäer sich dem Schlummer in Feld, Wald und Wiese, ohne den giftigen Hauch einer verpesteten Luft oder die Gewalt und das Gift mächtiger Thiere, lästiger Muskitos (eine Art Mücken) und gefährlicher Gewürme befürchten zu müssen.

6. Das fast überall milde Klima mit fast durchaus gesunder Luft giebt dem Europäer jene körperliche Schönheit und Stärke, wodurch er sich im Allgemeinen von den übrigen Völkern der Erde auszeichnet, und begründet höchst wahrscheinlich seine entschiedene geistige Ueberlegenheit. Europa ist der gebildetste Welttheil, seit mehr als 2000 Jahren der Mittelpunkt aller Kenntnisse, aller Wissenschaften, aller Künste und Gewerbe, alles Handels und aller milden und edlen Sitte; und nur erst seit einem Jahrhunderte beginnt in Nordamerika, namentlich durch europäische

Abkömmlinge, die edlere Bildung. Und von ihm und Nordamerika aus gehen die begeiſterten Boten des Evangeliums, zu verkündigen das Heil der Welt allen Völkern des Erdkreiſes.

7. Die wichtigſten Länder in Europa ſind: England, Frankreich, Deutſchland und Rußland.

Hundertundachte Lektion. [CVIII.]

269. Das deutſche Vaterland.

(Von L. Wächter.)

1. Kennt ihr das Land ſo wunderſchön
in ſeiner Eichen grünen Kranz?
das Land, wo auf den ſanften Höh'n
die Traube reift im Sonnenglanz?
Das ſchöne Land iſt uns bekannt,
es iſt des Deutſchen Vaterland.

2. Kennt ihr das Land, vom Truge frei,
wo noch das Wort des Mannes gilt?
Das gute Land, wo Lieb und Treu'
den Schmerz des Erdenlebens ſtillt?
das gute Land iſt uns bekannt,
es iſt des Deutſchen Vaterland.

3. Kennt ihr das Land, wo Sittlichkeit
im Kreiſe froher Menſchen wohnt?
das heil'ge Land, wo unentweiht
der Glaube an Vergeltung thront?
Das heil'ge Land iſt uns bekannt,
es iſt ja unſer Vaterland.

4. Heil dir, du Land ſo hehr und groß
vor allen auf dem Erdenrund;
wie ſchön gedeiht in deinem Schooß
der edlen Freiheit ſchöner Bund!
d'rum wollen wir dir Liebe weih'n,
und deines Ruhmes würdig ſein.

270. Deutſchland für immer.

(Von Sturm.)

1. Deutſchland für immer! heißt mein Lied,
das ſing' ich durch die Gaſſen
und will, bis einſt mein Leben flieht,
von dieſem Lied nicht laſſen.

2. Im Glücke schwingt es hell und klar
sich freudenvoll nach oben,
doch tönt's auch muthig immerdar,
wenn Sturm und Wetter toben.

3. Wer treue Liebe sich erkor,
wem frommer Glaube eigen,
der läßt sich nicht, ein schwankes Rohr,
von jedem Winde beugen.

4. Und ob dem Auge sich entzieht
der Hoffnung goldner Schimmer,
nur um so lauter tönt mein Lied:
Dennoch Deutschland für immer!

5. Deutschland für immer! Stimmt mit ein
in Freuden und in Schmerzen;
das Vaterland wird einig sein,
sind einig erst die Herzen.

271. Westphälisches Bauernleben.

1. Westphalen ist aus alten Zeiten her der Wohnsitz des Sassischen Volks gewesen und geblieben bis heute. Abgerechnet die Israelskinder, die einzeln umher wandeln und handeln, ist der ganze Stamm ächter German. Die Bewohnerzahl steigt fast auf 1½ Million, so daß 1000 auf einer Quadratmeile leben; eine Bevölkerung, die um so stärker zu achten, wenn man in Anschlag bringt, daß der Süden eine Gebirgswelt, der Nordwest einem bedeutenden Theile nach Sand und Moor, und in solchen Gefilden des Bodens Ergiebigkeit nur sehr mäßig, ja ärmlich ist.

2. Die Enkel des alten Sassischen Volkes, welche hier wohnen, sind ein körperstarker, kernfester, unverfeinerter, viel ertragender Menschenschlag, welcher die alte Weise seiner Urahnen nicht nur in der Sprache (der westphälisch-plattdeutschen Mundart), sondern selbst in der Art zu wohnen, in dem ganzen eigentlichen Westphalen, von der Weser bis gen Holland, beibehalten hat. Ausnahme von der alten Wohnart machen nur Paderborn und die südlichen Gebirgslande. Ersteige den Rücken des Osning, schau' nach allen Gegenden hinaus, welch ein eigenthümliches Gemälde überläuft dein Blick! Das ganze Land, so weit das Auge nur reicht, ist mit einzelnen Höfen der Landleute überstreut. Denn noch wohnt der Mensch hier fast überall nicht in

geſchloſſenen Dörfern, ſondern nach uralter Germanenſitte vereinzelt in ſeiner Hütte. Dieſe iſt umgeben vom Kamp (Hofraum), der mit einem Schlagbaum geſchloſſen iſt. Rings um die Wohnung hat jeder Landmann ſeine Grundbeſitzungen, Aecker und Wieſen und Holzungen; mit Graben und Hecken umgiebt jeder ſein Grundeigenthum.

3. So hauſet er vereinzelt noch jetzt, wie um des Erlöſers Geburt, in ſeinem Kamp. Hier brennt noch auf dem Herde der Deele (Hausflur), welche zugleich Wohnſtube iſt, das alte germaniſche Hüttenfeuer. Im Hintergrunde, hinter dem Herde, iſt die Schlafſtätte. Hier hat auch die Hausfrau ihren ſteten Aufenthalt, um, ſelbſt am Spinnrade ſitzend, mit einem Blicke das ganze Hausweſen zu überſehen und zu leiten. Neben an unter demſelben Strohdache iſt links und rechts das Vieh, über ihm der Boden für Futter. Der Rauch des Herdes zerſtreut ſich ohne Schornſtein unter dem Strohdach, wo der berühmte weſtphäliſche Schinken zur Reife gedeiht, während im dicht vermauerten Ofen der Pumpernikel brodet. Solchem ländlichen Menſchen iſt ſein Erbengut mit Kindern und Geſinde ein irdiſches Paradies, eine kleine Welt für ſich. Selten ſind ihm die Scenen aufgeregten Verkehrs der Jahrmärkte u. ſ. w., weit mehr kennt er die Freuden der Hochzeiten und der Tauffeſte.

4. Mehrere von ſolcherlei vereinzelten Grundſtücken der Landleute machen eine Bauerſchaft durch Verein unter ſich, an deren Spitze ein Hofſchulze ſteht, aus; mehrere Bauerſchaften aber ſind zu einem Kirchſpiel vereint, deſſen Kirche ſich im nächſten Flecken oder Dorfe, oder in der nächſten Stadt befindet. In weiter Abgeſchiedenheit von einander liegen ſolche Kirchdörfer, und der ländliche Siedler hat zu ſeiner Kirche oft zwei Stunden zu wandern. Aber ein frommes Gemüth iſt ihm eigen; er weiß ſie dennoch mitten durchs Ungeſtüm des Himmels mit ſeinem ſtarken Körper zu finden.

272. Deutſcher Rath.

(Von Reinick.)

1. Vor Allem eins, mein Kind, ſei treu und wahr,
laß nie die Lüge deinen Mund entweih'n!
Von Alters her im deutſchen Volke war
der höchſte Ruhm, getreu und wahr zu ſein.

2. Du biſt ein deutſches Kind, ſo denke d'ran,
noch biſt du jung, noch iſt es nicht ſo ſchwer.
Aus einem Knaben aber wird ein Mann,
das Bäumchen biegt ſich, doch der Baum nicht mehr.

3. Sprich „Ja" und „Nein" und dreh' und deutle nicht;
was du berichteſt, ſage kurz und ſchlicht.
Was du gelobeſt, ſei dir höchſte Pflicht,
dein Wort ſei heilig, drum verſchwend' es nicht!

4. Leicht ſchleicht die Lüge ſich ans Herz heran,
zuerſt ein Zwerg, ein Rieſe hintennach,
doch dein Gewiſſen zeigt den Feind dir an,
und eine Stimme ruft in dir; „Sei wach!"

5. Dann wach' und kämpf', es iſt ein Feind bereit!
Die Lüg' in dir, ſie drohet dir Gefahr.
Kind! Deutſche kämpften tapfer allezeit,
du deutſches Kind, ſei tapfer, treu und wahr!

273. Die Auswanderer.

(Von Ferd. Freiligrath.)

1. Ich kann den Blick nicht von euch wenden;
ich muß euch anſchau'n immerdar;
wie reicht ihr mit geſchäft'gen Händen
dem Schiffer eure Habe dar!

2. Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
die Körbe langt, mit Brod beſchwert,
das ihr, aus deutſchem Korn gebacken,
geröſtet habt auf deutſchem Herd;

3. Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
ihr Schwarzwaldmädchen, braun und ſchlank,
wie ſorgſam ſtellt ihr Krüg' und Töpfe
auf der Schaluppe grüne Bank!

4. Das ſind dieſelben Töpf' und Krüge,
oft an der Heimath Born gefüllt;
wenn am Miſſouri Alles ſchwiege,
ſie malten euch der Heimath Bild.

5. Des Dorfes ſteingefaßte Quelle,
zu der ihr ſchöpfend euch gebückt,
des Herdes traute Feuerſtelle,
das Wandgeſims, das ſie geſchmückt.

6. Bald zieren ſie im fernen Weſten
des leichten Bretterhauſes Wand;
bald reicht ſie müden braunen Gäſten,
voll friſchen Trunkes, eure Hand.

7. Es trinkt daraus der Tſcherokeſe,
ermattet, von der Jagd beſtaubt;
nicht mehr von deutſcher Rebenleſe
tragt ihr ſie heim, mit Grün belaubt.

8. O, ſprecht! warum zogt ihr von dannen?
das Neckarthal hat Wein und Korn,
der Schwarzwald ſteht voll finſtrer Tannen,
im Speſſart klingt des Aelplers Horn!

9. Wie wird es in den fremden Wäldern
euch nach der Heimathberge Grün,
nach Deutſchlands gelben Weizenfeldern,
nach ſeinen Rebenhügeln ziehn!

10. Wie wird das Bild der alten Tage
durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer ſtillen frommen Sage
wird es euch vor der Seele ſtehn.

11. Der Bootsmann winkt!—Zieht hin in Frieden;
Gott ſchütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Bruſt beſchieden
und euren Feldern Reis und Mais!

Hundertundneunte Lektion. [CIX.]

274. Aufenthalt in Rom.

(Von Herder.)

Meine lieben guten Kinder!

1. Ihr habt mir ſo viel Freude gemacht mit Euren Briefen, daß ich jedem von Euch mehrere ſchuldig bin, und dieſe Schuld will ich bald abtragen. Dir, lieber Gottfried, will ich von römiſchen Alterthümern, dir, lieber Auguſt, von ſchönen Göttern und Göttinnen, dir, braver Wilhelm, von trefflichen Gebäuden, der Rotunda und anderen, dir, du kernfeſter Adelbert, von italieniſchen Ochſen, Kühen, Bäumen, dir, liebes Louischen, von Gärten und hübſchen Bildern, dir, du lieber Emil, von Weintrauben und anderen ſchönen Sachen ſchreiben.

Bald kommt auch Herr Moriſt zu Euch, der künftige Woche von hier wegreiſen und Euch viel von Rom und von mir erzählen wird. Habt ihn lieb und fragt ihn nur viel; er iſt ein gar guter Menſch, und ich habe ihn ſehr lieb.

2. Mich freut es, liebe Kinder, daß Ihr ſo fleißig, gehorſam und artig ſeid. Dir danke ich, lieber Gottfried, daß du dich meiner Bibliothek ſo annimmſt und mir ſo artige Briefe ſchreibſt; ſo auch dir, lieber Auguſt, und dir, lieber Wilhelm, auch deswegen, daß dich Herr Krauſe über deine Zeichnung gelobt hat. Mich ſchmerzt es jetzt alle Augenblicke, daß ich nicht zeichnen kann; ich bin wie ein Stummer, der zwar Gedanken hat, ſie aber nicht auszudrücken vermag. Darum, liebe Kinder, lernet hübſch zeichnen, und ſeid auch in den Sprachen fleißig. Auch ſchadete es nicht, lieber Gottfried, wenn du dein Klavierſpielen wieder anfingſt, damit du recht mit Ausdruck ſpielen lernteſt. Als ich dem Herrn Rehberg, der ein vortrefflicher Maler iſt, aus deinem Briefe vorlas, daß du Albrecht Dürer werden wollteſt, ſagte er, warum ich dich nicht mitgebracht habe; aber es iſt noch zu früh; du mußt auch erſt andere Dinge lernen, ehe du nach Italien reiſeſt. Du lernſt hübſche Lieder, liebes Louiſchen, und deine Blättchen an mich ſind ſehr hübſch; inſonderheit freue ich mich über das Lied: „Befiehl du deine Wege"; du mußt auch einige Verſe aus dem Liede: „Ich ſinge dir mit Herz und Mund" lernen, es iſt gar ein ſchönes Lied. In deinem neuen Biberkleidchen, lieber Emil, möchte ich dich gern ſehen, aber ich komme erſt wieder, wenn du es nicht mehr trägſt; trage es geſund, du gutes Jüngelchen, und behalte mich lieb; deine Briefchen erfreuen mich ſehr; du biſt ein verſtändiges Bübchen und der kleine Gottfried auch.

3. Nun lebt wohl! Ihr meine lieben guten Kinder: Gottfried, Auguſt, Wilhelm, Adelbert und du, liebes Louiſchen und du, kleiner Emil, der du gern an mich ſchreibſt; lebt Alle wohl und ſeid hübſch artig, vergnügt und gehorſam und fleißig. Lebt wohl, Ihr Lieben!

275. Zwei verſchüttete Städte.

(Von Haupt.)

1. Im Jahre 79 nach Chriſti Geburt, am 24. Auguſt, erhob ſich plötzlich, nachdem der Veſuv (ein feuerſpeiender Berg bei Neapel) ſeit Menſchengedenken nicht mehr Lava ausgeworfen hatte, eine ungeheure Rauchwolke aus dem Berge; bald ſchoſſen Feuerſtrahlen daraus hervor, glühende Steine flogen umher, und glühende Aſche fiel dicht und immer dichter mehrere

Stunden weit nieder; die Sonne verlor ihren Schein, bis endlich dunkle Finſterniß über der ganzen Gegend lag. Die Erde erbebte, und unter den Tritten der Fliehenden ſchwankte der Boden, ſo daß ſie niederſtürzten; unterirdiſcher Donner grollte dumpf, und in jedem Augenblick fürchteten die Bewohner den Einſturz ihrer Städte. Alles floh. Um ſich gegen die unerträgliche Hitze der glühenden Aſche zu ſichern, band man Kiſſen auf den Kopf. Nichts war zu erkennen. Das Rufen, das Geſchrei und Gejammer der Armen, die auf dem Felde herum tappend ſich nirgends zurecht zu finden wußten und die Ihrigen vergebens ſuchten, war herzzerreißend. Endlich, als der lange und ſchwere Aſchenregen nachließ und am andern Tag die Sonne, wiewohl mit bleichem Schein wieder hervortrat, bot die ganze Gegend den traurigſten Anblick dar. Alles war mit Aſche bedeckt. Von den zwei Städten aber, Herculanum und Pompeji, fand ſich keine Spur mehr. Niemand wußte, wo ſie geblieben; man glaubte, die Erde habe ſie verſchlungen. Ein ſchauerliches Schweigen ruhte über ihrem Grabe.

2. Da geſchah es, daß vor etwa hundert Jahren ein Bauer in jener Gegend einen Brunnen graben wollte; und ſiehe, er grub drei ſchöne Bildſäulen heraus. Später forſchte man weiter, und — wer malt das Erſtaunen! — man grub ein Theater, eine Straße mit ihren Häuſern heraus; kurz, man überzeugte ſich, daß man in dem vor mehr als 1600 Jahren durch Aſche und glühende Lava verſchütteten Herculanum ſich befinde. Später grub man auch nach dem alten Pompeji, und auch dies wurde gefunden; und wohl der vierte Theil desſelben iſt ſchon ans Licht gebracht. Das iſt nun höchſt merkwürdig: In einer unterirdiſchen Stadt kann man da umhergehen. Alles liegt noch ſo da, wie es vor 1600 Jahren geweſen; und eine recht anſchauliche Vorſtellung von dem Leben der alten heidniſchen **Römer** läßt ſich hier gewinnen. Da ſieht man noch Stühle und Tiſche, Lampen, Meſſer, Flaſchen, Ringe, Schlüſſel u. dgl. herum liegen. Die höchſt geſchmackvolle Malerei an den Zimmerwänden iſt noch ſo friſch, als wenn der Maler eben erſt davon gegangen wäre. Im Theater und auf einer Villa (Landgut) fand man einen außerordentlichen Schatz von koſtbaren Statuen von Marmor und Bronze. In einem Zimmer fand man eine Bibliothek von 1700 Papyrusrollen (gedruckte Bücher hatte man damals noch nicht); ſie waren aber alle verkohlt. Ueber den Hausthüren ſtehen noch hier und da Inſchriften, und in den Buden der Oelverkäufer die Ladentiſche. Die Straßen ſind enge, die Häuſer niedrig. Ihr Aeußeres iſt ſehr einfach, das Innere deſto prachtvoller. Die Fußböden

sind mehr oder weniger mit künstlicher Mosaik (einem aus farbigen Steinen zusammengesetzten, unsern Stickereien ähnlichen Gemälde) ausgelegt; die Wände sind mit prachtvollen Gemälden verziert, Tische und Schränke mit dem schönsten Hausrath. Vor den Häusern sind noch die Bänke, auf denen sich die Nachbarsleute zu versammeln pflegten. Ein weibliches Skelett saß an einem Arbeitstischchen und hatte einen Knäul vor sich liegen, ein anderes wurde mit einem Schlüsselbunde in der Hand, ein drittes auf einer Hühnerleiter stehend gefunden, und in den Buden lagen noch allerhand Eßwaaren, Nüsse, Weinbeeren, Oliven, eine große Pastete; aber natürlich alles verkohlt von der Hitze der Lava.

276. Ausbruch des Vesuvs.

(Aus Onkel Brisson's Abenderzählungen.)

1. Im Jahre 1779 tobte der Vesuv mit wüthender Gewalt, nachdem er sich sieben Monate vorher ganz ruhig verhalten hatte, und die über ihm schwebende Rauchsäule verschwunden war. Ehe das Verderben, das der Vesuv anrichtete, über die Umgegend hereinbrach, umlagerte ihn eine so dicke Luft, daß die Sonne ihren Strahlenglanz und der Mond sein heiteres Licht verlor, und beide röthlichen Scheiben glichen. Schon kündigten Vorboten die angstvolle Zukunft an, in welche die Bewohner in der Nähe des Berges blickten. Mit donnerndem Getöse brachen zwischen dem Krater und der Stadt Torre del Greco Rauchsäulen hervor. Am 12. Juni erschreckte die Nachbarn ein so heftiger Erdstoß, daß in dem mauerstarken königlichen Palaste zu Caserta alle Klingeln anschlugen. Dieser und noch ein anderer Stoß, der drei Tage später erfolgte, war die Ankündigung eines zwar schönen, aber furchtbaren Naturschauspiels, von dem die Klügsten nicht wußten, was es für ein Ende nehmen würde.

2. Vom Vesuv her hörte man nun ein wildes Getöse, aufeinanderfolgende Donnerschläge, sah Rauchwolken, und ihm zur Seite erhob sich eine Feuersäule. Bald blitzte eine Feuersäule nach der andern auf. Ein Regen von glühenden Steinen, Schlacken und Asche fiel aus der Höhe hernieder. Es war wunderbar und prachtvoll anzusehen, wie die Flammen von allen Seiten des mächtigen Berges hervorschossen und weit über seinen Gipfel hinausreichten, so daß er einer brennenden lodernden Fackel glich. Ein Donnern, wie es durch das schnell

auf einander folgende Abfeuern des groben Geſchützes, ein Brüllen und Toben, wie es durch die ſchäumenden, vom Sturmwinde gepeitſchten Wogen des Meeres verurſacht wird, erfüllte jetzt den Luftkreis. Es ſauſte, es pfiff, es ließen ſich allerlei gräßliche Töne hören. Aus dem Krater wälzte ſich ein dicker Schwefeldampf empor; zentnerſchwere Steine wurden bis zu einer unglaublichen Höhe hinaufgeſchleudert und ſchienen mit einer Leichtigkeit geworfen zu werden, als ob ein Knabe ſeinen Fangball aufwärts ſteigen läßt. Es krachte vom Niederſturze dieſer Steinmaſſen, und die dadurch verurſachten Erſchütterungen des Bodens theilten ſich den Häuſern in Neapel mit. Fenſter klirrten, Thüren raſſelten, Thurmglocken ſchlugen an; in dicken Dünſten ſchwamm das Bild des Mondes blutroth, ſie umhüllten ihn endlich ganz, ſo daß ſeine Scheibe unſichtbar wurde. Auf den Straßen hörte man das Wehklagen der Menſchen; der Gottesleugner betete; der Abergläubige nahm ſeine Zuflucht zu den Heiligen, und laute Stimmen riefen ihnen zu: Bitte für uns!

3. Lavaſtröme wälzten ſich von dem Berge herab. Finſtere Rauchwolken verdunkelten das Licht der Sonne, und der Tag verwandelte ſich in Nacht. Am 7. Auguſt um Mitternacht ſchoß aus dem Krater eine Feuerſäule hervor, die eine ſo glänzende Helle verbreitete, daß man, ſechs engliſche Meilen vom Veſuv entfernt, in der Nacht das Kleinſte erkennen konnte. Nach einem erſchütternden Donnerſchlage erſchien am folgenden Abende eine andere Feuerſäule, welche ſich bis zu der ungeheuren Höhe von 10,000 Fuß erhob. O, wie klein und kindiſch iſt dagegen das Spiel der Menſchen mit Feuerwerken!

4. Der Aſchenregen fiel ſo dicht, daß es Niemand wagen konnte, vor die Thüre zu treten. In den Häuſern herrſchte eine Gluth, daß man fürchtete, die Balken würden ſich von ſelbſt entzünden. Ein ſchwarzes Gewölk wurde von Blitzen durchſchlängelt. Die Hitze und der Schwefeldampf verſtatteten kaum noch das Athemholen. Der Gipfel des Veſuv, der Berg Somma und das dazwiſchen liegende Thal glichen völlig einem Feuermeere, deſſen Gluth man in weiter Ferne empfand.

5. Endlich hörte das Toben des Berges auf, und eine friedliche Ruhe kehrte nach Krieg und Schrecken zurück, womit er die Umwohnenden geängſtigt hatte.

Hundertundzehnte Lektion. [CX.]

277. Griechenlands Lage und Bewohner.

(Nach Hugendubel.)

1. Der nördliche Theil der Halbinsel des Hämus*) ist ein gebirgiges Land, dessen Bewohner, Hirten und Krieger, zu jeder Zeit auf einer niedrigen Stufe der Gesittung gestanden haben. Die südliche Halbinsel oder Griechenland liegt im Mittelpunkte der alten Welt, in der Nachbarschaft der am frühesten civilisirten Länder, Aegyptens, Phöniciens, Kleinasiens; und ein schmales Meer trennt sie von Italien.

2. Griechenland ist ein Gebirgsland ohne große Ebenen; sein Klima ist aller Orten veränderlich und in jeder Gegend anders. Es zerfällt in eine Menge Bezirke, von welchen jeder eine eigenthümliche Beschaffenheit hat, wird von drei Meeren bespült, durch tiefe Buchten zerschnitten und ist von einer großen Anzahl Inseln umgeben. Das Land zeigt einen wunderbaren Wandel natürlicher Verhältnisse, der jede Möglichkeit politischer Einheit und darauf begründeter Eroberungslust und Weltherrschaft, wie sie bei den Römern stattfand, ausschloß. Die **Griechen**, ebenso gut ein Inselvolk als Continentalvolk, theilen sich in eine Menge Völkerschaften von sehr verschiedenem, stark ausgeprägtem Charakter. Diese Theilung hat eine Verschiedenheit der Sitten, des religiösen Geistes, der politischen Einrichtungen, einen Reichthum von Ideen und Erfahrungen erzeugt, welcher gegen die einförmige und arme Civilisation der großen asiatischen Staaten stark absticht. Aber aus derselben Thatsache entsprangen auch die Uneinigkeiten der Griechen, ihre Eifersucht, ihre innerlichen Kriege und ihre Schwäche gegen die Eroberer, welche alle Gebirge und Engpässe, die der Freiheit zur Schutzwehr dienen sollten, unnütz machte.

3. Die Schönheit des griechischen Klimas, welche in den Augen der alten Bewohner der köstlichste Vorzug ihres Vaterlandes war, die Reinheit der Atmosphäre, die Heiterkeit des Himmels, die harmonischen Formen der Gebirge und die ganze Poesie der Natur haben sich in der schönen Gesittung der Griechen, in der bewunderungswürdigen Vollkommenheit ihrer schönen Künste, in dem seltenen Gleichgewichte,

*) Hämus hieß bei den Alten das Balkangebirg.

welches zwischen den verschiedenen Kräften ihrer Seele bestand, in der Heiterkeit und Ruhe ihres ganzen Lebens abgespiegelt.

4. Seiner Gesittung, seinen Wissenschaften und schönen Künsten, nicht seinen Eroberungen verdankt das griechische Volk den großen Einfluß, den es auf die Menschheit ausgeübt hat, und die Stelle, welche es unter den größten geschichtlichen Völkern einnimmt.

Hundertundelfte Lektion. [CXI.]

278. Tempel und religiöse Gebräuche der Hindu.

(Aus dem Thüringischen Kinderfreund.)

1. Die Hindu in Ostindien bekennen sich meistentheils zur brahmanischen Religion. — Tempel und Pagoden sind in allen Gegenden Ostindiens in sehr großer Anzahl zu finden. Diese indischen Tempel übertreffen an Größe und Dauerhaftigkeit Alles, was auf Erden von Werken der Baukunst bekannt ist. Sie sind auf der Küste Malabar meist aus Marmor oder Ziegelsteinen, auf Koromandel aber größtentheils aus Granit gebaut. Gewöhnlich bildet das Ganze ein längliches Viereck, genau nach den Weltgegenden gerichtet und von einer sehr starken Umfassungsmauer umgeben. Bei dem Tempel von Dschaggerath beträgt die Länge des Ganzen 2160 Fuß, die Breite 1446 Fuß. In der Mitte jeder der 4 Mauern erhebt sich ein Thurm von 8—10 Stockwerken, 3—400 Fuß hoch, und diese Thürme sind außen ganz mit in halb erhabener Arbeit ausgeführten Götter- oder Thierbildern bedeckt. In der Mitte des freien Raums steht das eigentliche Heiligthum, ein rieſengroßes pyramidenförmiges Gebäude, ganz aus spiegelglatten Granitquadern aufgeführt.

2. Noch bewundernswürdigere Denkmäler der rieſenmäßigen Baukunst einer uralten Zeit sind andere Tempel, welche sogar ganz aus Felsen gehauen sind. Solche unterirdische Felsentempel, Paläste, Säle, die oft Raum zu Wohnungen für viele tausend Priesterfamilien enthielten, finden sich in großer Anzahl auf der nördlichen Hochebene Dekans und in den Ghatsgebirgen. Bei Ellore ist ein hufeisenförmiges Gebirge in einer Ausdehnung von 2 Stunden zu unendlich vielen Pagoden aus-

gemeißelt, und das Innere ist mit Tausenden von Götterbildern angefüllt. Aehnlich, nur nicht von so ungeheurem Umfange, sind die Höhlentempel von Elephantine und Salsette.

3. Fast in jedem hindu'schen Hause wird eine Schutzgottheit angebetet. — Pilgerschaften zu den von dem Volksglauben geheiligten Oertern werden für heilige Werke gehalten. Solche Oerter sind besonders die Höhen des Himalaya, aus denen die heilig gehaltenen Ströme der Inder hervorbrechen. Hier, an den sichtbaren Ursprüngen der Ströme, in wilden Felshöhen haben die Hindus ihre gefeiertsten Opferstellen, Tempel, Badeplätze und Wallfahrtsorte. Durch die grauenvollen Schnee- und Eisfelder aufwärts winden sich, Gebete murmelnd, die Pilger, um die heilige Ganga aus einem Orte, Kuhmaul genannt, hervorbrechen zu sehen. Viele erliegen den Mühseligkeiten dieser Reise; aber glücklich werden die geschätzt, welche der Tod auf dieser heiligen Reise dahinraffte. Der heiligste Strom Ostindiens ist der Ganges. Zu diesem zu pilgern, aus seinen Fluthen zu trinken, in ihm zu baden, ist das Ziel von Hunderttausenden. Der Kranke sucht Genesung im Gangesbade, und der Gesunde sorgt dafür, daß nach seinem Tode wo möglich seine Asche in den Strom gestreut werde. Gangeswasser wird in den indischen Gerichtshöfen dazu benutzt, um darauf den Eid zu schwören. Zahllose Pagoden stehen an den Ufern des heiligen Stroms; im frommen Wahnsinn stürzen Mütter ihre Kinder in die Fluth, um sie desto schneller eine Stufe höher in der Wanderung zum Licht zu bringen. Mancher Schwärmer ertränkt sich selbst in dem heiligen Wasser, und Viele wandern 500 Meilen weit nach den heiligen Stellen, um das heilbringende Wasser des Ganges auf ihrem Kopfe heimzutragen.

4. Seltsam und zum Theil schrecklich sind die Büßungen, denen die Hindus freiwillig sich unterziehen. Eine der gewöhnlichsten Büßungen ist, mit erhobenen Armen zwischen vier Feuern zu sitzen, während die Sonne über dem Scheitel brennt, — im Winter im kalten Wasser liegen, — auf den Spitzen der Zehen stehen, — von Wasser und gedörrtem Laube leben, — Wochen und Monate lang unbeweglich stehen, den Körper mit Ameisenhaufen bedeckt, während stachelige Schlingpflanzen den Körper umranken und verwunden und Vögel ihre Nester sorglos auf den Schultern anbauen. Manche Büßende ziehen sich in Höhlen zurück, wo sie von dem Volke genährt werden; andere liegen Jahre lang auf Brettern, aus welchem spitzige Nägel hervorragen; noch andere zerfleischen sich den ganzen Körper, oder lassen sich an einem eisernen Hacken, der ihnen durch den

Rücken getrieben wird, in die Höhe ziehen und in der Luft im Kreise umherdrehen. Manche lassen sich lebendig begraben oder werfen sich unter die Räder der Wagen, auf denen die Götzenbilder bei Prozessionen umhergefahren werden. So glauben sich die Schwärmer unmittelbaren Eintritt ins Paradies zu erwerben.

5. Uralt ist die Sitte, daß sich die Frau beim Tode ihres Mannes auf dem Scheiterhaufen desselben mit verbrennen läßt. Es fordert dies kein Gesetz, aber dennoch finden sich sehr viele Beispiele dieser gräßlichen Sitte bis auf die neueste Zeit, obgleich die Engländer mit Zwangsmaßregeln dagegen einschreiten.

Hundertundzwölfte Lektion. [CXII.]

279. Hammerfest, die letzte Stadt im Norden von Europa.

(Nach A. W. Grube.)

1. In einer Bucht von Qualöe (Wallfischinsel) auf der rechten Seite, wenn man aus dem offenen Meere kommt, bemerkt man fünf bis sechs Häuser an die Felsenwand gebaut, überragt von einem hölzernen Kirchthurme, und durch zwei friedliche Kanonen, in denen die Vögel nisten, vertheidigt. Dies ist Hammerfest, die letzte Stadt des Nordens. Der Hafen ist mit Barken und Handelsfahrzeugen bedeckt.

2. Im Sommer bietet die kleine Stadt Hammerfest ein heiteres und belebtes Gemälde dar; sie sieht im Verlauf einiger Monate fast 200 Fahrzeuge, theils norwegische, theils fremde, ankommen. Sie bringen Mehl, Hanf u. s. w. und nehmen als Austausch Fische, Thran, Rennthierhäute, Eiderdunen, Füchse und Erz mit fort. Hammerfest ist die Hauptstadt von ganz Westfinnland. Sie zieht den größten Theil der Produkte des Landes, von der Jagd nämlich und vom Fischfange, an sich und verbreitet im Einzelnen die fremden Bedürfnisse, welche sie empfangen hat, in die verschiedenen Kauforte des Distrikts.

3. Wenn man durch die wogenden Nebel und die dichten Wolken, welche gewöhnlich den Himmel von Hammerfest verschleiern, plötzlich einen schönen Sonnenstrahl dringen sieht, wenn die Gebirge der Inseln mit ihren bläulichen Rändern und ihren schimmernden Gipfeln in der Ferne erscheinen, wenn das Meer, welches kein Wind in Bewegung setzt, wie ein sil-

berner See sich zwischen der Stadt und dem Felsen ausbreitet, o! das ist ein schönes, poetisches Schauspiel. Eines Abends im Monat August habe ich von der Höhe dieses wie eine Thurmspitze aufsteigenden Piks*) die Sonne, im ersten Augenblick durch eine lichte Wolke verhüllt, um Mitternacht in all' ihrer Pracht sich erheben sehen. Das ganze Meer erglänzt im Licht; die Gebirge hatten eine Färbung von Azur, gleich den fernen Horizonten der südlichen Gegenden, und die Sonne, zwischen den Hügelwänden in ihrem Bette von Granit wie eingeschlafen, glich einer krystallenen Schale. Sobald diese schönen Tage erscheinen, entsteht in der ganzen Stadt eine große Bewegung. Jeder will das so seltene, so eilig fliehende Schauspiel genießen. Aber diese Tage der Erheiterung sind nur spärlich; ein dunkler Nebel verhüllt das Blau des Himmels; der Frost beginnt mitten im schönsten Sommer, bald verschwinden die fremden Schiffe eines nach dem andern, die Waarenhäuser werden geschlossen, die Geschäfte hören auf, Alles wird still.

4. Der Winter ist da. Und welch' ein Winter! Nächte ohne Ende, ein schwarzer Himmel, ein gefrorener Erdboden. Zwölf Uhr des Mittags muß man im Monat December sich ganz nahe ans Fenster stellen, um einige Zeilen zu lesen. Vom Morgen bis zum Abend ist die Lampe in allen Häusern angezündet, und keine Freude giebt es mehr, kein Leben, keine Neuigkeit. Die Post, die dreimal monatlich ankommen soll, erscheint nur noch zu unbestimmten Zeitpunkten. Die, welche die schwedischen Gebirge passirt, ist oft durch die Nacht und die schlechten Wege aufgehalten; die von Drontheim übers Meer stößt auf noch größere Hindernisse. Die Stadt ist jetzt wie eine Welt für sich, vom großen Erdboden getrennt. Die armen Menschen, welche sie bewohnen, suchen dann alle möglichen Mittel hervor, um sich zu zerstreuen. Sie haben einen Verein gebildet, um sich dänische und deutsche Bücher zu verschaffen. Sie versammeln sich des Abends bald bei dem Einen, bald bei dem Andern, wenn die Schneewirbel sie nicht verhindern auszugehen. Selbst die Wissenschaftlichsten unter ihnen müssen sich auf Zeitvertreibe beschränken; denn anhaltend beim Lampenschein zu lesen oder zu schreiben ist unmöglich. Eines ihrer größten Vergnügen ist, wenn bisweilen der Himmel sich aufklärt, die langen norwegischen Schneeschuhe von Holz anzuschnallen und über die Felsen und Gebirge zu laufen, an denen die Schneemassen alle Unebenheiten ausgeglichen haben.

5. Gegen Ende des Januar beginnen sie, am Horizont die

*) Ein Pik wird ein spitziger Berg genannt.

erſten Lichtblicke der Sonne zu ſuchen, welche ſie ſo lange geflohen hat. Anfangs unterſcheidet man in dem düſteren Gewölk nur einen röthlichen Schein, aber dies iſt das wohlbekannte Zeichen, das Alle freudig begrüßen: Es iſt der Vorbote der Sonne, welche im Begriff ſteht, Erde und Menſchen wieder zu beleben. Der Erſte welcher das frohe Zeichen erblickt, verkündet es mit lauter Stimme, und Jedermann läuft auf den Hügel. Dieſer Tag iſt ein Feſttag in allen Familien. Nach und nach vergrößert ſich der rothe Schein; die unbeſtimmte Linie wird zu einer breiten Scheibe, welche die Wolken durchzieht und von Woche zu Woche ſich mehr über den Horizont erhebt und da verweilt, bis ſie drei Monate hinter einander den Nordmenſchen leuchtet.

Hundertunddreizehnte Lektion. [CXIII.]

280. Neujahrsgeſchenk aus Jamaika in Weſtindien für ein Kind in Europa.

Lieber kleiner Vetter Chriſtian!

1. Morgen iſt in Weſtindien, wie in Deutſchland und Nordamerika heiliger Chriſttag. Nun ſitzeſt Du gewiß beim Ofen, und magſt nicht vor die Thüre gehen, weil es ſchneit und weht und grimmig kalt iſt; magſt noch weniger vors Thor, wo Alles gefroren und gar Nichts mehr grün iſt, wo der Boden mit Schnee und Eis bedeckt iſt und alle Bäume kahl und dürre ſind.

2. Ich aber, kleiner Vetter, ſitze hier nicht hinterm Ofen; denn auf ganz Jamaika giebt's keinen Ofen. Und dennoch friert mich nicht, ja ich ſchwitze vielmehr; mir iſt ſo heiß, wie bei Euch in den Hundstagen; kaum kann ich meinen Rock auf dem Leibe leiden, und wenn ich des Morgens nach neun Uhr über die Straße gehe, möchte ich vor Hitze umfallen. Hier in Jamaika nämlich, wie in ganz Weſtindien, iſt eine ganz andere Welt. Hier giebt's gar keinen Winter, ſondern es iſt Sommer in einem fort.

3. Alles iſt grün, die Bäume tragen Jahr aus Jahr ein; in den Gärten wächſt beſtändig friſches Gemüſe, und alle Tage kann man junges Obſt von den Bäumen pflücken. Aber was für Obſt, was für Früchte, was für Gewächſe? — Faſt gar Nichts, wie bei Euch, außer Vitsbohnen und gelben Rüben; keine Aepfel und Birnen, keine Pflaumen und Trauben; ſon-

dern andere, theurere, süßere Sachen: Citronen, Orangen, Ananas, Zucker, Kaffee, Kakao u. s. w.

4. Da schicke ich Dir, gutes Vetterchen, ein kleines Neujahrsgeschenk von lauter Sachen, die hier zu Lande um Weihnachten wachsen. Im beigehenden Kästchen findest Du eine Citrone, die ich diesen Morgen erst mit eigener Hand von einem Baume gepflückt habe, dann eine Düte voll Kaffeebohnen, die ich gestern von dem hiesigen Blocksberge mitnahm, ferner eine Düte voll Zucker, der noch vorige Woche auf dem Zuckerfelde Halberstadt wie Saft in einem Rohre saß; und endlich einige Kakaobohnen.

5. Die Citrone wird vermuthlich schon verschimmelt sein, wenn sie in Deine Hände gelangt; denn vielleicht kommt das Kästchen erst nach einem halben Jahre an. Wir sind weit von einander; von Kingston, der Hauptstadt auf Jamaika, nach Göttingen mögen wohl fünf tausend Meilen sein. Aber außer den Näschereien liegt noch etwas im Kästchen, das wird Dir gewiß lieber sein, als alles Andere — ein paar Briefe an Dich, liebes Kind, die ich dir auf meiner Reise geschrieben habe. Ich weiß, Du lernst fleißig und hörst gern, wenn man Dir etwas aus der Erdbeschreibung erzählt.

6. Nun, Europa kennst du schon recht gut, aber noch nicht Amerika; das sollst Du nun auch kennen lernen. Da ich jetzt in diesem Welttheile umherreise, so will ich alles Merkwürdige, was ich sehe und höre, aufschreiben und Dir zuschicken. Hier auf Jamaika lernen die lieben Kinderchen Nichts. Die Leute sind so gewaltig reich auf dieser Insel, aber an ihre Kinder wenden sie Nichts. Ja, wenn man es ihnen eintrichtern könnte, wie Rum.

7. Bis ins achte Jahr bleiben die Jungen unter den Bedienten und Schwarzen und werden daher so grob und unwissend, wie die Bedienten und Schwarzen selbst sind. Nachher geht das junge Herrchen zwar in die Schule, weil es aber der Lehrmeister nicht züchtigen darf (denn das leiden die unverständigen Eltern nicht), so lernt das Herrchen Nichts, als höchstens Lesen. Hat es nun ein Bischen Lesen gelernt, dann geht es auf den Tanzboden, wird ein Stutzer, macht Männchen, giebt Besuche und schlingelt so den ganzen Tag mit seinen Spießgesellen umher.

8. Gestern, wie ich gerade den letzten Brief an Dich fertig machen wollte, lief mir meines Hauswirths ältester Sohn, William, auf mein Zimmer und plauderte mir in einem fort von seinem diamantnen Ringe vor, den ihm seine Muhme aus London zum heiligen Christ geschenkt hat, und von dem Balle, der übermorgen sein werde.

9. Endlich wurde ich des Dings überdrüssig und sagte: „Junger Herr, lassen Sie mich zufrieden; ich habe etwas Gescheiteres zu thun; ich schreibe an meinen kleinen Vetter in Niedersachsen, der erst sechs Jahre alt ist, aber schon mehr weiß, wie Sie in ihrem vierzehnten Jahre.“ „In Niedersachsen? In Niedersachsen?“ fragte Mr. William. „Wo liegt Niedersachsen? Liegt es nicht in Nordamerika?“

Kingston, den 24. December 1778.

A. C. v. Schlözer.

Hundertundvierzehnte Lektion. [CXIV.]

281. Nordamerika vor 300 Jahren.

1. Als das Ländergebiet vor 300 Jahren entdeckt wurde, welches gegenwärtig die Vereinigten Staaten von Nordamerika bildet, sah es hier ganz anders aus wie jetzt.

2. Die Abdachung der *Alleghany*-Gebirge östlich bis zur Meeresküste und westlich bis zu den Ufern des Wabash Flußes waren mit dichten Wäldern bedeckt, die sich vom Cape Fear nördlich bis zu den fünf großen Seen erstreckten. Nur rothhäutige Indianer und wilde Thiere, wie der Bär, der Wolf und der Bison oder Buffalo, Hirsche und Truthühner u. s. w. bewohnten dieses Land.

3. Weiter nach Westen hin bis zum Felsengebirge breiteten sich die baumlosen Prairien Tausende von Meilen in die Länge und Breite aus. Die Buffalos weideten in ungeheuren Heerden auf diesen fetten Grasfluren. Eine große Anzahl von Indianerstämmen hatten sich im Mississippithale der Bisonjagd wegen niedergelassen und führten, wie alle Indianer Nordamerikas, ein Nomadenleben. Sie hatten den ganzen Länderstrich in Besitz und jeder Stamm betrachtete sein Jagdgebiet als sein Eigenthum.

4. In dem Lande, welches südlich von den *Alleghany*-Gebirgen und von dem Arkansas Fluß nach dem Golf von Mexico hin sich ausdehnt, wuchsen keine niedrigen Gräser, sondern nur Kräuter, Sträuche und Bäume der wärmeren Zone — wie die wohlriechende Magnolia mit zwei Fuß langen Blüthen. Die Flüße, sowie die Lachen (Bayoux, sprich Beijus) der Niederungen wimmelten von Alligatoren, einer riesenhaften Eidexenart.

In den Rohrdickichten (Cane breaks) hausten die Kougars und wilden Katzen in Menge.

5. Die Bevölkerung dieses ungeheuren Ländergebiets soll sich zu jener Zeit auf ungefähr 12 Millionen Indianer belaufen haben. Sie bestand aus vielen kleinen Stämmen, die sich nur mit Jagd und Fischfang beschäftigten, während die Frauen ein Stück Maisland bebauten. Die Sitten und Gewohnheiten der Indianer sind heute noch dieselben, wie vor 300 Jahren. Ackerbau und Viehzucht haben sie nie getrieben.

6. Man sah damals in Nordamerika keine Getreidefelder, Häuser, Städte, Pferde oder Rindvieh, Obstbäume oder eiserne Werkzeuge. Die Indianer hatten bei ihren Lagern in den Ebenen nur wenige Erdhügel aufgeworfen, um von ihren Gipfeln die Feinde oder das Wild in weiter Ferne zu erspähen. — Im ganzen Lande befand sich kein Europäer und kein Neger.

282. Kampf des Hauptmanns Miles Standish mit den Eingebornen

(bald nach der Gründung der Kolonie Massachusetts durch die Pilgrimväter [1621]). Aus "Miles Standish," einem Gedichte von H. W. Longfellow.

(Von Dr. F. E. Baumgarten.)

Eben graute der Tag und Nebel entstiegen den Wiesen
als schon ein Lärm und Geräusch in Plymouth, dem schlummernden Dörfchen:
Waffengeklirr und Geklapper und dann Commandowort „Vorwärts!"
mit gedämpfter Stimme, ein Fußgetrappel, dann Schweigen.
Zehn Gestalten im Nebel marschirten langsam vom Dorfe.
Standish war es, der Brave, mit acht der tapfersten Leute,
(Hobomok diente als Führer, die Rothhaut, freundlich den Weißen)
nordwärts marschirend, zu dämpfen die rasche Empörung der Wilden. —

Nach drei Tagen gelangt' er zum Indianischen Lager
an der Eck' einer Wiese und zwischen der See und dem Walde;
Weiber beim Werk um die Zelte, und Krieger, furchtbar bemalet,
saßen rings um ein Feuer und rauchten und schwatzten zusammen.
Als diese sah'n in der Ferne das plötzliche Nahen der Weißen,
sahen das Blitzen der Sonn' auf Gewehren, Säbeln und Harnisch,
sprangen sie rasch auf die Füße, und zweie von ihnen vorschreitend
wünschten zu sprechen mit Standish und Pelzwerk zu bieten als Gabe.
Freundschaft zeigte ihr Blick, doch ihr Herz war erfüllet mit Hasse.
Beide Tapfre des Stammes und Brüder erstaunlicher Größe,

Goliath gleichend und Og, dem furchtbaren König von Baſan;
Peckſuot einer mit Namen, der andere hieß Wattawamat.
An ihrem Halſe trugen ſie Meſſer in Scheiden des Wampum,
mit zwei Schneiden, geſchliffen und ſcharf an den Spitzen wie Nadeln;
dies war die einzige Wehr, denn ſie waren ja liſtig und kraftvoll.
„Engliſch, willkommen!“ ſie ſprachen,—ſie lernten die Worte von Händlern,
welche die Küſte berühren, zu tauſchen und feilſchen um Pelzwerk.
Dann verhandelten ſie in eigener Sprache mit Standish
durch den Dollmetſch und Führer, den Hobomok, freundlich den Weißen,
bettelnd um Decken und Meſſer, doch meiſt um Musketen und Pulver,
von den Weißen verſteckt mit der Peſt, wie ſie ſagten, im Keller,
zum Losdrücken bereit, um zu tödten den Bruder, die Rothhaut!
Doch als Standish dies abſchlug und ihnen die Bibel dann anbot,
plötzlich verändernd den Ton, begann ihr Prahlen und Lärmen.
D'rauf trat Wattawamat mit einem Schritt vor den andern,
und in ſtolzem Gebahren ſprach prahleriſch ſo er zum Hauptmann:
„Nun Wattawamat kann ſeh'n an den feurigen Augen des Hauptmanns,
daß er im Herzen uns grollt; doch das Herz Wattawamats, des Tapfern,
fürchtet es nicht zu ſeh'n. Er war nicht vom Weibe geboren,
ſondern am Berge des Nachts aus der Eiche, vom Blitze geſpalten,
ſprang er im Satze hervor mit all ſeinen Waffen rings um ihn,
rufend, „wer wagt es mit mir, Wattawamat dem Tapfern zu kämpfen?“—
Darauf entblößt' er ſein Meſſer und wetzend die Kling' in der Linken,
hielt er's empor und zeigte ein Weibsgeſicht auf dem Griffe,
ſprechend mit bitterm Ausdruck und Blick, der Böſes bedeutet:
„Hab noch ein andres zu Hauſe mit Mannsgeſicht auf dem Griffe,
ſollen auch ſpäter ſich freien und dann giebt's viele der Kinder!“

Darauf trat Peckſuot vor, ſelbſtrühmeriſch, Standish beſchimpfend.
Während mit Fingern er tätſchelt ſein Meſſer, das auf der Bruſt hing,
zog er's halb aus der Scheide und ſtieß es zurücke mit Murmeln:
„Du wirſt es ſehen nachher, 's wird eſſen, ha! ha! doch nicht ſprechen!
Dies iſt der mächtige Hauptmann, den Weiße geſandt uns zu tödten!
Er iſt ein kleiner Geſell; laßt ihn gehen und ſchaffen mit Weibern!“

Währenddeß merkte Miles Standish Indianergeſtalten, Geſichter
ſpähen und kriechen umher von Buſch zu Baum in dem Walde,
gleichſam als ſchauten nach Wild ſie, mit Pfeilen gelegt auf die Sehne,
ziehend um ihn ſtets dichter und dichter des Hinterhalts Netzwerk.
Er jedoch ſtand feſt, mit Verſtellung ſie artig behandelnd!
So erzählt es die Chronik, zur Zeit der Väter geſchrieben.
Doch als er hört ihren Hohn, das Brüſten und Spotten, die Kränkung,
all' das Heißblut des Stammes von Hugh und Thurston von Standish
kocht' und klopft' ihm im Herzen und ſchwellt' ihm die Adern der Schläfe.
Auf den Prahler hin ſtürzt' er und riß aus der Scheid' ihm das Meſſer,

ſtieß es ihm tief ins Herz und rückwärts taumelt' der Wilde,
fiel langhin auf den Rücken, im Blick noch teufliſche Wildheit.
Raſch aus dem Wald dann erhob ſich des Kriegsrufs furchtbares Gellen
und gleich Schneegeſtöber beim pfeifenden Wind im December
ſchnell und plötzlich und ſcharf kam die Flucht gefiederter Pfeile,
dann eine Wolke von Dampf und der Wolke entſtieg nun ein Blitzen,
aus dem Blitze kam Donner, — unſichtbar lief vor ihm Tod her.
Schreckvoll flohen ſchutzſuchend die Wilden in Sümpfe und Dickicht,
heiß verfolgt und umringt; doch ihr Haupt, Wattawamat der Tapfre,
floh nicht, — er war todt. Nicht irrend und ſchnell fuhr die Kugel
ihm durch's Hirn und er fiel mit den Händen umklammernd den Raſen,
als ob todt noch dem Feind er verweigre das Land ſeiner Väter.

Da auf den Blumen der Wieſe lagen die Krieger. —
Schweigend, verſchränkten Arms ſtand Hobomok, freundlich den Weißen.
Lächelnd zuletzt rief er zu dem tapfern Hauptmann von Plymouth:
„Peckſuot prahlte ſehr laut über Muth und Stärke und Größe,
ſpottet' des großen Hauptmanns und nannte ihn kleiner Geſelle;
aber ich ſeh, du warſt groß genug, ihn verſtummen zu machen!“ —
So erfocht und gewann Miles Standish die erſte der Schlachten.

283. Der Sang von Hiawatha.

(Die folgenden Verſe geben den Anfang des berühmten großen Gedichtes Hiawatha von H. W. Longfellow, in welchem derſelbe die Sagen der Indianer in glücklich nachgeahmter Weiſe erzählt.)

(Aus dem Engliſchen von Freiligrath.)

1. Fragt ihr mich vielleicht, von wannen
dieſe Mährchen, dieſe Sagen,
voll vom Dufte ſie des Waldes,
voll vom Dunſt und Thau der Prairie,
voll vom ſteigenden Rauch der Wigwams,
voll vom Rauſchen großer Ströme,
voll von ſteter Wiederholung,
voll von wildem Hall und Rückhall,
wie des Donners in den Bergen?

2. Geb' ich Antwort, ſprech' und ſag' ich:
„Aus den Wäldern und den Steppen,
von den großen Seen des Nordlands,
aus dem Land der Tſchippewäer,
aus dem Lande der Dacotahs,
aus den Bergen, Mooren, Sümpfen,

wo der Reiher, der Shuh-shu-gah,
Nahrung ſucht in Buſch und Röhricht!
Wiedergeb' ich ſie getreulich,
wie vom Munde Nawadahas,
wie vom Mund des ſüßen Singers,
ſelber ich vordem ſie hörte!

3. Fragt ihr mich, wo Nawadaha
dieſe Lieder, wild und wirblig,
dieſe Sagen denn gefunden,
geb' ich Antwort, ſprech' und ſag' ich:
„In des Waldes Vogelneſtern,
in dem Hüttenbau des Bibers,
in des Büffelochſen Hufſpur,
in dem Felſenhorſt des Adlers!

4. „Sangen alle wilden Vögel
ſie ihm vor in Moor und Marſchland,
in den traurigöden Sümpfen.
Chetowaik, der Kibitz, ſang ſie,
Mahng, der Taucher, ließ ſie hören,
ſang die Wildgans ſie, die Wawa,
ſammt dem blauen Reih'r, Shuh-shu-gah,
und dem Moorhuhn, Mushkodasa!"

5. Fragt ihr mich vielleicht dann ferner,
ſprechend: „Wer war Nawadaha?
Meld' uns doch von Nawadaha!"
Geb' ich Antwort euren Fragen
ſtracks in Worten, wie ſie folgen:

6. „In dem Thal von Tawasentha,
in dem grünen ſtillen Thalgrund,
bei den luſt'gen Waſſerſtrömen,
ſang der Singer Nawadaha.
Um das Indianerdörfchen
grünte Wieſe rings und Kornfeld,
jenſeits aber hob der Forſt ſich,
ſtanden Haine ſingender Tannen,
grün im Sommer, weiß im Winter,
immer ſeufzend, immer ſingend."……

Neunter Abschnitt.

Aus der Geschichte.

Hundertundfünfzehnte Lektion. [CXV.]

284. Die Cimbern und Teutonen.

(Von Kappe.)

1. Vor zweitausend Jahren sah es in unserm Vaterlande ganz anders aus wie jetzt. Ueberall war Nichts als Wald und darunter Sumpf. Und zwischen den Bäumen herum brüllte der Bär und der Auerochs. Ueberall heulte der Wolf und über den tiefen Morast schob sich das Elennthier. Die Menschen in diesem großen Walde waren stark und kräftig und gingen beinahe ganz nackt. Nur eine Bären- oder Ochsenhaut hatten sie über die Schulter geworfen. Das war ihre einzige Kleidung. Und des Thieres Kopf mit offenem Rachen und seine Hörner blieben gewöhnlich daran sitzen. Es sah erschrecklich aus! Ackerbau fand man wenig unter den alten Deutschen. Viehzucht war fast ihr einziges Geschäft, oder richtiger, das Geschäft der Weiber und Sklaven. Der freie Mann jagte, trank, spielte und schlief. Wie der Spartaner, ehrte auch der Deutsche das Alter hoch, und mehr, als alle andere Heiden, das Weib. Was die Deutschen versprachen, hielten sie treulich. „Hier hast du meine Hand darauf!" sagten sie bieder und reichten die Rechte dar. Und das galt so viel, wie ein Eidschwur. — Von dem lebendigen Gott wußten sie Nichts. Sie beteten Götzen an: Die Sonne, den Mond, ihren Stammvater Teut, den Wodan (Guodan, Guten, Allvater), den Donnergott Thor, die Ehegöttin Freia, den Saturn und noch manche andere. Von den genannten haben unsere Wochentage ihre Namen. — Die Deutschen glaubten an ein ewiges Leben, aber sie hatten wunderliche Vorstellungen davon. „Die Tapferen," sagten sie, „kommen in Walhalla (den Himmel) und da ist ewige Freude, ewige Lust.

Die Seligen ſchmauſen einen unbeſchreiblich großen, leckern Eber, an den Nachts wieder anwächſt, was am Tage davon abgegeſſen wird. Den ganzen Tag über werden Luſtkämpfe gehalten, und des Nachts heilen alle Wunden wieder zu. Die Feigen aber kommen in die Hela (Hölle) und müſſen ewig Hunger leiden und können nimmer ſterben!"

2. Hundertunddreizehn Jahre v. Chr. fielen die erſten Deutſchen in das römiſche Reich ein. Auf ihren großen bretternen Schilden glitten ſie zum Schrecken der Römer pfeilſchnell die ſchnee- und eisbedeckten Alpen hinab. Der Etſchſtrom war ihnen im Wege. Da wälzten ſie große Maſſen, Bäume und Steine hinein, und gingen darauf hinüber. Die Römer erſchraken ſchon genug, wenn ſie nur die Rieſengeſtalten mit den knochigen Körpern erblickten. Brüllten ihnen dieſe aber vollends durch ihre hohlen Schilde entgegen, als wären ſie grimmige Löwen, dann ſtieg ihre Angſt aufs Höchſte. Ganz Italien zitterte und bebte vor den ſchrecklichen Cimbern und Teutonen — ſo nannte man dieſe ſchlimmen Feinde—und Niemand begehrte Heerführer gegen ſie zu ſein; denn noch Jeder hatte ſammt ſeinem Kriegsheere vor ihnen fliehen müſſen. Da fand ſich doch endlich ein alter berühmter General, Marius mit Namen, aus niederm Stande. Der wagte es, gegen die Gefürchteten zu kämpfen. Er ſtellte ſich ſo, daß die Auguſtſonne den Cimbern ins Angeſicht brannte und der Sturm ihnen Sand und Staub ins Auge wehte. Das half. Obgleich die vorderſte Reihe ſich mit einer Kette Mann an Mann feſtgebunden hatte; obgleich die Weiber hinter den Reihen jeden Flüchtling mit Beilen niederhieben, ſo wurde doch das deutſche Heer geſchlagen und beinahe gänzlich vertilgt. Hundertundvierzigtauſend ſollen auf der Stelle umgekommen ſein.

285. Die alten Deutſchen.

(Von Eduard Duller.)

1. In uralten Zeiten, wohl viele Jahrhunderte vor Chriſti Geburt, erhoben ſich rüſtige Stämme eines kühnen Hirtenvolks im Morgenlande und zogen mit Heerden und Waffen aus ihrer Heimath fort. Von dem Gebirge des Kaukaſus ſtiegen ſie nieder an das ſchwarze Meer, in wel-

ches die gewaltigen Ströme münden, der Don, der Dnieper und die Donau; diese zeigten den Wanderern die Wege in die Länder gen Sonnenuntergang und gen Mitternacht. Da kamen ihrer Viele in einen ungeheuren Wald; wohl manche Tagereisen lang zogen sie darin weiter und nach allen Richtungen umher, und konnten sein Ende doch nicht finden. Breite Flüsse durchschnitten die Wildniß, die meisten rollten von Mittag nach Mitternacht. Auch an unermeßliche Sümpfe kamen die Wanderer, darin hauste furchtbar Gewürm, das sie erschlugen. Aus den finsteren Bergschluchten sprangen ihnen der riesige Ur und das Elennthier, der Wolf und der Bär entgegen; im Kampfe mit solchen Heldenthieren erprobten sie freudig ihre Kraft. Auf den Triften aber, die dem Sonnenlichte offen standen, weideten kleine wilde Rosse im hohen Grase, die fingen sie listig und gewandt, schwangen sich darauf und tummelten sie. Welche von den Einwanderern bis an die Meeresküsten drangen, die fanden dort den goldglänzenden Bernstein, den die Wellen bei Nord- oder Westwind ihnen zuwarfen; welche tiefer in Mitten des Landes hinzogen, die entdeckten reiche Salzquellen, deren Fluth sie auf glühende Kohlen gossen; so gewannen sie edle Würze zum Schmause des erlegten Wildes.

2. So rauh dies Land war, — dem kernhaften Volke gefiel's. Nichts auf der Welt ging ihm über die Freiheit; in diesen Wäldern und Bergschluchten schien sie am besten geborgen. Und so blieben denn die einzelnen Stämme auf den weiten Länderstrecken als auf ihrem Eigenthume, und jeder einzelne Hausvater baute sich, fern von den Andern aus gewaltigen Stämmen schlicht und recht das Haus, und umgab den Hofraum mit Pfahlwerk. Das war nun sein und der Seinigen unverletzliches Eigenthum, und er waltete nach alter Sitte darin wie ein Priester, Richter und Fürst.

3. Groß, stark, schön waren die Deutschen in alter Zeit: Keuschheit, Einfachheit der Sitten und Freiheit erhielten den Kindern die Kernkraft und Eigenthümlichkeit der Eltern. Wie Riesen blickten sie hoch über andere Menschen. Weiß und rein war die Farbe ihrer Haut, in üppiger Fülle floß das goldgelbe Haar, der Mähne des Löwen ähnlich, bei Männern und Frauen hernieder, und aus den großen blauen Augen blickten Muth und edler Freiheits-

ſtolz. Die Kraft des Leibes wurde frühzeitig geſtählt, das neugeborne Kind in kaltes Waſſer getaucht, das heranwachſende durch jede Leibesübung abgehärtet. Der Knabe ging mit dem Vater auf die Jagd, oder warf ſich bei Sturm und Wetter in den Strom und rang mit den Wellen. Der Jüngling ſprang nackt zwiſchen nackten Schwertern und Lanzenſpitzen einher; ſolcher Schwerttanz war das einzige Schauſpiel, woran das Volk Gefallen fand, und ſein Beifall lohnte die Keckſten und Geſchickteſten reichlich.

Hundertundſechzehnte Lektion. [CXVI.]

286. Hermann, der Befreier Deutſchlands.

(Nach Eduard Duller.)

1. Wenige Jahre nach Chriſti Geburt waltete diesſeit und jenſeit des Rheines als römiſcher Statthalter Quintilius Varus, welchen die Deutſchen haßten; denn er nahm ihnen nicht bloß Habe und Gut, ſondern hatte ſich auch vorgeſetzt, ihnen das gute alte Recht aus der Hand zu winden und die theuere Sprache der Väter zu verdrängen, damit ſie, auch wenn ſie unter einander redeten, immer daran denken ſollten, daß ſie Nichts weiter ſeien, als Knechte des römiſchen Kaiſers. Von allen Deutſchen empfand keiner die Unterdrückung mit größerer Scham und mit heißerem Grimme, als ein edler Cheruskerjüngling, Hermann. Er hatte ſein deutſches Herz rein und unverderbt aus Rom heimgebracht. Varus, von Stolz verblendet, hielt die Kraft der Deutſchen ſchon für gebrochen, und zog Hermann, dem vermeintlich ganz römiſch gewordenen, ſogar ins Vertrauen. Dieſer ließ ihn beim Glauben, bis das Werk der Befreiung, das er im Herzen trug, reif geworden ſei. Denn heimlich hatte er indeſſen die Beſten ſeines Stammes, die er treu und freiherzig erfunden, zuſammenberufen und mit ihnen in ſtiller heiliger Waldeinſamkeit Rath gepflogen. Viele Gauvölker ſchloſſen mit den Cheruskern eine Eidgenoſſenſchaft auf Noth und Tod.

2. In ſeinem Sommerlager an der Weſer ſaß Varus, als er die Kunde erhielt, ein deutſcher Stamm habe ſich erhoben und alle Römer, die in ſeinen Marken wohnten,

erschlagen. Also war's verabredet worden zwischen den Eidgenossen; denn Hermann, die Seele des Bundes, hatte zuvor bedacht, daß Varus in solchem Falle nicht säumen werde, mit aller Macht ins Feld zu ziehen. Und so kam es auch. Der Römer beschloß, ohne Verzug aufzubrechen und die Schuldigen zu vernichten. Beim Abschiedsmahle im Lager waren Hermann und dessen Schwiegervater Segest zu Gaste, und Segest warnte noch einmal; doch Varus glaubte ihm abermals nicht, und gebot vielmehr dem Hermann, daß dieser den Heerbann der Deutschen aufbiete und sie den Römern als Bundesgenossen schleunig zuführe. Dann brach er stolzen Muthes mit drei erprobten Legionen auf und zog in die Berge der Weser, in die Gegend, wo jetzt Herford und Salzufeln liegen. Nun war die rechte Stunde da. Rasch bot Hermann den Heerbann auf, und freudig hoben die Eidgenossen ihre Schwerter, die Freiheit zu erkämpfen. Auf wohlbekannten kürzeren Wegen führte Hermann sie hinter den Römern her und fiel plötzlich deren Nachhut an. Noch ahnte Varus nicht den ganzen Umfang der Gefahr, und hielt für Uebermuth Einzelner, was Plan und gute Vorsicht war. Denn schwächen und zerbröckeln wollte Hermann die römische Heeresmacht erst, um dann die Trümmer derselben desto sicherer zermalmen zu können. Es kamen und schwanden die Deutschen, wie Schatten der Nacht. Jetzt hier, jetzt dort fiel ein Römer im Engpasse. Die Todten zu zählen, die im Dunkel des Waldes hinstarben, vermochte Varus nicht. Da befahl er, geschlossenen Marsch zu halten; doch war's in der Wildniß unmöglich. Endlich neigte sich der Tag, und er gebot dem Heere, Halt zu machen, sich zu verschanzen, so gut es ginge, und zu verbrennen, was vom Gepäcke überflüssig sei und im Zuge nur hindern könne. Am andern Tage rückte das Heer, immer von den Deutschen umschwärmt, doch in besserer Ordnung, in der Ebene weiter, die sich an der Weser ausbreitet, und kam in ein dichtbewaldetes, sumpfiges Thal, in der Gegend von Detmold, wo die hohe Teutoburg ragte. Da ward auf einmal jeder Busch lebendig, aus jeder Bergschlucht raschelte es wie viele hundert Schlangen empor, und die uralten Bäume schüttelten, wie sonst nach dem Wetter Regentropfen, jetzt Pfeile ohne Zahl auf die Römer herab. Der Himmel wollte auch nicht feiern und half den Deut-

ſchen mit Sturm und Regen. Von den Güſſen unterwühlt, ſank die deutſche Erde unter des Römers Füßen ein; im loſen Erdreiche ſchwankend, vom Sturm gerüttelt, ſtürzten die deutſchen Eichen über die Unterdrücker hin und zermalmten ſie im Falle. Pfeil an Pfeil! Fall an Fall! Schritt für Schritt kämpft der Feind um den Boden, auf dem er ſteht, um den Weg, um jeden Baum, um jeden Stein, und kommt nicht eher zu Athem als bis die Nacht hereinbricht. Da läßt Varus abermals Lager ſchlagen, und ermattet ſinken die Römer hin; in jedem Augenblicke ſcheucht der Deutſchen Kriegsgeheul ſie aus der kurzen Nachtruhe empor. Wie der dritte Tag ſich lichtet, entdecken ſie erſt, wie licht es in ihren Reihen geworden. Mann an Mann geſchloſſen, brechen ſie auf und kommen aufs offene Land, das die Senne heißt. Da ſehen ſie mit Grauſen die ganze Macht aller Eidgenoſſen vor ſich entfaltet. Ringsum Deutſche! Nirgends ein Ausweg! Für alle Tapferkeit iſt Nichts mehr feil, als der Tod! Jauchzend ſtürzen nun die Deutſchen in der verzweifelten Römer ſtarre Reihen. „Die Freiheit! die Freiheit!“ ſchallt's wie Donner des Himmels in der Römer Ohren. Wie die Saat unter Hagelſchloſſen, ſinken die Tapferſten unter deutſchen Hieben hin. Hermann ſelbſt iſt überall; hier ordnet er als Feldherr die Schlacht und ruft: „D'rauf, Brüder, d'rauf!“ Dort kämpft er mit der Kraft von zehn Männern, Stirn an Stirn; kein Eidgenoſſe, der nicht mit ihm um den Preis wetteifert! Des Feindes Schaaren ſind zerſprengt, nur wenige wilde Haufen ragen noch aus dem Meere der Schlacht empor. Jetzt wird die Flucht allgemein; doch wer ſich retten will, rennt in die Spieße der Deutſchen. Da faßt den Varus Verzweiflung, und um ſein Unglück nicht als Schmach überleben zu müſſen, ſtürzt er ſich in ſein eigenes Schwert. Nur wenige von dem ungeheuren Römerheere retten ſich; die Meiſten liegen auf dem Kampfplatze: Wer in Gefangenſchaft kam, ward entweder den Göttern, zum Danke für die wiedererrungene Freiheit, geopfert, oder zu gemeinem Frohndienſte in die Gaue der Eidgenoſſen geſchleppt.

Hundertundsiebenzehnte Lektion. [CXVII.]

287. Die Völkerwanderung.

(Von Kappe.)

1. Um das Jahr 375 nach Chr. kam von Morgen her ein wildes Volk, die Hunnen, Leute mit schwarzem, struppigem Haare, schmutziggelber Gesichtsfarbe, schiefen Augen, breitschulterig und klein von Leibe, und ebenso wild, als sie häßlich waren. Von ihren Pferden waren sie unzertrennlich; sie aßen, tranken und schliefen darauf. Wurzeln und rohes Fleisch waren ihre Speisen. Ihre schmutzigen Weiber und Kinder führten sie in Karren mit sich. So zogen sie durch die Welt von Land zu Land, raubten, sengten und mordeten, und jagten die Völker vor sich her, wie ein Wolf die Heerde.

2. Zuerst stießen sie auf die Gothen. Ein Theil derselben, die Westgothen, floh ins römische Reich, durchzog einige Zeit nachher plündernd das schöne Italien und ließ sich endlich in Spanien und dem südlichen Theile des heutigen Frankreichs nieder. Ein wilder Haufen nach dem andern drang plündernd in Italien ein, das so manches Jahrhundert die ganze gebildete Welt beherrscht hatte, und die schwachen Kaiser konnten es nicht hindern. Ja, am Ende setzten deutsche Völker, die Heruler und Rugier, gar den letzten römischen Kaiser Romulus Augustulus ab und machten ihren Fürsten Odoaker zum Könige von Rom. Der wollte aber nicht einmal in der armen, fast ganz verwüsteten Stadt wohnen. So verachtet, so verfallen war das einst so mächtige Rom.

3. Indeß waren die deutschen Völker in immerwährender Bewegung gewesen. Die Franken hatten das nördliche Gallien eingenommen. Von ihnen heißt das Land Frankreich. Die Burgunder besaßen die Gegenden um den Rhonefluß. Die Angeln waren von den Ufern der Nordsee nach Britannien gezogen, das nun von ihnen England (Angelnland) heißt. Die Longobarden setzten sich endlich in Oberitalien fest, daher die Lombardei genannt. Die Hauptvölker in Deutschland waren nun: Die Allemannen und Bayern in Oberdeutschland, und in Niederdeutschland die Thüringer, die Sachsen, ein Theil der Franken und nach der Ostsee hin die Wenden.

Diejenigen Völker, welche in das ehemalige römische Gebiet gedrungen waren, nahmen sehr bald das Christenthum an, von dem sie freilich nur die äußerlichen Gebräuche kannten; die Völker in Deutschland aber blieben noch eine Zeit lang Heiden. Mitten unter den Völkerzügen kamen die Hunnen noch einmal heran und zwar bis über den Rhein und nach Italien. Sie hatten einen König, der hieß Attila. Er nannte sich aber lieber Gottesgeißel. Er ist in Ungarn gestorben und in einem goldenen Sarge begraben. Man weiß aber nicht wo; denn die Sklaven, die ihn begraben hatten, wurden gleich nach der That umgebracht, damit Keiner das Grab des Helden erführe. Die Macht der Hunnen hat nachher ganz aufgehört.

Hundertundachtzehnte Lektion. [CXVIII.]

288. Kaiser Karl der Große.

1. Kaiser Karl der Große, welcher um das Jahr 800 n. Chr. lebte, war ein schöner, hochherrlicher Mann. Seine großen, hellen Augen blickten sanft und wohlwollend; aber wenn er zürnte, glichen sie flammendem Feuer.

2. Weil Karl so viele gute Eigenschaften hatte, edle und ruhmvolle Handlungen verrichtete, so nannte man ihn Karl den Großen. Er beherrschte ein sehr weites Reich: Deutschland, Frankreich und Helvetien und noch andere Länder waren ihm unterthan. Er wollte sein Volk fromm, gut und glücklich machen, darum gab er sich viele Mühe, die Heiden zum christlichen Glauben zu bekehren.

3. Karl ruhte nur wenige Stunden; dann stand er auf und berief seinen Hof zu Geschäften der Regierung. Er hing mit großer Liebe an der Sprache seines Vaterlandes. Er dichtete selbst Lieder und sammelte die im Munde des Volkes verbreiteten Gesänge von den Schlachten und Königen der Vorzeit. Karl hatte eine Gesellschaft von Gelehrten um sich, mit denen er, den Kaiser ablegend, oft freundlich zusammenkam, um über Kunst und Wissenschaft und über die Mittel das Volk zu bilden, sich mit ihnen zu besprechen. Unsere deutschen Monatsnamen: Hornung, Lenzmonat, Brachmonat, Heumonat, Wonnemonat u. s. w. rühren von ihm her. Die eigenen Söhne ließ

Karl in allen Wissenschaften unterrichten. In Zucht und Ehrbarkeit erwuchsen die Töchter, welche in Goldseide sticken und spinnen mußten. Der Kaiser aß zu Hause nie ohne seine Kinder, ließ sich von denselben vor Tische Heldenlieder und alte Geschichten vorlesen und ging dann mit ihnen spazieren. Er hatte sie ungemein lieb, und sagte oft, wenn Eins abwesend war: „Ich kann nicht leben ohne meine Kinder.“

289. Kaiser Otto I.

1 Zu Quedlinburg im Dome ertönet Glockenklang,
der Orgel Stimmen brausen zum ernsten Chorgesang;
es sitzt der Kaiser drinnen mit seiner Ritter Macht,
voll Andacht zu begehen die heil'ge Weihenacht.

2. Hoch ragt er in dem Kreise mit männlicher Gestalt,
das Auge scharf wie Blitze, von gold'nem Haar umwallt;
man hat ihn nicht zum Scherze den Löwen nur genannt,
schon Mancher hat empfunden die löwenstarke Hand.

3. Wohl ist auch jetzt vom Siege er wieder heimgekehrt,
doch nicht des Reiches Feinden hat mächtig er gewehrt:
Es ist der eig'ne Bruder, den seine Waffe schlug,
der dreimal der Empörung bluthrothes Banner trug.

4. Jetzt schweift er durch die Lande, geächtet, flüchtig hin,
das will dem edlen Kaiser gar schmerzlich in den Sinn;
er hat die schlimme Fehde oft bitter schon beweint!
O Heinrich, du mein Bruder, was bist du mir so feind!

5. Zu Quedlinburg im Dome ertönt die Mitternacht,
vom Priester wird das Opfer der Messe dargebracht;
es beugen sich die Kniee, es beugt sich jedes Herz,
Gebet in heil'ger Stunde steigt brünstig himmelwärts.

6. Da öffnen sich die Pforten, es tritt ein Mann herein,
es hüllt die starken Glieder ein Büßerhemde ein;
er schreitet auf den Kaiser, er wirft sich vor ihm hin,
die Knie' er ihm umfasset mit tiefgebeugtem Sinn.

7. O Bruder, meine Fehler, sie lasten schwer auf mir
hier liege ich zu Füßen, Verzeihung flehend, dir:
Was ich mit Blut gesündigt, die Gnade macht es rein;
vergieb, o strenger Kaiser, vergieb, du Bruder mein!

8. Doch ſtrenge blickt der Kaiſer den ſünd'gen Bruder an:
Zweimal hab' ich vergeben, nicht fürder mehr fortan!
Die Acht iſt ausgeſprochen, das Leben dir geraubt,
nach dreier Tage Wechſel, da fällt dein ſchuldig Haupt!

9. Bleich werden rings die Fürſten, der Herzog Heinrich bleich,
und Stille herrſcht im Kreiſe gleichwie im Todtenreich;
man hätte mögen hören jetzt wohl ein fallend Laub,
denn Keiner wagt zu wehren dem Löwen ſeinen Raub.

10. Da hat ſich ernſt zum Kaiſer der fromme Abt gewandt,
das ew'ge Buch der Bücher, das hält er in der Hand;
er lieſt mit lautem Munde der heil'gen Worte Klang,
daß es in alle Herzen wie Gottes Stimme drang:

11. „Und Petrus ſprach zum Herren: Nicht ſo? genügt ich hab',
wenn ich dem ſünd'gen Bruder ſchon ſiebenmal vergab?
Doch Jeſus ſprach dagegen: Nicht ſiebenmal vergieb,
nein ſiebenzig mal ſieben, das iſt dem Vater lieb."

12. Da ſchmilzt des Kaiſers Strenge in Thränen unbewußt,
er hebt ihn auf, den Bruder, er drückt ihn an die Bruſt;
ein lauter Ruf der Freude iſt jubelnd rings erwacht,
nie ſchöner ward begangen die heil'ge Weihenacht.

Hundertundneunzehnte Lektion. [CIXX.]

290. Der erſte Kreuzzug.

(Von Eduard Duller.)

1. Zu Ende des 11. Jahrhunderts erſcholl im ganzen chriſtlichen Abendlande die Kunde: Das heilige Grab, worin der Leib Chriſti lag, iſt in der Gewalt der ſeldſchuckiſchen Türken, eines wilden, räuberiſchen Volks, welches an Muhamed glaubt, die frommen Wallfahrer verfolgt und mordet und die Heiligthümer ſchändet. Und es kam ein Pilger aus dem gelobten Lande zurück, Petrus von Amiens, genannt der Einſiedler, der war ſo hager, wie der leibhaftige Tod, aber ſeine Augen leuchteten aus tiefen Höhlen, wie Feuerflammen. Auf einem Eſel zog er durch die Länder der Chriſtenheit, in der einen Hand das Bild des gekreuzigten Heilands und in der andern einen Brief vom

Patriarchen Jerusalems an alle Fürsten des Abendlandes, daß sie auszögen, um das heilige Grab aus der Gewalt der Türken zu befreien. Wo Petrus von Amiens hinkam, predigte er mit lauter Stimme die Leiden der Christen im gelobten Lande und sprach: „Christus, der Herr, ist mir erschienen, und hat zu mir geredet: „„Wohlan, Petrus, richte aus, was du begannst, und ich werde mit dir sein, denn die Stunde ist gekommen, daß mein Tempel gereinigt werde.““ Da übermannte in jener harten Zeit voll Raub, Mord, Fehde und wilder Gewalt alle Herzen ein mächtiger Drang. Jung und Alt, Reich und Arm, Adel und Knechte standen auf, um ins gelobte Land zu ziehen, zum Kriege gegen die Ungläubigen.

2. Pabst Urban II. berief 1095 eine große Kirchenversammlung nach Clermont. Da waren 14 Erzbischöfe, 225 Bischöfe, 400 Aebte und Laien ohne Zahl. Mit begeisterter Rede forderte er das Volk zur Befreiung des heiligen Grabes auf. Und es horchte, hingerissen, in Thränen und Seufzern, und rief wie aus Einem Munde: „Gott will's! Gott will's!“ Da heftete sich Jeder ein rothes Kreuz auf die rechte Schulter und machte sich zur kriegerischen Wallfahrt bereit, welche davon der „Kreuzzug“ hieß. Da schenkte mancher reiche Herr all' sein Hab und Gut an Kirchen und Klöster und wollte kein Eigenthum mehr haben, als das Schwert zu Christi Ehren. Niemand dachte mehr an Haus, Hof und Vaterland, Eltern und Kinder, sondern nur ans ferne Morgenland. Bald hatten sich viele Haufen gemeinen Volks gesammelt, ohne rechte Waffen, wie ohne Zucht und Ordnung, und folgten einen Abenteurer, Walter, zubenannt der „Habenichts,“ und dem Petrus von Amiens aus Frankreich gen Deutschland. Da sahen die Deutschen anfangs mit Erstaunen auf sie, und konnten, so fromm sie selber waren, doch das Treiben der wilden Haufen nicht begreifen. In der Raserei ihres Eifers zertrümmerten diese jede Schranke und erschlugen die Juden in Deutschland unter grausamen Martern, wo sie dieselben fanden. Als sie aber gen Aufgang der Sonne kamen, mußten sie diesen Frevel und ihre Zuchtlosigkeit büßen, und wurden allenthalben als Straßenräuber erschlagen.

3. Indessen hatte jene religiöse Begeisterung allmählich auch die deutschen Herzen durchdrungen, und zugleich

erwachte in ihnen der Trieb nach kühnen Abenteuern. Da ſchaarte ſich im Jahre 1096 ein zahlreiches Heer von Kreuzfahrern, wohlgerüſtet und in guter Zucht, rings um den frommen Gottfried von Bouillon*), Herzog von Niederlothringen; mit ihm zogen noch viele tapfere Helden, an welche ſich wiederum viele Krieger anſchloſſen. So ſtand faſt eine halbe Million Menſchen in Wehr und Waffen, alle von einem einzigen Gedanken durchdrungen, alle im feſten Vertrauen, daß Gott ihnen den Sieg geben werde. So zogen ſie in die Länder gen Aufgang. Sie erreichten glücklich Kleinaſien und kamen nach Joppe und Gaza; aber Seuchen, Hunger und das Schwert der Türken hatten ihre Reihen ſo gelichtet, daß ihrer nur noch 21,000 am Leben waren. Dennoch vollbrachten ſie hohe Kriegsthaten zum Erſtaunen der Welt. Sie eroberten die feſten Städte Edeſſa und Antiochien, zogen weiter gen Mittag und erblickten nach vielen Gefahren endlich von einem Berge herab die Zinnen Jeruſalems. Da ſtürzten ſie auf den Boden, küßten die Erde und weinten vor Freuden. Klein war ihre Zahl aber die Kraft des Glaubens verdoppelte ihren Muth und begeiſterte ſie, Alles zu wagen; weder die feſten Thürme und ragenden Zinnen, von denen die blitzenden Geſchoſſe der Türken niederziſchten, noch der Mangel an Heergeräth, noch Hunger und Durſt ſchreckten ſie. „Zum Sturm, zum Sturm!“ riefen ſie voll Ungeduld, und mit furchtbarem Ungeſtüm tobten ſie wieder die Mauern. Mit gleicher Tapferkeit vertheidigen ſich jedoch die Türken; da regnet es Pfeile und Flammen auf die Köpfe der Kreuzfahrer herab. Aus vielen Wunden blutend, von Flammen umleckt, fechten ſie fort. Wohl ſinkt hie und da ſchon ein tapfrer Held vor Ermattung hin. Da zeigt ſich plötzlich auf dem Oelberge ein hoher Ritter in ſchneeweißer leuchtender Rüſtung, der winkt ihnen nach der heiligen Stadt hin. „Ein Cherub mit flammendem Schwerte, den uns Gott zum Mitſtreiter geſandt!“ rufen ſie begeiſtert, und jauchzend ſprengen ſie abermals gegen die Mauern heran. Nun iſt kein Halt mehr vor ihnen, vor ihrem Anprall gehen die Thore in Trümmer. Tankred der Normanne und Robert von Flandern ſtürmen in die Stadt, Gottfried von Bouillon fliegt wie ein Adler die Zinnen hinan und pflanzt

*) Bouillon, ſprich: Buil—jong

die Kreuzesfahne auf. So ward Jerusalem von den Christen wieder erobert am 15. Juni des Jahres 1099 n. Chr. Geburt. Darauf erkoren die Kreuzfahrer ihren Feldherrn, den frommen Helden Gottfried von Bouillon, zum König von Jerusalem. Er aber sprach demüthig: „Das verhüte Gott, daß ich eine irdische Krone trage, wo mein Heiland mit Dornen gekrönt worden ist;" und nannte sich blos „Schirmvogt des heiligen Grabes." Das dünkte ihm die höchste Ehre.

Hundertundzwanzigste Lektion. [CXX.]

291. Der Schweizerbund.

(Von Zschokke.)

1. Nach dem Tode des Kaisers Rudolph von Habsburg setzte sich sein Sohn Albrecht die Krone aufs Haupt. Von diesem war bekannt, daß er nur darauf ausgehe, seine Erblande zu erweitern, daß er die Freiheiten der Völker und Städte wenig achte und zu unterdrücken suche. — Da fürchtete sich Jeder. Und es traten die Kantone von Uri, Schwyz und Unterwalden zusammen und beschworen einen ewigen Bund, sich und die Ihrigen mit Hab' und Gut gegen Alle und Jeden zu vertheidigen und einander mit Rath und Hülfe beizustehen. Davon wurden sie Eidgenossen genannt. Der Kaiser aber schickte ihnen harte und böse Leute aus seinem eigenen Lande zu Reichsvögten, die sie drückten und quälten. Und er schickte den Hermann Geßler von Brunegg und den Ritter Beringer von Landenburg. Die thaten, was nie zuvor die Reichsvögte, und wollten im Lande selbst wohnen. Landenberg zog auf das Schloß des Königs bei Sarnen in Oberwalden, und Geßler baute sich einen Zwinghof im Lande Uri. Nun wurden die Zölle erhöht, die kleinsten Vergehen mit Kerker und schweren Bußen bestraft und die Landleute mit Stolz und Verachtung behandelt. Als Geßler vor des Stauffachers neuem Hause im Dorfe Steinen vorbeiritt, sprach er höhnisch: „Kann man's auch dulden, daß das Bauernvolk so schöne Häuser baue?" Und als Arnold von Melchthal in Unterwalden wegen eines geringen Fehlers um ein Paar schöne Ochsen gestraft wurde, riß Landenbergs Knecht die Ochsen vom Pfluge weg und sprach: „Bauern können ihren Pflug selber ziehen!" Aber der junge Arnold, durch die Rede ergrimmt, schlug den Knecht, daß er demselben zwei Fin-

ger zerbrach. Darum floh er ins Gebirge. Da ließ der Landenberg zur Strafe dem alten Vater des Arnold beide Augen ausſtechen. Und die Vögte und ihre Geſellen verübten Gräuel und ſchalteten im Lande alſo, daß ſie nicht nur des Volkes von Kaiſern und Königen verbriefte Rechte mit Füßen traten, ſondern ſelbſt das ewige Recht verhöhnten, das Gott jeglichem Menſchen wie ſein unveräußerliches Gut gegeben hat. Als nun in den Thälern Demuth weinte und Hochmuth lachte, ſprach in dem Dorfe Steinen des Werner Stauffachers Frau zu ihrem Manne: „Wie lange muß Demuth weinen und Hochmuth lachen? Sollen Fremdlinge Herren dieſer Erde und Erben unſeres Gutes ſein? Wozu taugen die Männer des Gebirges?“ Da ging ſchweigend der Werner Stauffacher hinab zu dem Orte Brunnen am See, und fuhr über das Waſſer nach Uri zum Walter Fürſt in Attinghauſen. Bei demſelben fand er verborgen den Arnold von Melchthal, welcher vor dem Grimme des Landenberg über das Gebirge entwichen war. Und ſie redeten von der Noth des Landes und dem Gräuel der ausländiſchen Vögte, die ihnen der König zuwider ihren angeſtammten Rechten und Freiheiten geſandt habe. Auch gedachten ſie, wie ſie gegen die Bosheit der Vögte vergebens geklagt bei dem Könige, und wie dieſer ſelbſt gedrohet, ſie müßten trotz Siegel und Briefen alter Kaiſer und Könige ab vom Reiche und der Herrſchaft Oeſterreichs zugewandt werden. Da nun Gott keinem Könige Gewalt gegeben, auf daß er Unrecht thue, ſo ſei keine andere Hülfe als durch Gott und Muth; und der Tod ſei viel leichter als ſo ſchmähliches Joch. Darum beſchloſſen ſie, jeder ſolle in ſeinem Lande mit vertrauten, herzhaften Männern ſprechen und erforſchen, weß Sinnes das Volk ſei, und was es für Freiheit und Sicherheit einſetzen wolle.

2. Nach dieſem kamen ſie oft in verabredeten nächtlichen Stunden zuſammen an einem heimlichen Orte am See. Der lag faſt mitten inne zwiſchen Uri, Unterwalden und Schwyz auf einer ſchmalen, umbuſchten Wieſe am Fuße des Seelisberges gegenüber dem Dörfchen Brunnen. Man heißt ihn noch jetzt vom ausgerotteten Geſtrüpp das Rütli; da waren ſie von Menſchen und Wohnungen weit. Bald brachte jeglicher frohe Botſchaft mit, allem Volke ſei viel leichter der Tod als das ſchmähliche Joch.

3. Als ſie aber in der Nacht am 17. November 1307 zuſammenkamen, und jeder von den dreien mit ſich zur Matte auf Rütli zehn treue Ehrenmänner geführt hatte, entſchloſſen, die alte Freiheit über Alles, das Leben für Nichts zu achten, erhoben die frommen drei ihre Hände gen Himmel und ſchwuren

zu Gott dem Herrn, vor welchem Könige und Bauern gleich sind, „in Treue für die Rechte des unschuldigen Volkes zu leben und zu sterben; Alles gemeinschaftlich zu wagen und zu tragen; kein Unrecht zu dulden, aber auch kein Unrecht zu thun; des Grafen von Habsburg Recht und Eigenthum zu ehren und keinem der Königsvögte Uebles zuzufügen, aber den Vögten zu wehren das Land zu verderben; die Freiheit, die sie von ihren Vätern empfangen, ihren Enkeln ungeschmälert aufzubewahren.“ Und die dreißig anderen streckten die Hände auf und thaten den Eid wie jene zu Gott und allen Heiligen, die Freiheit mannhaft zu behaupten.

Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern,
in keiner Noth uns trennen und Gefahr.
Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.
Wir wollen trauen auf den höchsten Gott,
und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen.

Und sie erwählten die Neujahrsnacht zum Werke. Dann gingen sie auseinander, jeder in sein Thal, zu seiner Hütte und winterten das Vieh.

4. Dem Vogt Hermann Geßler ward nicht wohl, denn er hatte ein böses Gewissen. Es dünkte ihm, als wenn das Volk muthiger umherginge und trotziger aussähe. Darum ließ er den herzoglichen Hut von Oesterreich erhöhen auf einer Stange in Uri und befahl, wer vorübergehe, solle demselben Ehrerbietung erweisen. Daran wolle er erkennen, wer wider Oesterreich sei.

5. Und Wilhem Tell, der Schütz aus Bürglen, ging vorüber, aber er beugte sich nicht. Alsbald führten sie ihn gefangen zum Vogt, und dieser sprach ergrimmt: „Trotziger Schütze, so strafe dich deine eigene Kunst! Einen Apfel lege ich auf das Haupt deines Söhnleins, den schieße herab und fehle nicht!“ Und sie banden das Kind und legten auf das Haupt desselben einen Apfel und führten den Schützen weit davon. Er zielte; da schwirrte die Bogensehne, da brach der Pfeil den Apfel. Alles Volk jauchzte freudig. Geßler aber fragte den Schützen: „Wozu trägst du noch den andern Pfeil bei dir?“ Tell antwortete: „Hätte der erste nicht den Apfel getroffen, dann gewiß der andere dein Herz!“ Darüber erschrak der Vogt und ließ den Schützen greifen und auf ein Schiff führen nach Küßnacht, wohin er selbst zu fahren gedachte. Denn den Tell im Lande Uri einzukerkern schien wegen des Volkes nicht rathsam;

ihn aber in ausländische Gefangenschaft zu schleppen, war wider des Landes Rechtsame. Da fürchtete der Vogt Zusammenlauf des Volkes und fuhr schleunig ab, wiewohl der warme Föhnwind blies. Der See ging hohl, und die Schiffsleute verzagten. Je weiter im See, desto größer die Todesnoth; denn da stiegen Uferberge jäh aus dem Abgrunde des Gewässers wie Mauern zum Himmel. In schwerer Angst ließ Geßler dem Tell die Fesseln abnehmen, damit derselbe als guter Schiffer das Fahrzeug lenke. Aber der Tell lenkte es gegen die kahle Wand des Axenberges, wo eine nackte Felsplatte wenige Schritte weit in die See hervortritt. Schwung und Sprung,— der Tell hinaus auf die Platte, das Schiff hinaus auf den See!

6. Nun kletterte der Erlöste den Berg hinauf und floh durch das Land Schwyz. Und er dachte in seinem bekümmerten Herzen: „Wohin entfliehen dem Zorne des Gewaltherrn? Entrinne ich seiner Bosheit auch, so hat er in der Heimath mein Weib und Kind zum Pfande. Was wird nicht der Geßler gegen die Meinigen verhängen, wenn Landenberg schon um zwei gebrochener Finger seines Knechtes willen dem alten von Melchthal beide Augen ausbohrte? Wo ist der Richterstuhl, vor den ich Geßler lade, wenn der König selbst des ganzen Volkes Klage nicht mehr anhört? Ist aber kein Gesetz gültig, und ist Keiner, der da richtet zwischen mir und ihm, so stehen wir, Geßler, du und ich, gesetzlos beide, und Nothwehr richtet. Soll eins von beiden fallen, unschuldig Weib und Kind und Vaterland, oder, Vogt Geßler, du; so falle du, und Freiheit steige nieder!“ So dachte der Tell und flog mit Pfeil und Bogen gen Küßnacht und harrte in der hohlen Gasse bei dem Orte. Da kam der Vogt; da schwirrte die Bogensehne; da brach der freie Pfeil das Herz des Gewaltherrn. Das ganze Volk erschrak freudig, als es den Tod seines Unterdrückers vernahm. Die That des Tell verlieh höheren Muth, allein noch war die Nacht des Neujahrs nicht gekommen. Es kam die Nacht. Da ging einer der Jünglinge, die auf dem Rütli geschworen hatten, zur Burg Roßbach in Oberwalden; drinnen kannte er eine Magd. Diese zog ihn an einem Seile hinauf aus dem Burggraben. Drunten aber warteten noch zwanzig andere, die zog der erste auch hinauf. Wie alle oben waren, bemeisterten sie sich des Amtmanns und seiner Knechte und der ganzen Burg.

7. Als es Tag war, ging Landenberg aus der königlichen Burg bei Sarnen hervor zur Messe. Da kamen ihm aus Unterwalden zwanzig Männer entgegen, brachten Hühner, Geißen, Lämmer und andere Gaben zum Neujahrsgeschenk. Der Vogt hieß sie freundlich in die Burg hineingehen. Da stieß

unterm Thor einer von ihnen ins Horn. Schnell zogen alle ſcharfe Eiſen hervor, ſteckten dieſelben auf ihre Stäbe und nahmen die Burg ein, während dreißig andere zu Hülfe kamen, die im Erlengebüſche verſteckt gewartet hatten. Landenberg floh erſchrocken über die Matten nach Alpnach. Sie aber fingen ihn und ließen ihn und alle die Seinigen ſchwören die Waldſtädte zu meiden ewiglich. Dann geſtatteten ſie ihm abzuziehen nach Luzern. Keinem wurde Leides gethan. Mit den Leuten von Schwyz zog Stauffacher an den Lowerzerſee und brach die Burg Schwanau daſelbſt ab. Es zogen die Leute von Uri hinaus, und Geßlers Zwinghof wurde eingenommen. Hoch loderten die Freudenfeuer auf den Alpen. Das war der Freiheit Neujahr 1308.

Hundertundeinundzwanzigſte Lektion. [CXXI.]

292. Kolumbus.

(Von Louiſe Brachmann.)

1. „Was willſt du, Fernando, ſo trüb' und bleich?
Du bringſt mir traurige Mähr!"
„„Ach, edler Feldherr, bereitet euch!
Nicht länger bezähm' ich das Heer!
Wenn jetzt nicht die Küſte ſich zeigen will,
ſo ſeid ihr ein Opfer der Wuth;
ſie fordern laut, wie Sturmgebrüll,
des Feldherrn heil'ges Blut.""

2. Und eh' noch dem Ritter das Wort entflohn,
da drängte die Menge ſich nach,
da ſtürmten die Krieger, die wüthenden, ſchon
gleich Wogen ins ſtille Gemach,
Verzweiflung im wilden, verlöſchenden Blick,
auf bleichen Geſichtern der Tod. —
„Verräther! wo iſt nun dein gleißendes Glück?
Jetzt rett' uns vom Gipfel der Noth!"

3. „Du giebſt uns nicht Speiſe, ſo gieb uns denn Blut!"
„Blut!" rief das entzügelte Heer. —
Sanft ſtellte der Große den Felſenmuth
entgegen dem ſtürmenden Meer.

„Befriedigt mein Blut euch, ſo nehmt es und lebt!
Doch bis noch ein einziges Mal
die Sonne dem feurigen Oſten entſchwebt,
vergönnt mir den ſegnenden Strahl.“

4. „Beleuchtet der Morgen kein rettend Geſtad',
ſo biet' ich dem Tode mich gern,
bis dahin verfolgt noch den muthigen Pfad,
und trauet der Hülfe des Herrn!“
Die Würde des Helden, ſein ruhiger Blick,
beſiegte noch einmal die Wuth.
Sie wichen vom Haupte des Führers zurück
und ſchonten ſein heiliges Blut.

5. „Wohlan denn! Es ſei noch! Doch hebt ſich der Strahl
und zeigt uns kein rettendes Land,
ſo ſiehſt du die Sonne zum letzten Mal!
So zitt're der ſtrafenden Hand!“
Geſchloſſen war alſo der eiſerne Bund;
die Schrecklichen kehrten zurück. — —
Es thue der leuchtende Morgen nun kund
des duldenden Helden Geſchick!

6. Die Sonne ſank, der Tag entwich,
des Helden Bruſt ward ſchwer;
der Kiel durchrauſchte ſchauerlich
das weite, wüſte Meer.
Die Sterne zogen ſtill herauf,
doch, ach, kein Hoffnungsſtern!
Und von des Schiffes ödem Lauf
blieb Land und Rettung fern.

7. Vom Troſt des ſüßen Schlafs verbannt,
die Bruſt voll Gram, durchwacht,
nach Weſten blickend unverwandt,
der Held die düſtre Nacht.
„Nach Weſten, o nach Weſten hin
beflügle dich mein Kiel!
Dich grüßt noch ſterbend Herz und Sinn,
du meiner Sehnſucht Ziel!“

8. „Doch mild, o Gott, von Himmelshöhn,
blick' auf mein Volk herab!

Laß nicht ſie troſtlos untergehn
im wüſten Fluthengrab!“
Es ſprach's der Held von Mitleid weich; —
da horch! welch eiliger Tritt?
Noch einmal Fernando, ſo trüb' und bleich!
Was bringt dein bebender Schritt?“

9. „Ach, edler Feldherr, es iſt geſchehn!
Jetzt hebt ſich der öſtliche Strahl.“
„Sei ruhig, mein Lieber, von himmliſchen Höhn
entwand ſich der leuchtende Strahl.
Es waltet die Allmacht von Pol zu Pol;
mir lenkt ſie zum Tode die Bahn.“
„Leb' wohl dann, mein Feldherr! Leb' ewig wohl!
Ich höre die Schrecklichen nahn!“

10. Und eh' noch dem Ritter das Wort entflohn,
da drängte die Menge ſich nach;
da ſtürmten die Krieger, die wüthenden, ſchon,
gleich Wogen, ins ſtille Gemach.
Ich weiß, was ihr fordert, und bin bereit,
ja, werft mich ins ſchäumende Meer;
doch wiſſet, das rettende Ziel iſt nicht weit;
Gott ſchütze dich, irrendes Heer!“

11. Dumpf klirrten die Schwerter, ein wüſtes Geſchrei
erfüllte mit Grauſen die Luft;
der Edle bereitet' ſich ſtill und frei
zum Weg in die fluthende Gruft.
Zerriſſen war jedes geheiligte Band:
Schon ſah ſich zum ſchwindelnden Rand
der treffliche Führer geriſſen; —— und: Land!
Land! rief es, und donnert' es, Land!!

12. Ein glänzender Streifen, mit Purpur gemalt,
erſchien dem beflügelten Blick;
vom Golde der ſteigenden Sonne beſtrahlt,
erhob ſich das winkende Glück,
was kaum noch geahnet der zagende Sinn,
was muthvoll der Große gedacht; —
ſie ſtürzten zu Füßen des Herrlichen hin —
und prieſen die göttliche Macht.

293. Die Entdeckung von Amerika.

(Von Haupt.)

1. Endlich nach fünf Jahre langem Harren gelang es einem Freunde des Columbus, die edle Iſabella, Königin von Spanien und Gemahlin Ferdinands des Katholiſchen, dahin zu vermögen, daß ſie dem Columbus drei Schiffe übergab. In einem Vertrage wurde feierlich feſtgeſetzt, daß Columbus zum Großadmiral aller neuen Meere und zum Unterkönige aller Länder und Inſeln, die er entdecken würde, ernannt ſei, daß ihm der zehnte Theil aller Einkünfte gehören, und daß alle dieſe Würden und Vortheile auf ſeine Erben übergehen ſollten. Die Schiffe waren ziemlich mittelmäßig und klein, 120 Perſonen machten die ganze Bemannung aus, und die meiſten von ihnen ließen ſich nur ungern auf dieſes, wie es ſchien, tollkühne Unternehmen ein.

2. Am 3. Auguſt des Jahres 1492, kurz vor Sonnenaufgang, ſtieß die kleine Flotte vom Lande ab, in Gegenwart unzähliger Zuſchauer. Lange folgten die Blicke den kühnen Abenteurern. Nach mehreren Tagen erhob ſich ein Oſtwind, der die Fahrt raſch förderte. Bald war alles Land verſchwunden. Ein entſetzlicher Gedanke für Menſchen, die ſich zum erſten Male auf einem von der ganzen lebendigen Welt abgeſchnittenen, unſichern Gezimmer von Balken und Brettern den wilden Wogen Preis gegeben ſahen; rings umher Meer und Himmel, immer weiter und weiter fortgetrieben, von einem Verwegenen angeführt, der keine andere Kunde vom Ziele hatte, als die, welche ſeine Einbildung ihm vorſpiegelte!

3. Columbus flößte ihnen indeſſen durch ſeine eigene Ruhe Bewunderung und Vertrauen ein. Unermüdet ſtand er mit Senkblei und Beobachtungsinſtrumenten auf dem Verdecke, ſchlief nur wenige Stunden und zeichnete auch das kleinſte Ereigniß auf. Wo er Angſt und Traurigkeit bemerkte, da redete er freundlich zu, die Murrenden heiterte er mit Verſprechungen auf. Der Wind blies immer ſtärker, und die Schiffe flogen wie Pfeile dahin. Am 1. Oktober waren ſie ſchon 707 Seemeilen von ihrer Heimath entfernt. Ihre Angſt wuchs von Stunde zu Stunde. Da zeigte ſich ihnen ein Hoffnungsſtrahl. Ein ganzer Schwarm Vögel ſetzte ſich auf ihre Maſten nieder. Aber ſie wußten noch nicht, daß die Seevögel viele 100 Meilen weit fliegen können. Einige Tage ſpäter war die See mit grünem Meergraſe bedeckt, ſo daß die Schiffe in ihrem Laufe faſt aufgehalten wurden. Aber Gras und Vögel verſchwanden wieder, und die Armen ſahen ſich aufs Neue auf dem weiten Oceane

allein. Da brach unter der Mannschaft der Sturm des Aufruhrs endlich los; einige faßten sogar den verruchten Gedanken, den Columbus, wenn er sich weigere zurückzukehren, über Bord zu werfen. Columbus stellte sich, als ob er ihre meuterischen Absichten gar nicht merke, und es gelang ihm nochmals, sie durch sein heiteres Vertrauen zu besänftigen; er erklärte, daß er mit seinen bisherigen Fortschritten zufrieden sei und gewisse Hoffnung habe, sein Ziel bald zu erreichen.

4. Vögel erschienen und verschwanden wieder; die Sonne ging auf und unter, und die Schiffe flogen noch immer pfeilschnell nach Westen. Die Angst der Schiffsleute verwandelte sich in Verzweiflung, und sie erklärten, daß sie nicht weiter gehen würden. Da entfaltete Columbus die ganze Kraft seines Geistes. Mit Festigkeit erklärte er ihnen, es sei Alles umsonst, er werde von dem Unternehmen nicht abstehen, bis er mit Gottes Hülfe Indien gefunden habe. — Schwerlich aber würde er im Stande gewesen sein, die verzagte meuterische Rotte noch länger im Zaume zu halten, wenn sich nicht am folgenden Tage bestimmtere Spuren von der Nähe des Landes gezeigt hätten. Rohr und ein Baumast mit rothen Beeren schwammen auf sie zu und sogar einen künstlich geschnitzten Stab fischten sie auf. Die Sonne war eben untergegangen. Columbus befahl, sorgfältig Wache zu halten, um nicht etwa bei Nacht auf Klippen zu stoßen. Dem, welcher zuerst Land erblicken würde, versprach er eine große Belohnung. Die größte Aufregung herrschte auf den Schiffen; kein Auge schloß sich. Zwei Stunden vor Mitternacht erblickte Columbus ein Licht von ferne. Der Schimmer war vorüberschwindend und ungewiß; aber Columbus betrachtete ihn als eine sichere Bürgschaft des Landes, und wirklich erscholl um 2 Uhr des Morgens (am 12. Oktober) von einem andern Fahrzeuge ein Kanonenschuß,—und „Land! Land!“ erscholl es jetzt aus jedem Munde. Man stürzte einander in die Arme, Einer schluchzte vor Freude an des Andern Brust. Nach der ersten Trunkenheit des Entzückens erinnerte man sich seiner höheren Pflicht und stimmte mit innigster Andacht das Te Deum (Herr Gott, dich loben wir) an. Als der Morgen anbrach, sah das Schiffsvolk—mit welchen Empfindungen! — eine schöne grüne Insel vor sich liegen.

5. Mit Sonnenaufgang bestiegen sie die Boote und ruderten unter kriegerischer Musik mit fliegenden Fahnen dem Lande zu. Columbus, in einem reichen Kleide und den bloßen Degen in der Hand, stand an der Spitze des ersten Bootes, welches ans Land stieß, um der erste Europäer zu sein, der die neue Welt betrete. Ihm folgten die Andern, und in dem unaus-

ſprechlichen Gefühle des glücklich geretteten Lebens, nach mehr als vierzigtägiger Todesangſt auf ſchwankenden Brettern, warfen ſie ſich Alle nieder, küßten mit Inbrunſt die ſichere Erde, errichteten dann ein Kreuz und ſtammelten vor demſelben ihre frommen Gebete. Sie drängten ſich in ihrer Begeiſterung um den Admiral, umarmten ihn, küßten ihm die Hände und thaten Alles, um dem Manne, deſſen Leben ſie vor einigen Tagen noch bedroht hatten, die größte Ehrfurcht und Dankbarkeit zu bezeigen.

6. Am Ufer hatten ſich viele Einwohner der Inſel verſammelt, die eben ſo ſehr über die ſeltſamen Gäſte erſtaunten, als ſie ſelber bei dieſen Staunen erregten. Sie waren ganz nackt und von röthlicher Kupferfarbe, ohne Barthaare, übrigens wohlgebildet. Um Kopf und Lenden trugen ſie einen ſchönen Kranz von bunten Vogelfedern. Ihre Sprache hatte etwas Unzuſammenhängendes und Thieriſches. Das ganze Geſchlecht hatte überhaupt viel Aehnliches mit einer Heerde gutmüthiger Schafe oder Rehe; gerade ſo ſcheu, ſo wehrlos, ſo behende trippelte es hin und her, und aus Allem, was man ihnen anſah, leuchtete ſo wenig Verſtand hervor, daß die Spanier auf den Gedanken geriethen, es möchten wohl gar keine wirklichen Menſchen ſein. Den Gebrauch des Feuers kannten ſie nicht; die züngelnde Flamme hielten ſie für ein lebendiges Thier; in das ſcharfe Schwert griffen ſie unbedacht, bis das Blut von ihren Händen rann; nicht einmal den Ackerbau kannten ſie; das milde Klima und die Fruchtbarkeit des Bodens gewährte ihnen Mais und Maniokwurzel im Ueberfluſſe und zwang ſie nicht zur Sorge für wärmende Kleidung und Wohnungen. Große Thiere gab es dort gar nicht, und ein europäiſcher Bullenbeißer konnte eine ganze Heerde dieſer ſchüchternen Weſen in die Flucht jagen.

Hundertundzweiundzwanzigſte Lektion. [CXXII.]

294. Die Bedeutung des 4. Juli.

Knabe. Warum, Vater, wird der vierte Juli gefeiert?

Vater. Um dir die Urſache recht zu erklären, muß ich dir den Gang der geſchichtlichen Ereigniſſe kurz erzählen. Der Fleiß nämlich, die Einſicht und der religiöſe Sinn der erſten Anſiedler in den engliſchen Kolonien von Nordamerika hatten ſchon ſeit mehr als einem Jahrhunderte den Grund zu einem mächtigen Staat gelegt. Der wachſende Wohlſtand und Reich-

thum dieser Kolonien erregte endlich die Habsucht des Mutterlandes. In der Hoffnung die Staatseinkünfte zu erhöhen, fing es an eine Reihe von ungerechten und drückenden Gesetzen zu geben.

Knabe. Worin bestanden diese Gesetze?

Vater. Der Handel der Kolonien durfte nach diesen Verordnungen nur mit englischen Schiffen betrieben werden; auf die von den Kolonien ausgeführten Artikel wurden schwere Abgaben gelegt und die Fabrikation von Eisen und Stahl wurde bei uns verboten. Die Einkünfte, welche aus diesen Quellen erwachsen sind, beliefen sich zuletzt auf 10 Millionen Dollars jährlich; aber das Mutterland blieb unersättlich und beschloß, um die Einkünfte zu erhöhen, noch eine Steuer auf das Stempelpapier und eine andere auf den Thee zu legen.

Knabe. Haben denn die Kolonisten diese Unterdrückung von England ruhig ertragen?

Vater. Nein, mein Sohn; auf die Nachricht von dem Erlaß dieser Gesetze brach ein allgemeiner Schrei des Unwillens im Lande aus, besonders weil der König von England die volksvertretenden Versammlungen wiederholt aufgelöst, da sie sich mit männlicher Festigkeit seinen Eingriffen in die Rechte des Volks entgegengesetzt hatten. Man rief eine Versammlung aller Kolonien nach Philadelphia, um über die allgemeine Wohlfahrt und die Vertheidigung des Landes zu berathen. Der Bruch zwischen dem Mutterlande und seinen Kolonien nahm nun reißend zu. Die beiden Gefechte bei Lexington und Bunkerhill, welche zwischen den Kolonisten und englischen Soldaten Statt fanden, waren das Vorspiel zu dem großen Revolutionskriege. Man gab nun alle Hoffnung auf Wiederaussöhnung mit England auf und am vierten Juli 1776 beschloß die erwähnte Versammlung die Trennung der dreizehn Kolonien für immer von der englischen Regierung. Diese Unabhängigkeitserklärung legte zugleich den Grundstein zu den Vereinigten Staaten von Nordamerika. England schickte zwar eine Kriegsmacht, allein sie wurde von den Amerikanern besiegt und das Mutterland endlich gezwungen, durch einen Vertrag alle Ansprüche auf die Vereinigten Staaten aufzugeben. Wir feiern daher den vierten Juli, weil es der Geburtstag der Freiheit in unserm Vaterlande ist.

Knabe. Sind denn nicht alle Völker so frei wie wir?

Vater. Nein! wir sind die freiste Nation der Erde.

Wohl waren die meisten andern Völker auch einmal frei, sie haben aber ihre Unabhängigkeit gewöhnlich durch ihre eigene Schuld wieder verloren.

Knabe. Glaubst du, Vater, daß wir je unsere Freiheit verlieren könnten?

Vater. Ja, mein Sohn, dies theure Kleinod geht stets verloren, wenn Menschen so schlecht werden, daß sie den Besitz der Freiheit nicht mehr verdienen.

Knabe. Was muß man denn thun, um sie zu erhalten?

Vater. Die Knaben müssen sich ernstlich bestreben, tüchtig, verständig und gut zu werden. Von Jugend auf sollen sie mit Liebe der Freiheit unseres Vaterlandes gedenken, weil sie die Quelle unserer Wohlfahrt ist. In wenigen Jahren werden die Knaben von deinem Alter Männer, und das künftige Schicksal unseres Vaterlandes liegt in ihren Händen. — Besonders merk', daß wir nie einen Angriff auf unsere Freiheit durchgehen lassen dürfen, ohne entschlossen und beharrlich Widerstand zu leisten. — Wir müssen lieber den Tod wollen, als eine schmähliche Unterdrückung. — Wer bei solchen Gedanken und Entschlüssen am vierten Juli gern weilt, feiert ihn auf eine würdige Weise.

Knabe. Ich will diesen Gedenktag allemal würdig begehen, und wenn ich erwachsen bin, will ich mit unsrer Freiheit stehen und fallen.

295. Zur Feier des 4. Juli.

(Nach D. Scheib.)

1. Wie prächtig strahlt der Freiheit Licht,
das durch der Völker Dunkel bricht,
für das die Väter kämpften!
Verscheucht sind Macht und Tyrannei
der Briten; und wir athmen frei
durch die, so Knechtschaft dämpften.
Schön und herrlich,
glänzt der Name
unsrer Helden
durch die Zeiten,
hin in alle Ewigkeiten.

2. Der Freiheit Säulen kräftig ſteh'n,
und unſre Sternenbanner weh'n
zu Land und auf den Meeren.
Wir ehren dafür Washington,
und lieben Franklin, Jefferson
für brave That und Lehren.
Dieſe Säulen,
dieſe Banner
ſollen unſer
Herz erheben;
Klein und Groß wird frei dann leben.

3. Und würde je ſich nah'n ein Feind,
der Freiheit uns zu rauben meint
durch Zwang und falſche Worte:
Dann brechen wir, die Knaben noch,
wenn Männer einſt, ein jedes Joch,
bau'n feſt der Freiheit Pforte.
Vaterland, ſei
nur nicht bange!
Sicher wirſt du
an uns Knaben
künftig muth'ge Männer haben.

Hundertunddreiundzwanzigſte Lektion. [CXXIII.]

296. Vor der Schlacht.

Friſch auf, ihr deutſchen Schaaren, friſch auf zum heil'gen Krieg!
Gott wird ſich offenbaren im Tode und im Sieg.
Mit Gott, dem frommen, ſtarken, ſeid fröhlich und geſchwind;
kämpft für des Landes Marken, für Eltern, Weib und Kind!

Friſch auf, ihr tragt das Zeichen des Heils an eurem Hut,
dem muß die Hölle weichen und Satans Frevelmuth,
wenn ihr mit treuem Herzen und rechten Glauben denkt,
für wie viel bitt're Schmerzen ſich Chriſtus hat geſchenkt.

D'rum kämpf' für deutſche Ehre, du tapfres Teutgeſchlecht!
Der beſte Schild der Heere heißt Vaterland und Recht;
als ſchönſte Loſung klinget die Freiheit in das Feld;
wo ſie die Fahne ſchwinget, wird manches Kind ein Held.

D'rum auf, ihr deutſchen Schaaren, friſch auf zum heil'gen Krieg!
Gott wird ſich offenbaren im Tode und im Sieg.
Und wenn die ganze Hölle ſich göſſe über euch,
ihr ſpült ſie, wie die Welle der Fels, zurück von euch.

297. Die Völkerſchlacht bei Leipzig.

(Von L. Thomas.)

1. Es war in den erſten Oktobertagen des Jahres 1813. Kaiſer Napoleon hatte ſein Hauptquartier, Dresden verlaſſen und ſich mit ſeinen Truppen in die große Ebene von Leipzig gezogen. Hier war es, wo vom 16. bis 19. Oktober Männer vom Tajo und Ebro, vom Po und der Tiber, von der Seine und dem Rheine in blutigem Kampfe gegenüberſtanden den Söhnen der Donau, der Elbe, der Oder, des Don, der Wolga, des weißen und des ſchwarzen Meeres! Hier wütheten 1000 Feuerſchlünde drei Tage lang unter 400,000 Soldaten, von denen die Einen voll hoher Begeiſterung und voll Muth für die heilige Sache des Vaterlandes, die Anderen für Ehre und vieljährigen Waffenruhm ſtritten.

2. Im Süden Leipzigs, bei Connewitz und Libertwolkwitz, beginnt der Kampf; Oeſterreicher und Ruſſen unter Fürſt Schwarzenbergs Oberbefehle eröffnen ihn. Bald hört man nicht mehr die einzelnen Schüſſe, ein unaufhörliches Rollen erſchüttert die Luft und macht die Feſte der mit Rauchwolken bedeckten Erde erbeben; im weiten Umkreiſe klirren die Fenſter und die älteſten Soldaten erinnern ſich ſolches furchtbaren Geſchützdonners nicht. Die Hurrahs der Angreifenden erſchallen in die Schmerzensrufe der Verwundeten und Sterbenden, das Raſſeln der Kanonen und Geſchützwagen in den Marſch der Vordringenden, die Trommelwirbel, die Horn- und Trompetenſignale der Streiter zu Fuß und Roß in das unaufhörliche Knattern der Gewehre. Adjutanten fliegen hin und her! Verwundete kommen blutend oder werden von Anderen hinter die Angriffslinien gebracht! Tod und Schrecken, Angſt, Freude, Muth und Verwirrung auf allen Seiten, in allen pulvergeſchwärzten Geſichtern der Streiter! Schon werden die Franzoſen zurückgedrängt, aber ungeheure Heeresmaſſen eilen im Sturmſchritt den bedrängten Punkten zu, und die franzöſiche Reiterei, von Wachau hervorſtürzend, wirft endlich Alles vor ſich nieder. Es iſt Nachmittags 3 Uhr. Siegesboten, von Napoleon geſendet, fliegen nach Leipzig zu, verkünden den Sieg, und in den Donner der Geſchütze tönt das Siegesläuten der

Glocken von Leipzig. Doch im Buche des Schicksals stand eine andere Loosung! Den kühnen Streitern fehlte der Nachdruck, und Kosacken entrissen ihnen mit unglaublicher Kühnheit die gewonnene Beute an Geschütz. Vergeblich waren alle wiederholten Anstrengungen der Franzosen; die Schlacht war zum Stehen gekommen.

3. Unterdessen hatte der Kampf auch auf der West- und Nordostseite von Leipzig bei Lindenau und Möckern getobt. Mehr als 50 Feuerschlünde sind bei dem letzteren Dorfe aufgepflanzt und senden unaufhörlich Tod und Verderben in die Reihen der Preußen. Wiederholt und lange wird das Dorf vergeblich gestürmt. Endlich wirft sich die preußische Reiterei auf die französischen Vierecke und sprengt sie, alle Bataillone rücken ohne Befehl vor, französische Pulverwagen fliegen in die Luft und bringen Verwirrung in die Reihen, die von der andern Seite mit Umgehung bedroht sind; da verlassen die Franzosen mit dem Abende das vertheidigte und nun an mehreren Orten in Flammen auflodernde Dorf. Von 20,000 preußischen Kämpfern liegen über 5000 todt auf dem Schlachtfelde. So groß der Verlust auch war, so war doch die Errungenschaft nicht zu theuer erkauft, denn Blüchers Sieg bei Möckern entschied das Geschick der ganzen Schlacht.

4. Ueberall gewaltige Kriegermassen, hier um die Wachtfeuer gelagert, dort sich schon dem Schlummer überlassend, da noch im Marsche, um neue Stellungen zu beziehen. Ueberall Verwüstung und Schrecken! In den Dörfern die angsterfüllten Bewohner, die noch nicht in der Ferne und in Wäldern Schutz fanden, überall die Plünderung ihrer Habe und rohe Mißhandlung. Und auf den beiden großen Schlachtfeldern: Tausende liegen entseelt, aus allen Wunden rinnt das Blut, hier das Wimmern der hülflos verlassenen Verwundeten, dort die Aerzte in blutiger Arbeit, die zerschossenen Glieder abzunehmen, weit klaffende Wunden zu verbinden. Vom Körper losgerissene Glieder liegen überall zerstreut, Massen getödteter oder krampfhaft zuckender verwundeter Pferde, Trümmer von Wagen und Kanonen, umgestürztes Fuhrwerk, Heerden geraubten Viehs brüllend durch die Kriegerhaufen rennend, Waffen und anderes Heergeräthe, zerstreut in Stücken und ganz umherliegend. Ueberall das Grausenhafteste, und diese Scenen, die mild die Natur mit dem Schleier der Nacht dem menschlichen Auge verbergen will, erleuchten zahllose Wachtfeuer, unter denen die blutrothen Feuersäulen vieler brennender Dörfer hoch zur Feuergluth des Himmels emporzüngeln.

5. So brach der 17. Oktober, ein Sonntag, an. Schwere

Nebel lagerten auf der blutigen Erde und die ermatteten Truppen trafen Vorbereitungen für den folgenden Tag.

6. Düster und trübe war der Morgen des verhängnißvollen 18. Oktober, als der rollende Kanonendonner in der achten Stunde den Beginn der Schlacht auf allen Seiten verkündigte. 162,000 Franzosen kämpften heute gegen 290,000 Mann verbündeter Truppen. Bei Connewitz, wo der Polenfürst Poniatowsky stand, begann der Kampf. Jeder Fuß Landes ward mit Strömen Blutes erkauft; rastlos drangen die Verbündeten vorwärts bis an die Hauptstellung der Franzosen bei Probsthaida. Hier aber, wo Massen gegen Massen stürmen, die Einen mit Erbitterung und Siegesfreude, die Andern mit Verzweiflung und kalter Todesverachtung, hier war der Kampf nicht Schlacht, ein Schlachten war's zu nennen. Angriff auf Angriff, 300 französische Kanonen donnern gegen die Verbündeten, Berge von Leichen und Verwundeten thürmen sich an den Dorfeingängen. Da ließen die in der Nähe weilenden Monarchen, Zuschauer des furchtbaren Kampfes, diesen selbst einstellen. Desto unglücklicher war die französische Armee bei Abtnaundorf, Paunsdorf und Stötteritz. Ganze Regimenter wurden vernichtet. Der Kronprinz von Schweden hat beim Vorwerke „heiterer Blick" den vom Marschall Ney kommandirten Mittelpunkt der französischen Armee durchbrochen und furchtbare Heeresmassen drängen die Besiegten vor sich her.

7. Gräßlich war der Kampf um den Besitz des Dorfes Schönefeld, das von den Russen unter Langeron angegriffen wird. Siebenmal rückt man mit Sturmschritt vor, es steht das große breite Dorf in Flammen, noch wich der Marschall Marmont nicht. Da macht der Abend dem grausigen Würgen ein Ende, es ziehen sich die Franzosen nach Volkmarsdorf und Reudnitz zurück. Um das Unglück voll zu machen, hatten zwei Regimenter Würtemberger und das sächsische Armeecorps die Reihen der Franzosen verlassen, letztere längst grollend wegen alles Elendes, das die Franzosen über Sachsen gebracht hatten, und ergriffen von Begeisterung für die deutsche Sache. Kanonenschüsse in ihre Reihen waren der Scheidegruß; aber auch die sächsische Artillerie wendet ihr Geschütz und sendet tausendfach den Tod in jene Schaaren, mit denen sie soeben noch gestritten. Dies hemmt den Lauf der feindlichen Armee, Verwirrung bricht herein, sie müssen weichen, und verlassen am andern Morgen selbst Stötteritz und Probsthaida.

8. Es war um 8 Uhr Abends, da ritt der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg nach der Höhe von Meusdorf, von wo aus die verbündeten Fürsten dem Getümmel der Schlacht zu-

gesehen hatten, und verkündigte den vollständigen Sieg. Da stiegen sie von ihren Rossen, entblößten die Häupter und sandten fromme Blicke zum Himmel empor. Napoleon aber ging nach Leipzig und diktirte in der Nacht die Anordnungen für — den Rückzug!

9. Nachts, sogleich nach Aufgang des Mondes, ward er angetreten. Lange Heereszüge, die Garden voran, bewegten sich auf der Straße über Lindenau nach Lützen und Weißenfels zu. Schon hatte der Kampf wieder begonnen, da bestieg Napoleon sein Schlachtpferd, nahm Abschied von dem Könige von Sachsen, Friedrich August, und begab sich nach dem Ranstädter Thore, wo er endlich nach vielen Mühen durch ein Seitengäßchen aus der Stadt gelangte. Furchtbar war dort das Gewühl! Da zog Fußvolk und Reiterei in den engen Straßen, Geschütz und Pulverwagen, Gesunde, Verwundete und Sterbende, Wagen mit Frauen und Kindern, Marketender und Viehheerden, Alles im wildesten Getümmel, in endloser Hast, mit Drängen, Stoßen und Geschrei bunt durcheinander. Jeder Aufenthalt auf der engen Straße bringt Stocken in den ganzen Knäuel; wer zu Falle kommt, ist verloren!

10. Umgestürzte Kanonen, verlassenes Fuhrwerk aller Art, Pulverwagen und Gepäck, Alles hindert den Zug. Von der andern Seite drängen, stürmen, schießen die Verbündeten, und noch sind mehr als 20,000 Franzosen in der Stadt! Da ertönt — es ist Mittags 12 Uhr — ein dumpfer Knall! Ein Schrei des bangsten Entsetzens durchzuckt die Reihen der Franzosen; die steinerne Elsterbrücke, die einzige, Rettung versprechende, ist durch Uebereilung eines Feuerwerkers zu frühzeitig gesprengt! Der Elsterfluß mit tiefem Bette und hohen Ufern wehrt dem Vorwärtsdringen. Man stürzt sich in die kalten Fluthen, sie zu durchschwimmen, Tausende — unter ihnen auch der Polenheld Poniatowsky — ertrinken, und Menschen und Pferde erheben sich in grauenvollen Gruppen über dem blutgefärbten Gewässer. 15,000 Mann müssen sich als Kriegsgefangene ergeben.

11. Durch die Grimmaische Straße aber bewegt sich eine Stunde später ein einfacher Zug, Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm von Preußen sind's, umgeben von den ruhmumstrahlten Helden der blutigen Tage, Schwarzenberg und Blücher, dem greisen, unermüdeten Helden! — Deutschland jubelt über den Sieg bei Leipzig. Das Joch der Fremdherrschaft war abgeworfen, und Deutschlands Stämme waren wieder, wie einst am großen Tage Hermanns, eins gewesen bei einer großen Sache. Mit Ruhm wird man noch in den

fernſten Zeiten der Tage von Leipzig gedenken. Die Wiedergeburt Deutſchlands, ja Europas beginnt mit den Tagen der Leipziger Völkerſchlacht, und manche Ernte jener blutigen Ausſaat reift wohl noch.

298. Napoleons Ende.

(Aus dem Thüringiſchen Kinderfreund.)

Von dem Dome, ſchwer und bang,
tönt die Glocke Grabgeſang.
Ernſt begleiten ihre Trauerſchläge
einen Wandrer auf dem letzten Wege.
(Schiller.)

1. Napoleon war plötzlich von Elba nach Frankreich zurückgekehrt. Bald ſammelte ſich um ihn wieder ein großes kampfluſtiges Heer; im Innern, ſo verkündeten die Franzoſen, wurde zum Schutz des Landes eine zwei und eine halbe Million ſtarke Nationalgarde gebildet, die alten Gefährten des Kriegshelden, bereit, mit ihm zu ſtehen oder zu fallen, boten ihm ihre Dienſte wieder an. Ein neuer ſchwerer Kampf war vorauszuſehen. Die Verbündeten, welche die Ruhe und Wohlfahrt Europas aufs Neue bedroht ſahen, waren entſchloſſen, mit vereinter Macht gegen den Furchtbaren zu ziehen. Zahlreiche Heere, die kaum aus Frankreich zurückgekehrt waren, eilten wieder dem Rheine zu und über denſelben in die Niederlande, an die Grenze Frankreichs. Da wurde nun am 18. Juni 1815 bei Belle-Alliance oder Waterloo, unweit Brüſſel, die große entſcheidende Schlacht geſchlagen, in welcher mit der äußerſten Erbitterung und Anſtrengung von beiden Seiten gekämpft wurde. Lange war der Sieg zweifelhaft. Blücher, Preußens berühmter Feldherr, hatte bereits mit ſeinem Heere am 16. Juni einen äußerſt hartnäckigen Kampf bei Ligny beſtanden, war durch einen Sturz mit ſeinem Pferde in große Lebensgefahr gerathen, und genöthigt worden, ſich zurückzuziehen. Ununterbrochene Regengüſſe, die dadurch angewachſenen Bäche und faſt ungangbar gewordenen Wege hatten ihn gehindert, dem engliſchen Feldherrn Wellington, welcher ſich um Mittag im heißeſten Kampfe befand, ſo ſchnell zu Hülfe zu kommen, als verabredet war. Das engliſche Heer war von übermäßiger Anſtrengung faſt erſchöpft; ein Sturmangriff der Franzoſen folgte auf den andern, immer ſah und fragte man vergeblich nach den Preußen. Erſt gegen 5 Uhr trafen dieſe theilweiſe und im gefahrvollſten Augenblicke ein. Da erreichte nun die Kampfeswuth den höchſten Grad. Napoleon bewegte plötzlich

sein ganzes Heer vorwärts. Der Kampf ward jetzt ein Vernichtungskampf. Ganze Schaaren stürzten nieder, die große Menge der Verwundeten, welche sich aus dem Kampfe zogen, gab auf beiden Seiten den Anschein einer Flucht. Schon weichen die Engländer auf mehreren Punkten; ihr Geschütz stellt das Feuern ein. In diesem Augenblicke unternehmen die Preußen einen Hauptangriff. Im Sturmschritte, unter dem Wirbel aller Trommeln, rücken sie unaufhaltsam vor, werfen Alles nieder, was sich ihnen entgegenstellt. Napoleons Garde wird von den preußischen Reitern umringt und aufgefordert, sich zu ergeben. „Die Garde stirbt, sie ergiebt sich nicht!" war die Antwort. Endlich, gegen 9 Uhr, entschied sich die Schlacht. Die Franzosen eilten in wilder Flucht nach Frankreich zu. Die Schlacht war für die Verbündeten gewonnen, kein Theil hatte unrühmlich gestritten. — Die Franzosen hatten über 30,000 Todte und Verwundete, die Verbündeten 20,000.

2. Nach diesem großen Siege marschirte das verbündete Heer auf Paris zu, und hielt am 7. Juli zum zweiten Male seinen Einzug in diese Stadt. Die Waffen der Sieger zwangen abermals die übermüthigen Franzosen zum Frieden, welcher am 20. November zu Paris unterzeichnet wurde. Napoleon ergab sich am 14. Juli den Engländern, welche ihn auf das öde Eiland St. Helena im stillen Weltmeere brachten. Dort saß er gefangen, der außerordentliche Mann, welcher Könige zu seinen Füßen, welcher ganz Europa vor sich zittern gesehen. Mit Härte behandelte ihn sein englischer Wächter Hudson Lowe. Bis zum Jahre 1821 ertrug Napoleon sein Unglück mit einer Größe, welche sein Andenken ehrt und ihm die Herzen aller gebildeten Menschen wieder gewann. Am 5. Mai 1821 starb der gewesene Herr der Welt, seines Sohnes gedenkend, auf dem Eilande St. Helena. Eine Weide beschattet sein einsames Grab. Erst im Jahre 1840 wurde Napoleons Asche, wie es der Kaiser einst gewünscht hatte, nach Frankreich gebracht und in Paris feierlich bestattet.

3. Man fragt sich nun: „Was hat der große Napoleon der Menschheit, was hat er Frankreich genützt?"—Er verwüstete Europa durch lange Kriege, unterdrückte die Völker und schlachtete ganze Armeen hin. Napoleons Kriege kosteten Frankreich das Leben von zwei Millionen seiner Söhne und verursachten dem Lande eine Schuldenlast von tausend Millionen Franken. Dagegen hat die Menschheit Wenig oder Nichts gewonnen, und Frankreich gewann fast nur Waffenruhm.

Zehnter Abſchnitt.

Gewerbliches.

Hundertundvierundzwanzigſte Lektion. [CXXIV.]

299. Die Buchdruckerkunſt.

(Von Kappe.)

1. Wer vor 500 und mehr Jahren gern ein Buch haben wollte, mußte es ſich, wenn er's nicht kaufen konnte, ſelbſt abſchreiben oder abſchreiben laſſen, und das koſtete natürlich viel Geld. Im Jahr 1274 war der Preis einer ſchön geſchriebenen Bibel mit Auslegung 360 fl. und eine ganz gewöhnliche Abſchrift des Pſalters mit Anmerkungen koſtete vor dem Jahr 1300 nach deutſchem Geld wenigſtens 90 fl. Damals waren dies ungeheure Summen, denn es erhielt ein Taglöhner täglich nur 4½ Kreuzer Taglohn, ſo daß er um eine ſolche Bibel hätte fünfzehn Jahre arbeiten müſſen, während einer jetzt dreißig bis vierzig Kreuzer und mehr verdienen kann, je nachdem das Geſchäft iſt, und eine Bibel, wenn er ganz arm iſt, unentgeldlich, oder um 24 bis 30 Kreuzer erhält, alſo nicht einmal einen Taglohn dazu braucht. Der römiſche Kaiſer Conſtantin (um 325 n. Chr.) ließ einmal 20 Bibeln auf ſeine Koſten abſchreiben und beſchenkte damit 20 chriſtliche Gemeinden. Das war damals ein wahrhaft kaiſerliches Geſchenk. In früheren Zeiten hatten daher nur ganz reiche Leute Bücher; Arme konnten ſich keine kaufen, konnten auch ſelten leſen. Um das Jahr 1420 kam man aber darauf, die Buchſtaben einer Seite im Buch verkehrt auf ein Brett zu ſchneiden, anzuſchwärzen und abzudrucken. Das ging ſchon gut, denn mit einem ſolchen Brett voller Buchſtabenformen konnte man ſchnell viele tauſend Seiten derſelben Art drucken und die Bücher wurden nun ſchon ein gut Theil wohlfeiler.

2. Um dieſe Zeit lebte aber in der Stadt Mainz, mitunter auch in Straßburg, ein Edelmann, Johann Gensfleiſch von Sorgenloch zum guten Berg, kurzweg Gutenberg genannt. Der ſchnitt die Buchſtaben nicht auf einem Brette aus, ſondern auf Köpfen von hölzernen, darauf von

bleiernen Stäben, band diese Stäbchen zusammen, druckte sie ab und konnte sie nun nach dem Gebrauche wieder aufbinden und zu andern Wörtern zusammensetzen. Mit dieser Anwendung beweglicher Lettern (Buchstaben) war der wichtigste Theil der folgenreichen Erfindung vorhanden. Als Schwärze gebrauchte er Dinte und Lampenruß. Gutenberg wünschte seine Erfindung gern ins Große zu treiben; darum verband er sich, da er selbst arm war, mit dem reichen Goldschmied Johann Fust oder Faust in Mainz, und das Unternehmen gelang vollkommen. Später entzweiten sich die beiden Männer, und der eigennützige Faust zog einen geschickten Gießer von Gernsheim, Namens Peter Schöffer, der schon vorher Gehülfe bei ihm war, in das Geschäft.

3. Dieser Schöffer bereitete eine tauglichere Metallmischung aus Blei und Zinn für die Lettern, und eine bessere und dauerhaftere Druckerschwärze. Besonders aber erfand er den Guß der Lettern. Durch ihn wurde Gutenbergs Erfindung weiter geführt und vollendet. Das erste größere Werk, das aus Gutenbergs Druckerei hervorging, war eine lateinische Bibel in drei Bänden, wahrscheinlich im Jahr 1456 vollendet. Ein Psalter, den die Bibliothek zu Stuttgart besitzt, ist im Jahr 1457 gedruckt und zwar ausgezeichnet schön. Faust reiste dann im Lande umher und verkaufte seine Bibeln, das Stück um hundert Gulden; und alle Welt erstaunte über den unerhört billigen Preis. Die Mönche aber, die nun Nichts mehr mit Abschreiben verdienten, erstaunten am meisten und sagten zum Volke: „Faust stehe mit dem Teufel im Bunde, und die rothen Buchstaben auf den Titelblättern seien mit Menschenblut gefärbt!“ Gutenberg, der Erfinder, mußte später seine Druckerei aus Noth verkaufen und starb arm, nachdem er die Welt bereichert, im Jahre 1467.

4. In der neuern Zeit sind in dieser Kunst, welche so wichtig für die Bildung der Völker geworden ist, wesentliche Verbesserungen angebracht worden. Man hat Druckerpressen, die mit Hülfe der Dampfkraft in einer Stunde 8000 und mehr Bogen drucken.

Trost.

(Von Bürger.)

Wenn dich die Lästerzunge sticht,
so laß dir dies zum Troste sagen:
Die schlechten Früchte sind es nicht,
woran die Wespen nagen.

Hundertundfünfundzwanzigſte Lektion. [CXXV.]

300. Der Lootſe.

(Berliniſches Leſebuch.)

1. „Siehſt du die Brigg dort auf den Wellen?
Sie ſteuert falſch, ſie treibt herein
und muß am Vorgebirg zerſchellen,
lenkt ſie nicht augenblicklich ein.“

2. „Ich muß hinaus, daß ich ſie leite!“ —
„„Gehſt du ins offne Waſſer vor,
ſo legt dein Boot ſich auf die Seite
und richtet nimmer ſich empor.““ —

3. „Allein ich ſinke nicht vergebens,
wenn ſie mein letzter Ruf belehrt.
Ein ganzes Schiff voll junges Lebens
iſt wohl ein altes Leben werth.“

4. „Gieb mir das Sprachrohr. Schifflein, eile,
es iſt die letzte, höchſte Noth!“ —
Vor fliegendem Sturme, gleich dem Pfeile,
hin durch die Scheeren eilt das Boot.

5. Jetzt iſt es aus dem Klippenrande.
„Links müßt ihr ſteuern!“ hallt ein Schrei!
Kiel oben treibt das Boot zu Lande —
und ſicher fährt die Brigg vorbei.

301. Der Matroſe.

(Von Forſter.)

1. Kaum hat die Schiffsglocke geläutet oder viermal angeſchlagen, ſo ertönt des Bootmanns Pfeife durch den Matroſenraum, und ſeine heiſere Stimme ruft die Wache hinauf, um ihre Kameraden abzulöſen. Beim zweiten Ruf muß Alles auf den Beinen ſein und auf dem Verdeck, auf dem Vorderkaſtell und am Steuerruder ein Jeder ſeinen angewieſenen Poſten einnehmen. Das Ungeſtüm zweier Elemente, die faſt in unaufhörlicher Bewegung ſind, dringt mit vereinten Kräften auf ſie ein. Um ſich warm zu erhalten, laufen die Matroſen beſtändig auf und ab, bis irgend ein Vorfall ſie zur Arbeit ruft. Aendert der Wind ſeine Richtung, ſo werden die Segel nur anders geſtellt; ſteigt aber ſeine Heftigkeit, ſo müſſen ſie theils eingerefft, theils völlig eingezogen werden. Der Anblick dieſer

gefährlichen Verrichtung ist schauderhaft, wenigstens für Jeden, der es nicht gewohnt ist, Menschen ihr Leben auf das Spiel setzen zu sehen. Sobald die untersten Zipfel des Segels vom Verdeck aus gelöst und aufgezogen worden, brausen die Winde darein, und schlagen es an Stange und Mast, daß das ganze Schiff davon erbebt. Mit bewundernswürdiger Behendigkeit und nicht geringem Muthe klettern die Matrosen sogleich bis zur zweiten oder dritten Verlängerung des Mastes heran. Dort hängen in starken Tauen die Segelstangen oder Raaen quer über dem Schiff; an ihren beiden Enden und in der Mitte befestigt hängt ein schlotterndes Seil, welches den Füßen des verwegenen Seemanns zum Ruhepunkt dient. Auf diesem Seil gehen sechs bis acht Matrosen hurtig und mit sicherem Tritt zu beiden Seiten bis an die äußersten Enden der Raa hinaus, trotz des Windes, der das flatternde Segel gewaltsam hin und her schleudert, und das Seil unter ihren Füßen erschüttert, trotz der schwankenden Bewegung des Schiffs, welche in jener Höhe ohne Vergleich stärker gefühlt wird, als auf dem Verdeck. Ich habe zu gleicher Zeit das Ende der großen Raa sich in eine thürmende Welle tauchen gesehn; der Matrose am Ende einer Segelstange, die gegen fünfzig Fuß hoch am Mast hängt, wird folglich mit jeder Welle alsdann durch einen Bogen von fünfzig bis sechzig Fuß geschaukelt. Jetzt scheint er ins Meer hinab geschleudert zu werden, jetzt wieder die Sterne zu berühren. Doch ohne sich diese gewaltsamen Bewegungen anfechten zu lassen, biegt er sich über die Segelstange, entreißt dem Winde das Segel, rollt es zusammen, bindet es fest, und vollendet diese gefahrvolle Arbeit mit seinen Gehülfen in wenigen Minuten. Seine einzige Sorge bei diesem, wie bei jedem andern Geschäfte ist dahin gerichtet, daß es ihm Keiner an Geschicklichkeit und Muth zuvorthun möge; denn dieser rühmliche Wetteifer liegt tief in seiner Seele, und ist die Folge eines gewissen gemeinschaftlichen Gefühls, welches diesem Stande eigen ist. Ihm muß es übrigens gleich gelten, ob die Sonne ihm dazu leuchtet, oder ob er sich in der tiefsten Finsterniß der Nacht blos auf das Tasten seiner harten Hände verlassen darf. Selbst wenn der Sturm ein Segel zerrissen hat, und mit den Stücken Alles zerpeitscht, scheut kein Matrose die Gefahr, von einem solchen Schlage getroffen zu werden, und rettet, was zu retten ist. Wenn in der Nähe Land vermuthet wird, sitzt er mehrere Stunden lang unbeweglich am höchsten Gipfel der Marsstange und blickt aus dieser einsamen, schwindelig machenden Höhe wachsam umher. Er lächelt, wenn unerfahrene Landleute oder junge Anfänger jeden heftigen Wind einen Sturm nennen,

und ist ungern freigebig mit diesem Namen, so lange das Schiff noch mehr als die untern großen Segel führt. In offener See hat selbst ein Sturm nichts Schreckliches für ihn; was kann ihm schaden, sobald alle Segel eingezogen sind, und das Schiff mit dem Schnabel gegen den Wind beigelegt, mit fest gebundenem Ruder dem Drange der Wellen folgt, oder wenn man es, sicher, daß kein Land in der Nähe ist, mit wenigen Segeln schnell vor dem Sturme hinfliehen läßt, vorausgesetzt, daß das Schiff dauerhaft gebaut sei. Nur alsdann wird der Sturm furchtbar, wenn das Schiff auf eine Küste fährt, wo kein Hafen dem Seefahrer Sicherheit verspricht, und die einzige Hoffnung, dem Schiffbruch zu entgehen, auf der Stärke der Segel beruht. Diese Gefahr trifft ihn indeß nur selten; Anstrengungen und Unannehmlichkeiten hingegen sind sein tägliches Loos.

2. Der Posten am Steuerruder ist einer der beschwerlichsten; keiner hält es länger als eine Stunde dabei aus, und wenn die See in hohen Wogen geht, und der Wind heftig stürmt, müssen zwei Personen zugleich das Rad regieren, welches sonst für die Kräfte des einzelnen Mannes leicht zu mächtig wird, und ihn zuweilen so mit sich fortreißt, daß er in Lebensgefahr ist. Wenn das Schiff nahe am Winde geht, und die See etwas ungestüm ist, so schlagen die Wellen oft hinein, und zwar hauptsächlich da, wo die Wache sich aufhält, die zuletzt bis auf die Haut durchnäßt, sich lachend über ihr Unglück tröstet. Diese Gleichmüthigkeit, die den Sinn für Freude nicht ausschließt, ist ein Hauptzug im Charakter des Seemanns.

3. Die schnellen Veränderungen des Windes und der Witterung, die man zur See oft erfährt, tragen Vieles dazu bei, den Matrosen gegen alles Ungemach zu härten. In Sturm und Regen lebt er der frohen Hoffnung, daß bald wieder Sonnenschein und guter Wind kommen werde. Allein auch wenn die Zeit der Prüfung kommt, wo diese Hoffnung fehlschlägt, ist das Beispiel des Befehlshabers und der Offiziere hinreichend, um den Muth des getäuschten Seemanns aufrecht zu erhalten.

Der Grenadier.

(Von Pfeffel.)

Ein alter tapf'rer Grenadier,
der gleich gut focht und log, fiel einst im Handgemenge;
zwei Freunde trugen ihn zerfleischt aus dem Gedränge.
„Sagt, Kinder, ist er todt?“ fragt sie sein Offizier,
„Ja wohl,“ versetzt das Paar, mit schweren Athemzügen.
„Nicht doch, ich lebe noch!“ brummt hier der arme Wicht.
„Ach!“ rief der eine Freund, „Herr Hauptmann, glaubt ihm nicht!
Er pflegte ja sein Lebelang zu lügen.“

Elfter Abschnitt.

Von den

Gesetzen in den Verein. Staaten.

Hundertundsechsundzwanzigste Lektion. [CXXVI.]

302. Die Verfassung der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

1. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika bestehen gegenwärtig aus 34 Staaten, 9 Territorien und dem Districte Columbia.

2. Die Vereinigten Staaten bilden eine Republik (einen Freistaat). Die Regierung dieser Union oder Bundesstaats ist wie diejenige jedes einzelnen Staats nach drei Richtungen hin thätig: als gesetzgebende, vollziehende und richterliche Gewalt.

3. Die Vereinigten Staaten haben, wie jeder einzelne Staat eine Legislatur und einen Gouvernör besitzt, an ihrer Spitze einen Congreß und einen Präsidenten, der in der Bundeshauptstadt Washington seinen Sitz hat.

4. Die Regierung der Union besorgt alle gemeinsamen Angelegenheiten dem Auslande gegenüber, unterhält eine Armee und eine Flotte, besorgt den Postverkehr, erhebt den Eingangszoll auf Waaren und läßt Münzen prägen. Jeder einzelne Staat hingegen besorgt seinen eigenen Haushalt.

5. Die Verfassung der einzelnen Staaten, die in Grafschaften (Counties) eingetheilt, stimmen im Wesentlichen mit einander überein. Nur haben die südlichen Staaten darin besondere Artikel über Sklaverei aufgenommen.

6. Der Congreß, der die Gesetze macht, aus Senat und Haus der Repräsentanten bestehend, versammelt sich jährlich einmal.

7. Die höchste richterliche Gewalt im Bundesstaat besitzt der Obergerichtshof in Washington; der Congreß

ernennt zwar dessen Richter, allein der Gerichtshof steht gänzlich unabhängig da.

8. Die Senatoren, welche stets auf sechs Jahre gewählt werden, und von denen jeder Staat zwei nach Washington schickt, vertreten die Regierungen der Einzelstaaten; deßwegen erwählt die Legislatur und nicht das Volk die Senatoren.

9. Die Repräsentanten hingegen werden unmittelbar vom Volke auf zwei Jahre erwählt.

10. Der Präsident, welcher die Gesetze vollzieht, wird auf vier Jahre auf folgende Weise gewählt: Die Bürger geben ihre Stimmen für Wahlmänner ab und diese erwählen dann den Präsidenten. Ein jeder Staat ist zu eben so vielen Wahlmännern berechtigt, als er Senatoren und Repräsentanten in den Congreß schicken darf.

11. Der Präsident der Vereinigten Staaten ist zugleich Oberbefehlshaber der Land- und Seemacht.

12. Der Vice-Präsident, welcher zugleich Präsident des Senats ist, wird auf dieselbe Weise wie der Präsident der Bundesstaaten gewählt.

13. Dem Präsidenten der Vereinigten Staaten zur Seite steht das Cabinet. Darunter versteht man sieben Secretäre, die ihm mit ihrem Rath beistehen und welche die Arbeiten der ausführenden Gewalt übernehmen und leiten.

14. Das Bürgerrecht in Amerika ist gleichsam ein erbliches Recht eines jeden Amerikaners, Personen aber, die aus fremden Ländern einwandern, haben allenthalben, also auch in den Vereinigten Staaten, nur dann ein Bürgerrecht, wenn der Bundesstaat ihnen ein solches überträgt.

15. Streng nach dem Gesetze gehandelt kann nur ein amerikanischer Bürger Grundeigenthum auf seine Erben übertragen. Das Eigenthum eines Fremden an Liegenschaften fällt in unserm Lande bei seinem Tode eigentlich dem Staat zu.

16. Ein Fremder kann nach dem Naturalisationsgesetze nach fünf Jahren Bürger der Vereinigten Staaten werden.

Zwölfter Abschnitt.

Die Künste.

Hundertundsiebenundzwanzigste Lektion. [CXXVII.]

303. Ursprung und Wesen der Kunst.

(Von Dr. Franz Kugler.)

1. Der Ursprung der Kunst liegt in dem Bedürfniß des Menschen, seinen Gedanken an eine feste Stätte zu knüpfen und dieser Gedächtnißstätte, diesem „Denkmal" eine Form zu geben, welche der Ausdruck des Gedankens sei. Aus solchem Beginn entwickelt sich, stufenweise fortschreitend, der ganze Reichthum und die ganze Bedeutung der Kunst, auch bis zu ihren spätesten, unabhängigsten, spielenden Leistungen hinab. Denn überall führt es der Begriff der Kunst mit sich, daß sie in körperlicher Gestalt das Leben des Geistes darstelle; und überall ist es ihr höchstes Ziel, in den Erscheinungen der Körperwelt den geistigen Inhalt, in dem Vergänglichen das dauernde, in dem Irdischen das Ewige zu vergegenwärtigen. Darum aber ist es falsch, wenn man den Ursprung der Kunst aus dem rohen sinnlichen Bedürfniß, welches das Thier ebenso wie den Menschen zu einer bildenden Thätigkeit führt, oder aus eitlem Nachahmungstrieb herleitet. Wie erstaunungswürdig auch die Werke sein mögen, welche aus diesen beiden Trieben und namentlich aus dem ersten hervorgehen, mit der Kunst, in der höheren und eigentlichen Bedeutung dieses Wortes, haben sie an sich Nichts gemein; und nur wenn sich ihnen ein schon vorhandener Kunstsinn zugesellt, vermögen ihre Leistungen auch eine künstlerische Gestaltung zu gewinnen.

2. Ueberall bedarf der Mensch in den Zeiten seiner Kindheit nur einfacher Zeichen zum Ausdruck seiner Begriffe, überall ist in den kindlichen Kulturverhältnissen des Geschlechts das Denkmal eben Nichts weiter, als die einfache Bezeichnung einer besonderen, ausgewählten Stätte. Von solchen Denkmalen der einfachsten Art berichten uns

ſchon die älteſten Erzählungen der heiligen Schrift. An dem Orte, wo Jakob im Traume die Himmelsleiter geſehen und den Segen Jehovahs empfangen hatte, errichtete er einen Stein und weihete ihn zum Gedächtniß der Offenbarung, die ihm zu Theil geworden; ebenſo ward ein Maal und ein Haufe von Steinen als heiliges Zeugniß des Bundes aufgerichtet, den Jakob mit Laban geſchloſſen hatte. Ein ſchlichter Stein bildet in jenen früheſten Tagen den Altar, auf den die Gottheit ſich niederläßt, die Gaben und die Gebete der Sterblichen zu empfangen; ein Hügel von Erde thürmte ſich über den Gebeinen des entſchlafenen Helden empor, der ſich zum Kreiſe der Unſterblichen aufgeſchwungen, und deſſen Großthaten an dem Orte ſeiner irdiſchen Raſt durch Opfer gefeiert werden.

3. Freilich ſind der formloſe Stein, der rohe Erdhügel an ſich noch willkürliche Zeichen; noch ſcheint an ihnen Nichts hervorzutreten, wodurch ſie in Wirklichkeit zu Trägern der Idee, die ſich in ihnen ausſprechen ſoll, geſtaltet wären. Das aber iſt das Weſen des Kunſtwerkes, daß es nicht ein an ſich inhaltloſes Zeichen für die Idee, daß es vielmehr der Körper ſei, mit dem vereint und durch den ſie erſt in die Erſcheinung tritt. Gleichwohl liegt es in der Natur der Sache, daß — wie das menſchliche Geſchlecht ſich weiter entwickelte und ſeine Begriffe allmählich eine feſtere Geſtalt gewannen — ſo auch jene rohen Denkzeichen ein beſtimmtes Gepräge erhalten, der wirkliche und unmittelbare Ausdruck, wenn zunächſt auch nur des einfachſten Gedankens werden mußten. Ja, noch ehe dieſe Denkzeichen durch die werkthätige Hand des Menſchen auf beſondere Weiſe ausgebildet wurden, waren ſie gleichwohl bereits geeignet, zur beſtimmteren Verkörperung des Gedankens zu dienen. Bei der Auswahl der verſchieden geformten Steine, wie ſie die Natur gab, bei der eigenthümlichen Weiſe ihrer Aufſtellung, ihrer Zuſammenordnung könnten immerhin ſchon die allgemeineren Eindrücke der Erhabenheit, des Maßes, ſelbſt der Harmonie erreicht werden. —

Jedermann ſollte Achtung vor den Werken der Kunſt haben.

304. Die schönen Künste in ihrer besten Anwendung.

(Von J. G. Sulzer.)

1. In der ganzen Schöpfung stimmt Alles darin überein, daß das Auge und die anderen Sinne von allen Seiten her durch angenehme Eindrücke berührt werden. Jedes zu unserm Gebrauch dienende Wesen hat außer seiner Nutzbarkeit auch Schönheit. Selbst die, welche uns nicht unmittelbar angehen, scheinen bloß darum, weil wir sie täglich vor Augen haben, nach schönen Formen gebildet und mit schönen Farben bekleidet zu sein.

2. Ohne Zweifel wollte die Natur durch die von allen Seiten auf uns zuströmenden Annehmlichkeiten unsere Gemüther überhaupt zu der Sanftmuth und Empfindsamkeit bilden, wodurch das rauhe Wesen, das eine übertriebene Selbstliebe und stärkere Leidenschaften geben, mit Lieblichkeit gemäßigt wird. Die Schönheiten sind einer in uns liegenden feineren Empfindlichkeit angemessen; durch den Eindruck, den die Farben, Formen und Stimmen der Natur auf uns machen, wird sie beständig gereizt, und dadurch wird ein zarteres Gefühl in uns rege, Geist und Herz werden geschäftiger, und nicht nur die gröbern Empfindungen, die wir mit den Thieren gemein haben, sondern auch die sanften Eindrücke werden in uns wirksam. Dadurch werden wir zu Menschen; unsere Thätigkeit wird vermehrt, weil wir mehrere Dinge interessant finden; es entsteht eine allgemeine Bestrebung aller in uns liegenden Kräfte; wir heben uns aus dem Staube empor und nähern uns dem Adel höherer Wesen. Wir finden nun die Natur nicht mehr zu der bloßen Befriedigung unsrer thierischen Bedürfnisse, sondern zu einem reinern feinern Genuß, der nie Eckel erregt und zu allmählicher Erhöhung unsers Wesens eingerichtet.

3. Aber bei dieser allgemeinen Verschönerung der Schöpfung überhaupt hat die Natur es nicht bewenden lassen. Vorzüglich hat diese zärtliche Mutter den vollen Reiz der Annehmlichkeiten in die Gegenstände gelegt, die uns zur Glückseligkeit am nöthigsten sind. Sie wendet Schönheit und Häßlichkeit an, um uns das Gute und Böse kennbar zu machen; jenem giebt sie einen höhern Reiz, damit wir

es lieben, dieſem eine widrige Kraft, daß wir es verabſcheuen. Die den Geiſt erdrückende Dummheit, eine verkehrte Sinnesart und Bosheit des Herzens hat ſie mit eben ſo eindringenden, aber Eckel und Abſcheu erweckenden Zügen auf das menſchliche Geſicht gelegt, als die Güte der Seele. Alſo greift ſie unſer Herz durch die äußern Sinne auf eine doppelte Weiſe an: Sie reizet uns zum Guten und ſchreckt uns vom Böſen ab.

4. Dieſes Verfahren der Natur läßt uns über den Charakter und die Anwendung der ſchönen Künſte keinen Zweifel übrig. Indem der Menſch menſchliche Empfindungen verſchönert, muß er das thun, was die Natur durch Verſchönerung ihrer Werke thut. Die allgemeine Beſtrebung der ſchönen Kunſt muß alſo dahin abzielen, alle Werke der Menſchen in eben der Abſicht zu verſchönern, in welcher die Natur die Werke der Schöpfung verſchönert hat. Sie muß der Natur zu Hülfe kommen, um Alles, was wir zu unſern Bedürfniſſen ſelbſt erfunden haben, um uns her zu verſchönern. Ihr kommt es zu, unſre Wohnungen, unſre Gärten, unſre Geräthſchaften, beſonders unſre Sprache mit Anmuth zu bekleiden, ſo wie die Natur Allem, was ſie für uns gemacht hat, ſie eingeprägt hat.

5. Noch wichtiger aber iſt es, daß die ſchönen Künſte auch nach dem Beiſpiele der Natur die weſentlichen Güter, von denen die Glückſeligkeit unmittelbar abhängt, in vollem Reize der Schönheit darſtellen, um uns eine unüberwindliche Liebe dafür einzuflößen. Der Römer Cicero ſcheinet irgendwo den Wunſch zu äußern, daß er ſeinem Sohne das Bild der Tugend in ſichtbarer Geſtalt darſtellen könnte, weil dieſer ſich alsdann mit unglaublicher Liebe zu ihr hingezogen fühlen würde. Dieſen wichtigen Dienſt können in der That die ſchönen Künſte uns leiſten. Wahrheit und Tugend, die unentbehrlichſten Güter der Menſchen, ſind der wichtigſte Stoff, dem ſie ihre Zauberkraft in vollem Maße einzuflößen haben.

6. Auch darin müſſen ſie ihrer großen Lehrmeiſterin nachfolgen, daß ſie Allem, was ſchädlich iſt, eine Geſtalt geben, die lebhaften Abſcheu erweckt. Bosheit, Laſter und Alles, was dem ſittlichen Menſchen verderblich iſt, muß durch Bearbeitung der Künſte eine ſinnliche Form bekommen, die unſre Aufmerkſamkeit reizt, aber ſo, daß wir es

recht in die Augen fassen, um einen immerwährenden Abscheu davor zu bekommen. Dieses unvergleichliche Kunststück hat die Natur zu machen gewußt. Wer kann sich enthalten, Menschen von recht verworfener Physiognomie mit eben der neugierigen Aufmerksamkeit zu betrachten, die wir für Schönheit selbst haben? Die Lehrerin der Künstler wollte, daß wir von dem Bösen das Auge nicht eher abwenden sollten, als bis es den vollen Eindruck des Abscheues erregt hätte.

7. In diesen Anmerkungen liegt Alles, was sich von dem Wesen, dem Zweck und der Anwendung der schönen Künste sagen läßt. Ihr Wesen besteht darin, daß sie den Gegenständen unsrer Vorstellung sinnliche Kraft einprägen, ihr Zweck ist lebhafte Rührung der Gemüther, und in ihrer Anwendung haben sie die Erhöhung des Geistes und Herzens zum Augenmerke.

Hundertundachtundzwanzigste Lektion. [CXXVIII.]

303. Lob des Gesanges.

1. Gesang verschönt das Leben,
Gesang erfreut das Herz;
ihn hat auch Gott gegeben,
zu lindern Gram und Schmerz.
Die Vögel alle singen
ein lieblich Mancherlei,
sie flattern mit den Schwingen,
und leben froh und frei.

2. Es tönet aus den Lüften
ein schönes Jubilo;
in Wäldern und auf Triften
singt Alles, Alles froh.
Wohlauf denn, laßt uns singen
den muntern Vögeln gleich,
laßt unsre Lieder klingen,
an Lust und Freude reich.

306. Die Geſangkunſt.

(Von Sarnighauſen.)

So rafft von jeder eitlen Bürde,
wenn des Geſanges Ruf erſchallt,
der Menſch ſich auf zur Geiſterwürde
und tritt in heilige Geſtalt.

(Schiller.)

1. In der Anerkennung der Macht, welche die Muſik und insbeſondere der Geſang auf Herz und Gemüth ausübt, ſind alle Menſchen, die noch irgendwie Gefühl für das Schöne und Edle beſitzen, einig; und die größten Männer unſers Volkes haben gewetteifert, um dieſe Macht zu preiſen.

2. Fürwahr, man braucht nur eins von den ſchönen, innigen Liedern, die wir aus Deutſchland herübergebracht haben, zu hören, um zu erfahren, wie der Geſang unſer Gemüth in ſeiner Gewalt hat. Wem wird nicht das Herz bewegt, wenn er die tief ergreifenden Weiſen hört: „Zu Straßburg auf der Schanz;“ „Es iſt beſtimmt in Gottes Rath;“ „Morgen muß ich fort von hier;“ wem wird nicht der Muth ſtark, wenn die kräftigen Lieder ertönen: „Was iſt des Deutſchen Vaterland;“ „Was blaſen die Trompeten, Huſaren heraus;“ wem wird nicht der Sinn fröhlich, wenn die ſcherzenden neckiſchen Lieder angeſtimmt werden: „Kommt ein Vogel geflogen;“ „Auf dem Berge bin i g'ſeſſe.“ Und wer ein ſolches Lied ſelbſt aus voller Bruſt ſingen und ſich in dasſelbe hineinleben kann, der wird daran eine Freude haben, die ihn ſelbſt erhebt, veredelt und ihm einen Widerwillen gegen die gemeine und rohe Art von Vergnügungen einflößt.

3. Und welche Anmuth umſtrahlt die Hausfrau, wenn ſie ſingt oder muſicirt? Sie gleicht einer Prieſterin, die durch Geſang oder Muſik von ihrem häuslichen Altare alles Gemeine und Unreine fern hält.

4. Aber für uns, die wir getrennt von unſerm urſprünglichen Vaterlande leben, hat der Geſang unſerer Lieder noch eine beſondere Bedeutung. Sie ſind aus dem gemeinſamen deutſchen Vaterlande mit herübergekommen. Wie verſchieden auch ſonſt die Gegenden ſein mögen, aus denen wir ausgezogen, die Sitten, die Anſchauungen, die Erfahrungen, die wir mitgebracht: An den Liedern haben wir ein Band der Gemeinſchaft und zwar nächſt

dem Bande der Religion das stärkste und haltbarste. An ihnen, die durch ganz Deutschland, vom Adriatischen Meer bis zum Belt, vom Rhein bis zu den Karpathen, in den Palästen wie in den Hütten, und unter der Kirchhofslinde des stillen Dörfchens angestimmt werden, erkennen wir uns überall als Söhne eines Vaterlandes.

5. In der Einsamkeit und allein singen ist aber nur halbe Freude, es gehört die Gemeinschaft mit mehreren Gleichgesinnten dazu, um an den Liedern das zu haben, was man an ihnen haben kann und soll. Ein überaus glücklicher Gedanke, so recht aus deutschem Sinne hervorgegangen, ist deshalb die Stiftung deutscher Gesangvereine in Nordamerika. Sie erhalten die Lieder in dem Gedächtnisse und in den Herzen lebendig und sie befestigen das Band, das die Deutsch-Amerikaner unter einander umschlingen soll. Durch das deutsche Lied wird auch deutsche Treue und deutsche Frömmigkeit gepflegt und dient dazu, dem deutschen Wesen immer mehr Anerkennung und Liebe zu verschaffen. Durch den Gesang üben endlich die Vereine einen bildenden Einfluß auf unsre amerikanischen Brüder aus.

Hundertundneunundzwanzigste Lektion. [CXXIX.]

307. Die Turnkunst.

(Von Sarnighausen.)

1. Daß Leib und Seele in dem innigsten Zusammenhange stehen, ist eine bekannte Sache. Man wundert sich selbst im gemeinen Leben darüber, wenn man einem Manne von hervorragenden Geisteskräften, Energie, Entschlossenheit oder Macht der Rede Schwächlichkeit und Gebrechlichkeit des Leibes ansieht, und man kann es sich ebenso kaum vorstellen, daß in einem Manne von kräftigem Körperbau Blödigkeit und Feigheit wohnen sollte. Es ist eine eben so allgemeine Erfahrung, daß in der Regel ein kräftiger, abgehärteter Körper der Seele zu Hülfe kommt, wenn es gilt, schwere Zustände, z. B. lange dauerndes Mißgeschick, vereitelte Hoffnungen und Pläne zu ertragen, oder die Elasticität des Geistes auch in den Jahren des höheren Alters sich zu bewahren. Daß umgekehrt die Seele dem

Körper in ihrer Art mit gleichen Diensten zu Hülfe kommt, ist selbstverständlich.

2. Daraus ergiebt sich aber, daß die Pflege beider, des Körpers und der Seele, mit Ernst bedacht werden soll. Man hat das eine geraume Zeit hindurch theils aus Mangel an Verständniß, theils aus allerlei, öfters sogar lächerlichen Vorurtheilen, theils aus Verwechselung des Gebrauchs mit dem Mißbrauch übersehen und die körperliche Ausbildung viel zu sehr vernachlässigt. Das ist glücklicherweise in den letzten Jahren anders geworden. Man hat den Irrthum erkannt, auch aufgehört, die Mittel zur Stärkung und Kräftigung des Körpers da zu suchen, wo sie doch nicht zu finden, nämlich in den Küchen und Apotheken, sondern angefangen, sie richtig in den Uebungen und Anstrengungen zu sehen, durch welche der Leib geschmeidig, gegen Strapazen abgehärtet, zum Ertragen von Beschwerden tüchtig gemacht wird. Die Leibesübungen bewahren vor dem Kränkeln und Siechen, durch welches Jünglinge schon das Aussehen von Greisen erhalten und Männer in ihren besten Jahren kraftlos sind.

3. Es sind deshalb schon die Leibesübungen, die mit dem Namen des Turnens bezeichnet werden, nicht nur nützlich und empfehlenswerth, sondern der Jugend durchaus nothwendig; denn in reiferen Jahren sie erst zu beginnen ist oft geradezu unmöglich, wogegen sie fortzusetzen auch dem Manne noch vortheilhaft ist. Noch mehr aber liegt ihre Unentbehrlichkeit auf der Hand, wenn es darauf ankommt, Etwas auszurichten, was nur durch körperliche Geschicklichkeit ausgerichtet werden kann. Es berufe sich Niemand darauf, daß er in seinem Leben schwerlich in Lagen kommen würde, solche anzuwenden. Feuers- und Wassersgefahr, Unfälle auf Reisen und ähnliche Vorfälle können einem Jeden begegnen, und ohne körperliche Gewandtheit ist er selbst bei solchen Gelegenheiten oft verloren, oder kann wenigstens Anderen nicht helfen, oder retten, was noch zu retten wäre. Und vollends trifft das Gesagte bei uns zu, da das Gesetz des Landes jeden Bürger auch zum Schutz des Vaterlandes aufruft und ihm die Waffen deshalb in die Hand giebt. Was sollen sie dem Ungeübten nützen? Nur Gewandtheit des Körpers giebt Muth und lehrt die Waffen mit Vortheil gegen den Feind zu gebrauchen.

4. Das Turnen ist eine Kunst, die auf deutschem Boden groß gewachsen und durch Deutsche nach Amerika gebracht wurde, es ist aber zugleich eine Kunst, die nur in Gemeinschaft durch das Lernen von Anderen und das Wetteifern mit ihnen, mit wirklichem Nutzen geübt werden kann. So liegt denn mehr als ein Grund vor, sie mit Ernst zu lernen, sowohl des körperlichen und geistigen Nutzens als auch der Verbindung wegen, die dadurch mit den Stammesgenossen des deutschen Vaterlandes aufrecht erhalten wird. Um diese Verbindung noch kräftiger herzustellen und die Freude an derselben, wie an den durch sie erzielten Leistungen zu erhöhen, sind auch auf amerikanischem Boden die deutschen Turnvereine erwachsen, die, wenn sie auf den Bahnen einhergehen, welche ihnen die Väter des deutschen Turnwesens, ein Jahn, Arndt u. s. w. vorgezeichnet haben, ihren einzelnen Mitgliedern wie dem ganzen Volke zum großen Segen gereichen werden.

Die wandernden Turner.

(Von Heisterbegk.)

1. Auf schmücket die Hüte mit grünenden Maien,
hinaus mit den Schwalben zur fröhlichen Fahrt!
Singt, Brüder, der Freiheit ein Liedchen im Freien,
so ist es der Turner herkömmliche Art!
Frei streifet das Reh durch Gebirge und Haiden,
doch geht es entgegen dem tödtlichen Blei;
doch uns soll kein Häscher die Freiheit verleiden:
Vor Allen, der wandernde Turner ist frei!
Jo ho tralla la la ꝛc.

2. Drum schwinget, ihr frischen Gesellen, die Hüte,
es lebe das deutsche gepriesene Land!
Das Land, wo die Flamme der Freiheit erglühte,
beschirmen wir freudig, das Schwert in der Hand.
Frei brausen im Liede die hallenden Töne,
frei kreiset in Lüften der Aar und der Weih'!
Und frei sind Germanias muthige Söhne:
Vor Allen, der wandernde Turner ist frei!
Jo ho tralla la la ꝛc.

Dreizehnter Abſchnitt.

Geſchäftsaufſätze.

Hundertunddreißigſte Lektion. [CXXX.]

308. Special Receipt.

Received Payment
January 2nd, 1858.
Franklin Peel.

Special Quittung.

Zahlung empfangen
den 2. Januar 1858.
Franklin Peel.

309. Receipt.

Cincinnati, 15th August 1857.

Received of Mr. Joseph Campbell Six hundred Dollars to apply on account.

$600.— Washington Bancroft.

Einfacher Schein.

Cincinnati, den 15. Auguſt 1857.

Von Herrn Joſeph Campbell Sechs Hundert Dollars auf Abſchlag empfangen zu haben, beſcheinige ich hiermit.

Gut für $600.— Washington Bancroft.

310. Receipt in full of all demands.

New Orleans, 30th September 1858.

Received of Messrs. Charles Astor & Co. Seven hundred Dollars in full of all demands against them.

$700.— James Girard.

General-Quittung.

New Orleans, den 30. September 1858.

Sieben Hundert Dollars von den Herren Carl Astor & Co. als Betrag meines sämmtlichen Guthabens empfangen zu haben, bescheiniget hiermit

$700.— Jacob Girard.

311. Receipt for House-Rent.

Pittsburgh, 4th December 1857.

Received of Mr. James L. Rothschild Fifty Dollars being the monthly Rent from the 1st of November to the 1st of December for a House on the South-East Corner of Eagle and Chestnut Streets. John Barnard.

$50.—

Quittung für Hausmiethe.

Pittsburgh, den 4. December 1857.

Fünfzig Dollars von Herrn James L. Rothschild, als monatliche Miethe (vom 1. November bis 1. December) eines Hauses an der süd-östlichen Ecke der Eagle- und Chestnut-Straße empfangen zu haben, bescheiniget hiermit

$50. Johann Barnard.

312. Check.

$25.— St. Louis, 27th September 1859.

Banking House of A. Lamartine & Co.

Pay Mr. Oliver Goldsmith Twenty five Dollars.

Daniel Cromwell.

Zahlschein.

$25.— St. Louis, den 27. September 1859.

Banquier Haus von A. Lamartine & Co.

Zahlen Sie an die Ordre des Herrn Oliver Goldsmith Fünf und zwanzig Dollars.

Daniel Cromwell,

313. Common Form of a Note.

$100.— New York, 1st January 1857.

Ninety days (or three months) after date, I promise to pay to the Order of Mr. John Smith One hundred Dollars, for value received. Robert Johnson.

Formular eines Sola- (Eigenen) Wechſels.

Für $100.— New York, den 1. Januar 1857.

Neunzig Tage (oder drei Monate) dato (nach heute) zahle ich gegen dieſen Sola-Wechſel an die Ordre des Herrn Johann Smith Ein hundert Dollars, den Werth empfangen.
Robert Johnſon.

---

314. A single Draft (Bill).

$400.— Baltimore, 1st April 1856.

Two months after date pay to the order of Adolph Villiers Four hundred Dollars, Value received which place to account of Henry Addison.

To John Milton, Washington, D. C.

Eine Anweiſung.

Für $400.— Baltimore, den 1. April 1856.

Zwei Monate dato zahlen Sie gegen dieſe Anweiſung an die Ordre des Herrn Adolph Villiers die Summe von Vier hundert Dollars, Werth empfangen und bringen ſolche auf Rechnung. Heinrich Addiſon.

Herrn Johann Milton, Waſhington, D. C.

---

315. House Lease.

This Indenture, Made the second day of January in the year of our Lord eighteen hundred and fifty eight between Alexander Henderson of St. Louis, Mo. of the first part, and William Blackstone of St. Louis, Mo. of the second part, Witnesseth: That the said party of the first part in consideration of the rents, convenants, and agreements, hereinafter mentioned

and reserved on the part of the said William Blackstone, his executors, administrators and assigns has **Leased,** and by these presents does **Lease,** to the said party of the second part—one brick house situated on the south-east corner of Second and Walnut Streets, having twenty five feet front on Walnut street, and running southward to a depth of forty five feet more or less, in Block No. 27 in the City of St. Louis, to commence on the second day of January 1858, for and during the term of Ten years at the yearly rent of Six Hundred Dollars, payable monthly. Any failure to pay each installment of rent when due, and within ten days after a demand of the same, to produce a forfeiture of this lease, if so determined by said lessor or his successors. The lease of said tenement, or any part of it, is not assignable, nor is said tenement, or any part of it, to be underlet under penalty of forfeiture, without the written consent of said lessor. And it is hereby convenanted, that at the expiration of this lease, the said tenement and premises are to be surrendered to said lessor or his heirs, assigns, or successors, in the condition received, only excepting natural wear and decay, or the effects of fire. All repairs deemed necessary by the lessee to be made at the expense of said lessee with the consent of said lessor and not otherwise.

The said lessee and all holding under him hereby engage to pay the rent above reserved, and double rent for every day he or any one else in his name, shall hold on to the whole or any part of said tenement, after the expiration of this lease, or of its forfeiture for non-payment of rent etc. This tenement and premises to be kept free of any nuisance, in, or adjacent thereto, at the expense of the said lessee.

Witness: Henry Miller of St. Louis.

Alexander Henderson. (Seal).
William Blackstone. (Seal).

Miethvertrag über ein Haus.

Dieser Miethvertrag, abgeschlossen den zweiten Tag des Januar im Jahre unsers Herrn 1800 acht und fünfzig, zwischen Alexander Henderson von St. Louis, Mo., eines Theils und Wilhelm Blackstone von St. Louis, Mo., andern Theils setzt fest: daß der besagte Contrahent des ersten Theils für und gegen die nachbenannten, von dem Contrahenten des zweiten Theils, Wilhelm Blackstone, seinen Testamentsvollstreckern, Vermögensverwaltern oder Rechtsinhabern zu bezahlenden und zu

vollziehenden Miethgelder, Bedingungen und Uebereinkünfte **vermiethet** hat und durch Gegenwärtiges **vermiethet** an den Contrahenten zweiten Theils: Ein Wohnhaus in Backsteinen, liegend an der südöstlichen Ecke der Zweiten und Wallnuß Straße mit einer 25 Fuß langen Facade an der Wallnuß Straße und sich südlich zu einer Tiefe von 45 Fuß, mehr oder weniger, erstreckend; bezeichnet mit No. sieben und zwanzig in der Stadt St. Louis — anfangend am zweiten Tag des Januar 1800 acht und fünfzig, während einer Dauer von zehn Jahren zu einem jährlichen Miethzins von Sechshundert Dollars, zahlbar monatlich. Wird eine dieser Raten des Miethgeldes zur Verfallzeit der im Verlauf von zehn Tagen nach geschehener Aufforderung nicht bezahlt, so zieht dies die Aufhebung des Miethvertrags nach sich, sofern der besagte Vermiether oder seine Rechtsnachfolger dies wünschen. Die Miethe dieses Gebäudes oder eines Theils desselben darf nicht cedirt oder in Afterpacht gegeben werden, ohne schriftliche Einwilligung des Vermiethers bei Strafe der Aufhebung dieses Vertrags.

Ferner wird andurch festgesetzt, daß nach Verlauf der Pachtzeit das besagte Gebäude dem genannten Vermiether, seinen Erben, Cedenten oder Rechtsnachfolgern in der Beschaffenheit, wie es übergeben worden, zurückgestellt werden muß, mit Ausnahme der natürlichen Abnützung oder der Wirkung eines Brandes. Alle von dem Miether für nöthig erachteten Verbesserungen sind auf Kosten desselben und mit Einwilligung des Vermiethers, sonst in keiner Weise, zu machen.

Der besagte Miether und seine Rechtsnachfolger machen sich anbei verbindlich, die oben festgesetzte Miethe zu bezahlen — und zwar doppelten Miethzins für jeden Tag, welchen er oder sonst Jemand in seinem Namen das Ganze oder einen Theil des besagten Gebäudes länger inne hält, als die Dauer des gegenwärtigen Vertrags oder nach dessen Aufhebung wegen Nichtbezahlung der Miethe u. s. w. Das Gebäude ist im Innern und Aeußern auf Kosten des besagten Miethers von jeder gemeinschädlichen Einrichtung oder jedem Gegenstand, der allgemeine Aergerniß (nuisance) verursacht, frei zu halten.

Zeuge: Heinrich Müller von St. Louis.

Alexander Henderson. (Siegel.)
Wilhelm Blackstone. (Siegel.)

Vierzehnter Abschnitt.

Die Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika.

(Von L. Stacke.)

Hunderteinundbreißigste Lektion (CXXXI).

Gründung der Colonien in Nordamerika.

1. Nordamerika umfaßt eine unermeßlich große Länderstrecke, die Europa an Größe fast gleichkommt. Der östliche Küstenstrich, der sich vom Lorenzflusse bis zur Halbinsel Florida ausdehnt, begünstigt durch seine vielen Einschnitte Schifffahrt und Seeverkehr ebenso, wie die gewaltigen, dem Meere zufließenden Ströme. Das Klima ist gemäßigt, entspricht dem von Mittel- und Südeuropa und befähigt das Land zu gleichem Anbau. Dennoch war Nordamerika nach seiner Entdeckung lange Zeit unbenutzt, da die Geldsucht hier keine Befriedigung fand, und das Dunkel der Urwälder, die Starrheit des Bodens und die kriegerische Wildheit der Indianer die Europäer zurückschreckte. Daher gingen die ersten Ansiedlungen, welche Walter Raleigh unter der Regierung der Königin Elisabeth von England in dem nach ihr benannten Virginien (Virginia) versucht hatte, spurlos verloren, denn man hatte nur nach Gold gesucht und Nichts gefunden; aber das Streben, durch Colonien die Seemacht und den Seehandel Englands zu heben, bewog König Jakob I. zwei Gesellschaften zur Colonisation der Ostküste von Nordamerika zu ermächtigen, und so wurden zuerst in Virginien (Jamestown, 1607) und darauf am Flusse Delaware (1609) die ersten dauernden Niederlassungen gegründet. Später trieb Glaubensnoth ganze Schaaren von Auswanderern aus England nach Nordamerika, um hier vor den Verfolgungen der herrschenden Kirche eine sichere Zufluchtsstätte zu finden. Es waren meist Puritaner, von denen ein Häuflein noch am Ende des Jahres 1620 an dem eisbedeckten Felsenufer

landete, den Indianern ein Stück Landes abkaufte und unter unſäglichen Schwierigkeiten die Colonie Plymouth gründete. Ein holländiſcher Seefahrer raubte zu jener Zeit eine Anzahl Neger an der Küſte von Afrika und verkaufte zwanzig davon als Sklaven nach der Niederlaſſung von Jamestown (1620). Dadurch wurde der Grund zu dem furchtbaren Uebel der Sklaverei gelegt, welches bis jetzt noch immer im Wachſen begriffen geweſen iſt und unſägliches Unheil über Nordamerika gebracht hat. Es entſtanden in raſcher Folge nach einander in Massachusetts, Connecticut, Rhode Island, New Hampshire, New Jersey und Maryland (bis 1633) Colonien. Es war ein hartes Geſchlecht, jene erſten Anſiedler, welche Pſalmen und geiſtliche Lieder ſingend und ein ſittenſtrenges Leben führend, im Schweiße ihres Angeſichts ihr Brod aßen, ein Geſchlecht, ebenſo geſchaffen, durch ſchwere Arbeit den rauhen Boden in urbares Land zu verwandeln, als den Grund zu Staatenbildungen zu legen, die beſtimmt waren, ſich dereinſt in Freiheit und Unabhängigkeit ſelbſt zu beherrſchen.

2. Im Jahre 1662 ſiedelten ſich Briten in Carolina an, das ſpäter in North Carolina und South Carolina getheilt ward. Seit 1664 nahmen andere engliſche Einwanderer weiteren Beſitz von jenen Küſten und nöthigten die dort angeſiedelten Schweden und Holländer, welche letztere in New Amsterdam, dem heutigen New York, wohnten, zur Unterwerfung unter die britiſche Regierung. Wenige Jahre nachher (1668) drangen franzöſiſche Jeſuitenmiſſionare von Canada aus in die weiten Ebenen des Missisippi-Thales und legten dort den Grund zu den erſten europäiſchen Anſiedlungen.

3. Während hier die Eiferſucht der Engländer und Franzoſen die wilden Indianerſtämme zum blutigen Kampfe des Widerſtandes anregte, in welchem die Kraft derſelben erlahmte und ihre Zahl abnahm, ließ ſich William Penn, Führer der in England entſtandenen religiöſen Sekte der Quäker, in dem milden Himmelsſtriche nieder, deſſen Name Pennſylvanien zugleich den erſten Gründer und die weite Waldlandſchaft bezeichnete, welche zur Zeit der erſten Anbauer den Boden bedeckte. Hier gründete er Philadelphia, die Stadt der Bruderliebe, in welcher Verfolgte aller Bekenntniſſe und Nationen, beſonders viele Deutſche, eine neue, ſichere Heimath fanden.

4. In raſcher Entwickelung gediehen die nordamerikaniſchen Colonien, und der Umſtand, daß ihre Bevölkerung zum größten Theil aus Leuten beſtand, welche politiſche oder religiöſe Verfolgung aus ihrer Heimath getrieben hatte, verlieh ihnen von vorn herein

einen eigenthümlichen Charakter. Die vollkommene Glaubensfreiheit aller Bekenntnisse, die hier herrschte, die bedeutenden Freiheiten und Vorrechte, welche die englische Regierung ihren Colonisten gewährte, insbesondere das Recht, sich selbst eine Verfassung zu geben, förderten namentlich im Norden das Aufkommen republikanischer Grundsätze und bewirkten, daß man sich gewöhnte, Nordamerika in religiöser und politischer Hinsicht als das Land der Freiheit zu betrachten.

Hundertzweiunddreißigste Lektion (CXXXII.)

Der englisch-französische Colonialkrieg. Unzufriedenheit der Colonien mit der englischen Regierung. George Washington. Benjamin Franklin.

1. Wenn auch die Bewohner von Nordamerika einen hohen Grad bürgerlicher Freiheit genossen, so konnte sich doch ihr Handel, die vornehmste Erwerbsquelle aller Küstenländer, zu keiner Blüthe emporschwingen. Die Engländer hatten sich durch drückende Beschränkungen in den ausschließlichen Besitz desselben zu versetzen gewußt, indem sie auf ihren Schiffen die Erzeugnisse der Colonisten abholten und ihnen ebenfalls auf englischen Schiffen ihre Bedürfnisse zuführten. Auf diese Weise zogen die Engländer aus ihren Colonien ungeheuren Gewinn, gaben aber auch Veranlassung zu einem bedeutenden Schleichhandel, der besonders dann in einem außerordentlichen Umfang betrieben ward, als die Franzosen von Canada aus den Engländern allen möglichen Schaden zufügten. Darüber brach zwischen England und Frankreich ein langjähriger Krieg aus, in welchem zuerst der Mann auftrat, der berufen war, in den Geschicken Amerikas einst eine so ausgezeichnete Rolle zu spielen und durch einen seltenen Verein glänzender Eigenschaften seinem Vaterlande Freiheit und Unabhängigkeit zu erringen.

2. George Washington — dies ist der Name jenes Mannes — war der Sohn eines reichen Pflanzers und wurde am 22. Februar 1732 in Virginien geboren. Nach dem frühen Tode seines Vaters erhielt er durch einen tüchtigen Hofmeister eine gute Erziehung und gründliche Bildung, und machte bei seinen außerordentlichen Anlagen in allen Zweigen des Unterrichts die schnellsten Fortschritte. Besonders fühlte er sich zu der Mathematik und den Kriegswissenschaften hingezogen, und erwarb sich in den-

selben so ausgezeichnete Kenntnisse, daß er schon im Alter von zwanzig Jahren als Major in der Miliz seines Vaterlandes angestellt wurde. Als nun die Franzosen sich am Ohio festzusetzen versuchten, beschlossen die Engländer zuerst, sie durch Unterhandlungen von ihrem Vorhaben abzubringen, und der junge Washington wurde mit diesem schwierigen Geschäfte betraut. Mit einem einzigen Begleiter unternahm der Jüngling die Reise nach dem 400 Meilen weit entfernten Ziele, das er endlich glücklich erreichte. Zwar scheiterten seine Bemühungen, den französischen Befehlshaber von seinem Vorhaben abzubringen, aber dennoch war diese Reise für ihn und sein Vaterland von großer Wichtigkeit, da Washington hierbei mit der ihm eigenen scharfen Beobachtungsgabe sich eine genaue Kenntniß der Gegenden und Menschen erworben hatte.

3. Nun beschloß der englische Gouverneur in Virginien eine bewaffnete Expedition, um die Franzosen von ihren Unternehmungen abzuhalten, und Major Washington erhielt den Befehl über eine Schaar von 300 Kriegern (1754). Schnell rückte der junge Führer mit seinem tapfern Häuflein nach dem Ohio-Strom vor, und in einem Kampfe mit einem weit überlegenen französischen Corps wurde das letztere in die Flucht geschlagen. Allein die Feinde, durch mehrere hundert Indianer verstärkt, rückten von neuem vor, und Washington, um seine Leute nicht nutzlos zu opfern, sah sich genöthigt, der Uebermacht zu weichen. In aller Eile ließ er eine Verschanzung aufwerfen und vertheidigte sich nun mit seinem kleinen Haufen gegen die entschiedene Uebermacht mit solcher Hartnäckigkeit, daß die Franzosen, solche Tapferkeit auch am Feinde hochachtend, ihm einen ehrenvollen Abzug mit den Waffen in der Hand gestatteten.

4. Nach dem Fehlschlagen dieser Unternehmungen machten die Engländer größere Anstrengungen und sandten ein Heer von 2000 Mann unter General Braddock ab, unter welchem Washington als Adjutant diente, und der den Weg nach dem Fort du Quesne (lies dü Kehn), am Ursprunge des Ohio, einschlug. Da sich nirgends Franzosen zeigten, drang Braddock, ohne auf den erfahrenen Rath Washington's zu achten, der ihn vor der Hinterlist der Indianer warnte, tiefer in die Wälder ein, als ihn plötzlich die Indianer auf allen Seiten, hinter Büschen und Bäumen versteckt, mit mörderischem Feuer empfingen. Anstatt sie aus dem Dickicht zu vertreiben, ließ er, als ob er es mit einem regelmäßig fechtenden Feinde zu thun hätte, seine in Verwirrung gerathenen Leute in Reih' und Glied treten, und machte

es dadurch dem Feinde nur noch leichter, die Hälfte des britischen Corps hinzustrecken. Als er selbst tödtlich verwundet hinsank, war es einzig und allein Washington's Umsicht, der mit seinen kühnen virginischen Scharfschützen durch ein wohlgezieltes Feuer den Feind in Verwirrung und Unordnung brachte und den Rückzug möglich machte. Allgemein war die Bewunderung, welche dem jugendlichen Helden sowohl seiner Tapferkeit als seiner Einsicht wegen zu Theil ward. Einstimmig wurde ihm daher der Oberbefehl über die gesammte virginische Landmiliz anvertraut. Der Krieg dauerte fort, und wurde seit dem Jahre 1757 von den Engländern mit größerem Nachdruck geführt; überall wichen nun die Franzosen, eine Festung nach der andern mußten sie räumen, die glänzendsten Siege wurden von den Briten erfochten*) und der Krieg endete damit, daß die Franzosen Canada abtreten mußten. So wichtige Dienste aber auch Washington bei allen Unternehmungen an der Spitze seiner wackeren Virginier durch seine Kenntniß des Landes, seine Einsicht und Tapferkeit geleistet hatte, so mußte er doch, als geborener Amerikaner, sich von den stolzen Engländern mannigfach zurückgesetzt sehen. Dies bewog ihn, im Jahre 1762, als der Friede, der einen siebenjährigen Krieg beendigte, geschlossen wurde, seine Stelle als Oberster des virginischen Regiments niederzulegen, und sich in den Kreis seiner Familie auf seine väterliche Plantage Mount Vernon zurückzuziehen, wo er als Mitglied der virginischen Provinzial-Versammlung und als County-Richter dem Staate wesentliche Dienste leistete.

5. Inzwischen hatte die englische Regierung schon längst den Grundsatz gehegt, die nordamerikanischen Colonien als Provinzen zu betrachten und demgemäß mit Steuern und Abgaben zu belasten, wozu sie jedoch ursprünglich nicht befugt war. Da nun die Staatsschuld Englands durch den eben erwähnten Krieg bedeutend gestiegen war, so kam man jetzt auf diesen Grundsatz zurück, und glaubte dazu um so mehr berechtigt zu sein, als die Opfer, welche der Krieg verlangt hatte, zum Theil zu Gunsten der Colonien gebracht worden waren. Man führte daher im Jahre 1765 eine Stempeltaxe ein, nach welcher jede Urkunde in den Colonien für ungültig erklärt ward, die nicht auf englisches Stempelpapier

*) Der Besitz von Canada ward durch den Sieg bei Quebec gesichert (1759), den der jugendliche General Wolfe mit seinem Leben erkaufte. Als er in den letzten Zügen liegend den Ruf hörte: „Sie fliehen!" fragte er: „Wer flieht?" und als man ihm antwortete: „Die Franzosen!" sagte er: „Nun will ich gerne sterben!" und verschied.

ausgestellt wäre, und wies die Untersuchung und Entscheidung der dawider handelnden Fälle einem englischen Gerichtshofe zu. So gering an sich diese Abgabe war, so empörte sich doch der Freiheitssinn der Amerikaner dagegen; sie fanden es unerträglich, ohne ihre Zustimmung Steuern leisten und zu den Lasten des fernen Mutterlandes beitragen zu sollen, ohne dessen Vorrechte zu genießen. Ueber alle Colonien verbreitete die Einführung der Stempeltaxe die größte Trauer; zugleich aber fehlte es auch nicht an Aeußerungen der Begeisterung für Freiheit und Recht, und es bildeten sich Vereine, in denen man sich verabredete, den Gebrauch des Stempelpapiers zu vermeiden. Dieser entschlossene Widerstand hatte zur Folge, daß man in England die Stempelacte zurücknahm (1766), zugleich aber auch die sogenannte erklärende Bill erließ, welche der englischen Regierung das Recht zusprach, die Colonien besteuern zu dürfen.

6. So groß Anfangs der Jubel war, den die Zurücknahme der Stempeltaxe in den Colonien verbreitete, so groß war bald auf der anderen Seite der Unwille, als man sah, daß England seine Ansprüche, die Colonien zu besteuern, nicht aufgeben wolle. Es erschien nämlich im Jahre 1767 ein neues Gesetz, welches auf Thee, Glas, Papier und Malerfarben einen Einfuhrszoll legte. Sofort zeigte sich allgemeine Unzufriedenheit in den Colonien, und in zahlreichen Versammlungen beschloß man, sich des Kaufs dieser Waaren gänzlich zu enthalten, ja in der Seestadt Boston kam es zu offenem Widerstand gegen die englischen Zollbeamten. Die Erbitterung der Amerikaner wurde noch gesteigert durch die rücksichtslose Behandlung, welche der amerikanische Gesandte Benjamin Franklin, der sich schon in früheren Unterhandlungen ausgezeichnet, in London erfuhr, ein Mann, der nicht nur für Amerika, sondern für die gesammte Menschheit von hoher Bedeutung war, und dessen Lebensverhältnisse hier in Kürze Platz finden mögen.

7. Benjamin Franklin, geboren den 10. Januar 1706 zu Boston, war der Sohn eines Seifensieders. Er war Anfangs zum Geistlichen bestimmt; da aber sein Vater die Mittel nicht hatte, ihn studiren zu lassen, that er ihn zu seinem älteren Sohne Jakob, einem Buchdrucker, in die Lehre, von welchem Benjamin eine harte Behandlung zu erdulden hatte. Ausgezeichnet durch klaren Verstand und ungemeinen Scharfsinn, benutzte er jede freie Stunde, die er erübrigen konnte, zu seiner Ausbildung und erwarb sich trotz einer mühevoll durchlebten Jugend durch eigene Anstrengung diejenigen Kenntnisse und Wissenschaften, die ihn befähigten,

durch Wort, Schrift und That der Wohlthäter seiner Landsleute und der Menschheit überhaupt zu werden. Nachdem **Franklin** ein geschickter Buchdrucker geworden, verließ er die Werkstätte seines strengen Bruders und wanderte unter vielen Entbehrungen nach Philadelphia, wo er bei einem Buchdrucker als Setzer in Arbeit trat. Hier zog der einfache, bescheidene und kenntnißreiche Jüngling bald die Aufmerksamkeit ausgezeichneter Männer auf sich, und besonders schenkte ihm der Gouverneur der Stadt seine Gunst, lud ihn öfters in sein Haus ein und unterhielt sich gern mit ihm über die verschiedensten Gegenstände des menschlichen Wissens; ja er forderte ihn sogar auf, selbstständig in Philadelphia eine Druckerei anzulegen und versprach ihm dazu einen Vorschuß von 100 Pfd. Sterling (500 Dollars), wenn er nach London reisen und dort den Aukauf von Lettern und Maschinen besorgen wollte, die man damals in Amerika noch nicht bekommen konnte.

8. Nachdem er zuvor seine Eltern und Verwandten besucht hatte, kehrte er nach Philadelphia zurück, um die Summe in Empfang zu nehmen, die ihm sein hoher Gönner versprochen. Nach langem Harren erhielt er statt baaren Geldes Papiere und trat nun seine Reise nach London an. Im December des Jahres 1724 trat der achtzehnjährige Jüngling in der weltberühmten Hauptstadt des britischen Reiches auf, voll jugendlicher Hoffnungen, voll Vertrauen auf das glückliche Gelingen seiner Unternehmung. Aber wie bitter sollte er getäuscht werden, als er erfuhr, daß die Anweisungen des mehr menschenfreundlichen als zuverlässigen Gouverneurs keinen Cent werth waren! Einsam, ohne Freunde in der ungeheuren Stadt, sah er sich, um sein Brod zu verdienen, genöthigt, wieder als Setzer in eine Druckerei zu treten. Hier lebte er in gewohnter Einfachheit und Mäßigkeit, rastlos bemüht, seinen Geist weiter auszubilden, und übte durch seinen sittlich frommen Wandel einen wohlthätigen Einfluß auf seine Kameraden aus. Nach etwa anderthalb Jahren kehrte er nach Philadelphia zurück, wo es ihm endlich gelang, eine selbstständige Druckerei zu gründen, die sich in kurzer Zeit eines raschen Aufschwungs erfreute. Bald verband er damit auch einen Buchhandel, und erwarb sich durch eine Zeitschrift, in der er durch Verbreitung heilsamer Kenntnisse und Lehren dem allgemeinen Wohl zu dienen suchte, einen gewissen Ruf, der sich durch nützliche Anstalten, die er traf, mehr und mehr ausdehnte. Er gründete das erste Hospital in Amerika und trug zur Verbesserung des Schulwesens bei; zu seinen Lieblingsbeschäftigungen gehörten die Natur- und Staatswissenschaften, und eine Frucht der ersteren war die Erfindung des Blitzableiters (1749).

9. Seine Einſicht in die Staatsverhältniſſe ehrte nicht nur die engliſche Regierung, die ihn zum Generalpoſtmeiſter erhob, ſondern auch die Bürgerſchaft, die ihn zu ihrem Vertreter in den Provinzial-Verſammlungen von Pennsylvania ernannte. Immer höher ſtieg ſein Ruhm, als er die Stelle eines Geſandten ſeiner Provinz in London übernahm (1754), und ihn die Academie der Wiſſenſchaften zu ihrem Mitgliede, mehrere Univerſitäten zum Doctor ernannten. Die bedeutendſten Staatsmänner Englands benutzten ſeine Einſichten, wie denn der Gedanke, Canada in den Beſitz der Engländer zu bringen, vorzüglich von ihm ausging.

10. Nach der Rückkehr in ſein Vaterland trat er bei dem Ausbruch des Streites der Colonien mit dem Mutterlande entſchieden auf die Seite der erſteren, und als ihn die engliſche Regierung nach London rief, um ſeine Anſichten zu hören, trug ſein gemäßigter Rath weſentlich zur Zurücknahme der Stempelacte bei. Als die Mißſtimmung gegen die engliſche Regierung in Amerika zunahm, und Franklin mit aller Kraft und Beſonnenheit für ſein Vaterland handelte, verſcherzte er die Gunſt der britiſchen Regierung in dem Grade, daß ſie ihn vor den geheimen Rath forderte und als „Aufwiegler und Feind der Engländer" den Mann bezeichnete, welchen der große Staatsmann Pitt „die Ehre Englands und der Menſchheit" nannte.

11. Indeſſen brachten die Klagen der engliſchen Kaufleute über den Schaden, den das kräftige Auftreten der Amerikaner ihrem Handel zufügte, die Regierung dahin, den Zoll zurückzunehmen und nur die auf den Thee gelegte Abgabe zu belaſſen (1767). Aber fortwährend enthielten ſich die Amerikaner, denen es nicht um das Geld, ſondern um Wahrung ihres Rechtes zu thun war, des Thees, und als man der verhaßten oſtindiſchen Compagnie die freie Ausfuhr des Thees nach den Colonien geſtattete, um durch Ermäßigung des Preiſes zum Ankauf deſſelben zu locken, ſuchten die Amerikaner die Ausſchiffung durch die kräftigſten Gegenmaßregeln zu verhindern. In einem zu Boston ausgebrochenen Aufſtande begaben ſich 17 als Indianer verkleidete Bürger auf drei engliſche Schiffe und warfen unter dem Vorwande, ſie beſehen zu wollen, deren ganze Theeladung (342 Kiſten, ungefähr 18,000 Pfund) in's Meer (1773). Die gewaltſamen Maßregeln, welche nun die engliſche Regierung ergriff, insbeſondere die Sperrung des Hafens von Boston, veranlaßten den Zuſammentritt der zwölf Colonien (Georgia noch ausgenommen) zu Philadelphia (1774), wo man den Beſchluß faßte, allen Handelsverkehr mit dem Mutterlande abzubrechen, bis die Boſtoner Hafenbill zurückgenommen

sei. Zugleich versuchte man aber noch einmal den Weg der Güte und richtete an den König und das Volk von England eine in bescheidener und würdiger Sprache abgefaßte Erklärung. Vergebens redete der große Pitt (Lord Chatam) zu Gunsten der Colonien. Das Parlament forderte den König auf, die Empörung der Colonien mit aller Macht zu unterdrücken, und so blieb denn den Amerikanern nichts übrig, als Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Hundertdreiunddreißigste Lektion (CXXXIII).

Der Freiheitskrieg der Nordamerikaner.

1. Als der Statthalter von Massachusetts, General Gage, von Boston aus ein Truppenkorps absandte, um eine Waffenniederlage in Concord aufzuheben, traf dasselbe auf dem Wege dahin bei Lexington auf amerikanische Milizen (1775). Zwar gelang den Engländern die Zerstörung der Waffenvorräthe, aber auf dem Rückzug wurden sie von der amerikanischen Miliz mit solcher Macht angegriffen, daß sie über 300 Mann verloren, und der Weg mit Todten und Verwundeten bedeckt war. Dieser erste blutige Zusammenstoß, der den Muth und die Begeisterung der Amerikaner ungemein erhöhte, entzündete den Kampf, den man den Freiheitskrieg der Nordamerikaner nennt.

2. Allgemein griff man jetzt zu den Waffen, allenthalben bemächtigten sich die kühnen Amerikaner der Forts, deren Besitz ihnen den Weg nach Canada bahnte. Der Congreß trat wieder zu Philadelphia zusammen und beschloß, sich zum Vertheidigungskriege zu rüsten. Die Stadt Boston ward von den Amerikanern eingeschlossen, und da die Engländer Verstärkungen erhielten, so erfolgte bei Bunker Hill unweit Boston die erste Schlacht (1775), in welcher sich eine kleine amerikanische Schaar gegen eine weitüberlegene Zahl kriegsgeübter Feinde heldenmüthig behauptete und erst dann den Rückzug antrat, als es ihr an Schießbedarf zu mangeln anfing. Nun gesellte sich auch Georgia den zwölf Staaten zu, und der Congreß erhob den bereits rühmlichst bekannten George Washington zum Oberfeldherrn der gesammten amerikanischen Landmacht.

3. Nicht der Unwille über die früher im englischen Dienst erlittenen Kränkungen war es, der ihn bewog, gegen das Mutterland aufzutreten, wie Gegner und Neider seines Ruhms behauptet

haben, ſondern einzig und allein die Ueberzeugung, daß die Colonien unter dem Drucke des Mutterlandes nie zu dem Glücke und der Blüthe gelangen würden, zu der ſie ebenſo befähigt wie berechtigt waren. Kaum aber hat je ein Feldherr mit ſo großer Uebereinſtimmung aller Bewohner des Landes ein ſo wichtiges Amt übernommen, als Washington, deſſen anſpruchloſe uneigennützige Denkungsart nicht minder als ſeine hohen kriegeriſchen Fähigkeiten allgemein bekannt waren; kaum empfing aber auch einer eine ſo hohe Würde mit ſolcher Beſcheidenheit. Seine Uneigennützigkeit bewährte er ſofort nach ſeiner Ernennung dadurch, daß er alle Beſoldung ausſchlug und ſogar die Vergütung der beträchtlichen Summe, die er bereits dem Vaterlande zum Opfer gebracht hatte, ſtandhaft ablehnte.

4. Zahllos und faſt unbeſiegbar war das Heer von Schwierigkeiten und Hinderniſſen, die ſich dem neuen Oberfeldherrn entgegen thürmten. Bei der damals noch dünnen Bevölkerung der Colonien war das Heer der Amerikaner dem der Engländer an Zahl bei weitem nicht gewachſen, und der Geiſt der bisher nur den friedlichen Beſchäftigungen des bürgerlichen Lebens zugethanen Bevölkerung keineswegs ſo kriegeriſch geſtimmt, um ſich mit einem geübten und erfahrenen Feinde mit Erfolg meſſen zu können. Es fehlte dem Heere Washington's an Uebung und Mannszucht, und doch durften die Offiziere keinen Zwang anwenden, wenn ſie ihre Soldaten bei gutem Willen erhalten wollten, denn um dem Feldherrn nicht zu große Gewalt einzuräumen, hatte man ſie nur auf 6 bis 10 Monate verpflichtet, nach deren Verlauf ſie wieder heimgingen; es fehlte an Geſchütz, Pulver, Zelten, Kleidungsſtücken, kurz an allem Kriegsbedarf, es fehlte endlich an Geld, und unter ſo ungünſtigen Umſtänden ſollte ein ungeheuer großes Land vertheidigt werden, in dem die Engländer noch eine Menge feſter Plätze beſaßen, wo ſie jederzeit und allenthalben ungehindert landen und ihren Heeren Hülfe und Unterſtützung zuführen konnten. Washington erkannte klar die Schwierigkeiten ſeiner Stellung, ohne davor zurückzuſchrecken, und fand den Erſatz für ſo viele Mängel in der Fülle ſeines an Hülfsmitteln unerſchöpflichen Geiſtes. Mit Geduld und Ausdauer gewöhnte er ſeine Miliz an den Felddienſt, ſeine Offiziere an Ordnung und Sitte, ſorgte mit der größten Aufopferung für die Bedürfniſſe des Heeres und half dem Geldmangel durch Hülfe des neu geſchaffenen Papiergeldes ab. Auf ſolche Weiſe brachte er es dahin, daß die Engländer, die unter General Howe mit einer großen Verachtung des amerikaniſchen Kriegsvolkes gelandet waren, bald von demſelben eine vortheilhaftere Meinung faßten.

5. Nicht lange, so umlagerte ein amerikanisches Heer Boston und warf Verschanzungen auf, welche die Engländer nur nach einem dreimaligen Angriff unter großem Verluste erstürmten. Bald langte Washington beim Heere an, schloß die Stadt ein und nöthigte die Engländer nach einer nur zehntägigen Belagerung zum Abzug (Frühjahr 1776), worauf er als Sieger zur Freude aller patriotisch gesinnten Bewohner in Boston einzog.

6. Da die Engländer darauf beharrten, den Krieg gegen die Rebellen mit aller Kraft fortzusetzen und sogar deutsche Söldner in Dienst nahmen*), so geschah auch von Seiten der Colonien nunmehr der letzte und entscheidenste Schritt. Der Congreß erklärte am 4. Juli 1776 die dreizehn Provinzen für freie und unabhängige Staaten und entband sie damit aller Unterthanenpflicht gegen die britische Krone.

7. Die englische Macht trat nun in ihrer ganzen Furchtbarkeit dem schwachen Volke entgegen, das jetzt einen Feind gegen sich auftreten sah, der es zu Wasser und zu Lande erdrücken zu können schien. Es gehörte das volle Gefühl einer gerechten Sache, die ganze Hochherzigkeit des ausgezeichneten Oberfeldherrn dazu, wenn der junge Freistaat unter so mißlichen Umständen seinem übermächtigen Gegner nicht erliegen sollte, denn die Engländer hatten schon vorher die Amerikaner aus Canada zurückgetrieben, sie siegten auf Long Island, besetzten dann New York und machten so entschiedene Fortschritte, daß das Heer Washington's vernichtet schien. Da gelang es seiner Umsicht, der Sache der Amerikaner eine günstige Wendung zu geben. Es glückte ihm, bei Trenton ein hessisches Corps durch die Sorglosigkeit seiner Führer in der Christnacht (1776) zu überfallen und gefangen zu nehmen. Dies Ereigniß gereichte zur Freude aller Amerikaner, denen besonders vor der Tapferkeit der Hessen gebangt hatte, und die nun mit Jubel die Gefangenen durch die Straßen von Philadelphia führen sahen, und deren gesunkener Muth sich nun zu neuen Anstrengungen gehoben fühlte.

8. Gleichwohl erkannte man, daß man auf die Dauer den ungleichen Kampf gegen den übermächtigen Feind nicht aushalten könne, und daß man sich nach fremder Hülfe umsehen müsse, wenn nicht der neu entstandene Freistaat alsbald wieder untergehen sollte.

---

*) Der Landgraf von Hessen-Kassel, der Herzog von Braunschweig, die Fürsten von Anhalt und Waldeck und der Markgraf von Ansbach überließen Soldaten, zum größten Theil mit Gewalt geworben, gegen Geld an England zum Kriege in Amerika.

Man kannte die in Europa, namentlich in Frankreich, zu Gunſten der amerikaniſchen Freiheitskämpfer, herrſchende Begeiſterung, die viele kräftige Männer verſchiedener Nationen in die neue Welt trieb, um der Sache der Freiheit ihren Arm zu leihen, wie denn außer anderen der Marquis Lafayette auf einem aus eigenen Mitteln ausgerüſteten Schiffe kam und mit Ruhm an Washington's Seite focht. Man wandte ſich daher mit dem Geſuch um Hülfe an den franzöſiſchen Hof und Benjamin Franklin ging als Geſandter nach Paris ab. Aus Deutſchland kamen um jene Zeit (1777) die Generale von Kalb und Steuben und aus Polen Kosziuszko hierher, und leiſteten der Sache der Freiheit durch ihre Kenntniß der Kriegskunſt und durch ihre Tapferkeit große Dienſte.

9. Inzwiſchen wandte ſich die Sache nicht zum Vortheil der Amerikaner. Washington ſah ſich allenthalben auf die Vertheidigung beſchränkt, und als er, um das von General Howe bedrohte Philadelphia, von wo ſich der Congreß nach Yorktown verlegt hatte, zu retten, zu einer Schlacht genöthigt wurde, erlitt er am Fluſſe Brandywine (1777) eine Niederlage und mußte ſich zurückziehen. So konnte Howe Philadelphia, oder dieſes den Howe einnehmen, wie Franklin ſich ausdrückte, um anzudeuten, daß dieſer Beſitz den Engländern keinen weiteren Nutzen gewähren würde.

10. Während letztere unter Howe im Ganzen glücklich waren, fochten ſie in Canada unglücklich. General Bourgoyne erhielt den Auftrag, den Krieg daſelbſt zu beendigen. Er rückte daher mit 10,000 Mann an den Hudson und drängte die Amerikaner zurück, hatte aber mit ſo vielen Schwierigkeiten des Bodens zu kämpfen, daß er mit Mühe Saratoga erreichte. Hier aber griffen ihn die Amerikaner unter General Gates an, ſchnitten ihm die Zufuhr ab, zerſtörten ſeine Brücken, vernichteten ſeine Streifcorps und umzingelten ihn endlich ſelbſt dergeſtalt, daß er mit ſeinem auf 4000 Mann zuſammengeſchmolzenen Heere die Waffen ſtrecken mußte (1777). Man wollte ihnen freien Abzug nach England unter der Bedingung gewähren, daß ſie während des Kriegs nicht gegen Amerika dienen ſollten, aber der Congreß hielt ſie zurück aus Beſorgniß, daß man dieſe Bedingung doch nicht erfüllen werde.

11. Dieſer große Erfolg bei Saratoga entflammte in Europa von neuem die Begeiſterung für den jungen Freiſtaat, und während Washington in den Winterquartieren alle Entbehrungen mit ſeinen Freiwilligen theilte, fand Franklin in Paris den franzöſiſchen

Hof endlich zu einer Verbindung mit Amerika geneigt. Frankreich erkannte (1778) nicht nur die Unabhängigkeit der Colonien an, ſondern ſchloß ſogar mit ihnen ein Schutz- und Trutzbündniß. Ganz Frankreich jubelte über dieſen Vertrag, und in Paris ward Franklin, der ſchlichte Bürger-Geſandte in einfach ſchwarzem Kleide mit ungepudertem Haar, mit der größten Ehrfurcht betrachtet, und wo er ging und ſtand, von einer Menge Menſchen umgeben, die ihn durch lauten Zuruf begrüßten. Man verglich ihn mit Ariſtides und Cato, die Academie der Wiſſenſchaften ernannte ihn zu ihrem Mitglied, und ihr Präſident beehrte ihn bei ſeiner Einführung in dieſen Gelehrtenverein mit dem Virgiliſchen Verſe:

Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis!

Er entriß dem Himmel den Blitz, den Tyrannen das Scepter!

12. Das Bündniß Frankreichs mit Amerika erregte in England die größte Beſtürzung, und beſonders fühlte ſich der alte und kranke Pitt davon ſchmerzlich berührt. Als ſich im Parlamente eine Stimme erhob, um die Unabhängigkeit Amerikas in Vorſchlag zu bringen, erklärte ſich Pitt, der früher die Forderungen der Colonien ſo oft freimüthig vertheidigt hatte, entſchieden dagegen, weil er durch eine völlige Trennung Amerikas die Schwächung Englands beſorgte, und weil ihm Frankreichs Verfahren unwürdig erſchien. Von Körperſchmerzen gequält, ließ er ſich von ſeinem Sohn und Eidam in die Parlamentsſitzung führen und ſprach mit faſt ſterbender Stimme: „Ich danke dem Himmel, daß ſich das Grab noch nicht über mir geſchloſſen hat, um meine Stimme gegen die Zerſtückelung dieſes alten und edlen Reiches zu erheben. Ich zeuge wider Euch bei der Nachwelt! Auf, laßt uns kämpfen, und, wenn es ſein muß, unter den Trümmern des Vaterlandes fallen!“ Als er ſich nachher nochmals erheben wollte, fiel er in Ohnmacht, und mußte heimgetragen werden. Kurz darauf ſtarb er (1778).

13. Wenn auch die franzöſiſche Flotte den Engländern in Weſtindien und Senegambien empfindlichen Schaden zufügte, ſo behauptete doch übrigens die ſeemächtige Britannia ihren alten Ruhm; ſie behauptete ihn auch da noch, als im folgenden Jahre (1779) auch Spanien aus Haß gegen England und durch den bourboniſchen Familienvertrag mit Frankreich verbündet, den Engländern den Krieg erklärte, und der Schauplatz des Kampfes ſich über alle Meere ausdehnte.

14. Inzwiſchen hatte Washington im Jahre 1788 mit vielen Hinderniſſen zu kämpfen. Nicht nur die Ungeübtheit ſeiner Truppen und der Mangel an Geld und Kriegsbedürfniſſen legte ihm

unendliche Schwierigkeiten in den Weg, ſondern noch mehr das herrſchende Mißtrauen, das nicht gern einem Einzelnen eine umfaſſende Macht übergab, ſo wie der Geiſt des Eigennutzes und der Habſucht, der bereits mächtig ſein Haupt erhob. Zu dieſen Uebelſtänden geſellte ſich noch der Verrath. Der tapfere General Arnold ging zu den Engländern über, verurſachte dadurch großen Zwieſpalt im amerikaniſchen Heere und fügte ſeinen ehemaligen Kriegsgefährten manchen empfindlichen Verluſt zu. Ein beklagenswerthes Schickſal traf hierbei den engliſchen Major Andre, durch den Arnold ſeine Verrätherei in's Werk geſetzt hatte. Er fiel den Amerikanern in die Hände und ward nach den Kriegsgeſetzen als Spion zum Tode durch den Strang verurtheilt. Zwar konnte ihm Washington ſeine Bitte um eine andere Todesart nicht gewähren, als man ihm aber die Vollziehung der Hinrichtung des Majors meldete, ſchämte er ſich der Thränen nicht, die er dem Andenken dieſes unglücklichen, ſonſt tüchtigen Mannes weihte.

15. Unter ſo traurigen Verhältniſſen war es nur die hohe Willenskraft und Klugheit des Oberfeldherrn, welche die Hoffnung der Amerikaner noch aufrecht erhielt. Geſchickt wußte er die Schwächen der engliſchen Befehlshaber, die ihre Truppen zu ſehr zertheilten, zu benutzen, und erfocht endlich über Cornwallis bei Yorktown einen glänzenden Sieg (17781), der 4000 Engländer zur Ergebung zwang und in dem Gange des Kriegs eine für die Amerikaner glückliche Wendung herbeiführte.

Hundertvierundbreißigſte Lektion (CXXXIV.)

Friedensſchlüſſe. Verfaſſung des neuen Freiſtaates. Washington's und Franklin's Ende. Die Vereinigten Staaten unter 16 Präſidenten.

1. Von jetzt an erlahmte in England der Eifer zur Fortſetzung des amerikaniſchen Krieges. Da aber England nicht auch zugleich mit Frankreich und Spanien Frieden machen wollte, ſo wies der Congreß ſeine Anerbietungen zurück.

2. So dauerte denn der Krieg auf dem Meere noch eine Zeitlang fort, in dem aber die Engländer ihr Uebergewicht glänzend bewährten. Auch Gibraltar, wo der Sturm des Krieges am furchtbarſten raſ'te, vermochten alle Anſtrengungen der Spanier und Franzoſen nicht zur Uebergabe zu zwingen.

3. Doch noch immer zögerten Frankreich und Spanien mit dem Frieden, aber zwischen England und Amerika begannen nun die Unterhandlungen, denen sich endlich auch die beiden anderen Mächte anschlossen. Sie wurden zu Versailles geführt, wo im Jahr 1783 der Friede auf folgende Bedingungen geschlossen wurde: 1) England erkannte die Unabhängigkeit der nordamerikanischen Freistaaten an; 2) Spanien erhielt Florida.

4. Unermeßlicher Jubel erfüllte das befreite Land, und mit Stolz und Liebe, mit freudiger Begeisterung waren Aller Augen auf den Mann gerichtet, dem man es vorzüglich dankte, daß das herrliche Ziel erreicht war und der nun selbst alle die Glückseligkeit genoß, deren ein Mensch fähig ist, wenn er ein edles Streben mit dem schönsten und glücklichsten Erfolg gekrönt sieht. Nach einem feierlichen Einzug in New York nahm er von seinen Waffengefährten rührenden Abschied und legte sein achtjähriges Obercommando in die Hände des Congresses nieder (1783). Indem er sein Vaterland der Obhut Gottes empfahl, ging er, den öffentlichen Geschäften entsagend, auf seine virginische Plantage Mount Vernon zurück, um in ländlicher Ruhe den Rest seines Lebens hinzubringen.

5. Aber diese Ruhe sollte ihm nicht lange zu Theil werden. Der neue Freistaat befand sich im Zustande der größten Verwirrung und Zerrüttung. Um einen geordneten Zustand herbeizuführen, ward einstimmig Washington zum Präsidenten gewählt, und mit der größten Selbstverläugnung vertauschte der edle Mann die Ruhe seines ländlichen Aufenthaltes mit den Sorgen der Staatsverwaltung. Nun ward unter seiner Leitung eine Verfassung berathen, die den 30. April 1789 in's Leben trat. Nach derselben bilden die Vereinigten Staaten eine Bundes-Republik. Die gesetzgebende Gewalt ruht in den Händen eines jährlich zusammentretenden Congresses, der aus zwei Kammern, dem Senat und dem Repräsentantenhause besteht. Die Verwaltung führt ein auf vier Jahre gewählter Präsident, der zugleich Oberbefehlshaber der gesammten Land- und Seemacht ist. Die Richtergewalt ist vom Congresse getrennt.

6. Acht Jahre hindurch bekleidete Washington die Stelle eines Präsidenten, dann zog er sich wieder in die Stille des Landlebens zurück, indem er seinem Volke Einigkeit auf das dringendste empfahl. Zwei Jahre darauf, am 14. December 1799, machte der Tod seinem thatenreichen Leben ein Ende. In seinem Testamente schenkte er allen seinen Sklaven die Freiheit und sorgte für

sie durch Unterstützungen. Die Nordamerikaner erbauten ihm zu Ehren die neue Stadt Washington und erhoben sie zur Bundes-Hauptstadt.

7. Sein Freund Benjamin Franklin war ihm neun Jahre zuvor im Tode vorangegangen (17. April 1790). Er hatte den Tag der Freiheit seines Vaterlandes noch erlebt und selbst den Friedensvertrag in dessen Namen unterzeichnet. Seine Rückkehr in sein Vaterland glich einem Triumphzuge. Sein dem Wohle der Menschheit gewidmetes Leben krönte er dadurch, daß er einen Verein zur Abschaffung der Sklaverei gründete. Den größten Theil seines Vermögens verwandte er auf wohlthätige Stiftungen. In den letzten Jahren war er von körperlichen Schmerzen heimgesucht, die er als Mittel betrachtete, das Gemüth für ein höheres Leben vorzubereiten. Das ganze Volk von Philadelphia folgte seinem Sarge, und ein einfaches Denkmal bezeichnet das Grab dessen, der als Bürger der Menschheit lebte und wirkte.

8. Mit Riesenschritten ist seitdem das Land weiter fortgeschritten, dem Washington und Franklin die Freiheit errungen haben; unter den folgenden Präsidenten haben sich ihm neue Staaten angeschlossen, Louisiana wurde von Frankreich gekauft; volkreiche Städte sind entstanden, Handel und Verkehr blühen.

9. Etwas später (1812) brach wegen schwerer Bedrückung des amerikanischen Seehandels von Seite der britischen Regierung ein neuer Krieg mit England aus, der 2½ Jahre dauerte.

10. Unter der Präsidentschaft von James Polk (1846) kam es wegen des Anschlusses von Texas an die Vereinigten Staaten zwischen diesen und Mexico zum Kriege. Die Amerikaner waren überall siegreich; und sie zwangen die Mexicaner, California, New Mexico und Utah an die Vereinigten Staaten gegen eine Entschädigungssumme von 15 Millionen Dollars als Friedens-Bedingungen abzutreten.

11. Aber seitdem kam, hauptsächlich wegen der Sklaverei, ein verheerender Bürgerkrieg zwischen den nördlichen und südlichen Staaten zum Ausbruch, und das Geschick des großen Staatengebietes ruht im Dunkel der Zukunft.

Inhaltsverzeichniss.

Anmerkung. **a.** Die mit Sternchen bezeichneten Leseſtücke ſind in gebundener Rede (Gedichte); ſie eignen ſich vorzüglich zu **Gedächtniß-** und **Declamirübungen.**

b. Der IV. bis X. Abſchnitt enthalten ſyſtematiſch geordnete Bilder (ſchriftliche Darſtellungen) zu den Realien.

c. Mit dem R ſind die Räthſel bezeichnet, um das Nachſchlagen zu erleichtern.

d. Wo der Name des Verfaſſers hier fehlt, iſt er uns entweder unbekannt, oder das Leseſtück iſt anonym.

No.	Inhalt.	Namen des Verfaſſers.	Seite
	Vorrede	.....	2
	Einleitung. Betonung u. ſ. w.	Nach Schulz u. Andern	3
	Erſter Abſchnitt. **Lieder und Erzählungen.** **Der liebe Gott.**		
1	Morgenſpruch ..... *	Schiller	9
2	Fragen nach Gott ..... *	.....	9
3	Abendlied ..... *	Claudius	10
4	Lob Gottes am Abend in den Alpen ..	deutſch-amerik. Kinderf.	11
5	Gott der Erhalter ..... *	Brentano	11

No.	Inhalt.	Namen des Verfassers.	Seite
	Zweiter Abschnitt. **Erzählungen, Gespräche, Fabeln und Parabeln, Sprüchwörter, erzählende Gedichte, Lieder, Schilderungen, Räthsel, Lehren und Wahrheiten.** **Der Mensch.**		
6	Gott grüße dich .... *	Sturm	12
7	Der Blinde und der Lahme ..... *	Gellert	13
8	Das Hirtenbüblein	Gebr. Grimm	13
9	Der Schütze .... *	Schiller	15
10	Die junge Maus und ihre Mutter ..	Fabel n. Camerarius	15
11	Fritz Oberlin	A. Rothert	16
12	Till Eulenspiegel. A .... *	....	17
13	Denksprüche	....	17
14	Wie's Käzlein schreibt .... *	Burgwardt	18
15	Räthsel .... *R	....	20
16	Die wahren Güter	....	20
17	Die Fabel geht dich an	Nach Luther	20
18	Bild des menschlichen Lebens	Jakobs	21
19	Das Riesenspielzeug	Mährchen n. Grimm	22
20	Der Tambär .... *	Fabel von Gellert	23
21	Kindesundank	Nach Jung Stilling ...	24
22	Der Edelknabe	Pustkuchen-Glanzow ...	25
23	Der Bauer und sein Sohn ..... *	Gellert	26
24	Der Frosch und die Maus	Fabel	27
25	Zufriedenheit	....	27
26	Der Wolf und der Mensch	Fabel	28
27	Der Alte und sein Sohn .... *	F. P. L. Canitz	29
28	Denksprüche	....	29
29	Räthsel .... *R	....	30
30	Der edle Feldherr	....	31
31	So geht's dem Neugierigen	....	31
32	Seelengröße einer Dienstmagd	....	31
33	Spiele nicht mit Schießgewehren	Zerrenners Kinderfreund	32
34	Der Löwe und der Fuchs	Fabel von Gleim	33
35	Die gelegene Zeit	....	34
36	Die beiden Bauern .... *	Pfeffel	35
37	Die Stimme des Gewissens	....	35
38	Zimmerspruch .... *	Uhland	36
39	Der Hund und der Wolf	Fabel aus Otto's Lesb.	37
40	Von großer Wichtigkeit	Samuel v. Butschky ..	38
41	Die Sonne und die Thiere .... *	Fabel von Willamov	38
42	Der Perser und seine drei Söhne ... *	....	38
43	Die Tochter .... *	B. Ringwald	39
44	Der Segen des Großvaters	Berthold Auerbach	40
45	Denksprüche	....	43
46	Heiterkeit .... *	.....	44
47	Räthsel ... . *R	.....	44

No.	Inhalt.	Namen des Verfassers.	Seite
48	Timur und die Ameise	deutsch-amer. Kinderfr.	44
49	Die fromme Magd *	B. Ringwaldt	45
50	Der Kuhhirte	Krummacher	45
51	Gespräch	R. Reinick	46
52	Der sparsame Landwirth	Götzinger	47
53	Der Hund mit dem Fleische *	Fabel nach Aesop	48
54	Der Herr und der Knecht *	Friedrich Rückert	48
55	Das Christgeschenk	Gespräch von Schlez	49
56	Der Wegweiser *	Nach Hebel	50
57	Das verlorne Kameel und die drei aufmerksamen Brüder	Aus den Palmenblättern	52
58	Der Maure und sein Gastfreund	Friedrich Jacobs	53
59	Denkspruch	Herder	54
60	Der gute Kamerad *	Uhland	54
61	Freundschaft *		54
62	Wie lernt man schwimmen?		55
63	Die beiden Frösche	Fabel von A. Neißner	55
64	Der Bogenschütze	W. J. G. Curtmann	55
65	Die Wahrsagerin	Wilmsens Kinderfreund	56
66	Das Lügenlied *	E. M. Arndt	57
67	Aberglaube	Wilmsens Kinderfreund	58
68	Haus Nord *		59
69	Der Glücksspieler	Wilmsens Kinderfreund	60
70	Die Faulheit *	G. E. Lessing	61
71	Reimsprüche		61
72	Das Heupferd oder der Grashüpfer *	Fabel	62
73	Fleiß und Trägheit im Gegens. darg.	Dr. Percival	62
74	Der Hahn, die Tauben und d. Geier	Fabel von Haller	65
75	Die Auction	Chr. Hohnbaum	65
76	Der alte Landmann und sein Sohn *		66
77	Feuriges Wasser		67
78	Gesundheitslehre		68
79	Der gerettete Jüngling *	Herder	71
80	Lebensregeln		73
81	Nachtwächter Thomas		74
82	Wie schön leuchtet der Morgenstern		75
83	Das verleumdete Roß	Fabel von Demme-	77
84	Der treue Unterthan	Petisens	77
85	Zorn und Langmuth		78
86	Die Worte des Koran *	v. Zedlitz	79
87	Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten		80
88	Die Tabakspfeife *	Pfeffel	80
89	Vom Rechnen		82
90	Der Sternseher	Hebel	83
91	Lehren der Klugheit und Weisheit		84
92	Die Sperlinge *	Fabel	84
93	Die Eintracht *	Pfeffel	85
94	Arbeitsregeln	Giesemann	85
95	Der Schatz aus Hamburg	Carl Barth	86
96	Gott sorgt für Alle *	Hey	88
97	Undank *		89

No.	Inhalt.	Namen des Verfassers.	Seite
98	Die Nuß	Chr. Schmidt.....	90
99	Schlechter Lohn.....	Hebel	90
100	Sünde	Samuel v. Butschky ...	91
101	Die Rache .....*	Friedrich Rückert.....	91
102	Drei Wünsche.....	.....	91
103	Der Informator.....*	Gellert	92
104	Wolf, Ziege und Kohl.....	deutsch-amer. Kinderfr.	93
105	Der Riese Goliath.....*	Claudius	95
106	Sprüchwörter	.....	96
107	Das verlorne Kind	Fr. Jacobs	97
108	Räthsel.....*R.....	.....	99
109	Der Werth von Zeit und Wissen.....	Nach Hawes.....	100
110	Franklin.....	Nach Haupt.....	102
111	Die Pfeife.....	Benjamin Franklin.....	104
112	Klug geholfen.....	.....	106
113	Die geretteten Schiffer	.....	106
114	Der kleine Hydriot .....*	Wilh. Müller.....	107
115	Der treue Lehrer.....	.....	108
116	Der alte Gott lebt noch.....	.....	109
117	Die Entdeckung.....	Gespräch von Schlez	111
118	Die alte Waschfrau.....*	A. v. Chamisso.....	113
119	Canova und sein Beschützer.....	Aus dem Englischen	114
120	Till Eulenspiegel. B.....	.....	116
121	Sprüche.....	Göthe.....	118
122	Deutscher Sinn.....*	.....	118
123	Sprechen; gut sprechen.....	Herder	119
124	Die Muttersprache .....*	M. Schenkendorf	121
125	Die Heldin aus Sibirien.....	Nach dem Englischen .	121
126	Der Indianer	Nach Seume.....	124
127	Washington.....	Nach Ludwig's Buchstb.	126
128	Jacob Tiörnelund	Thüringer Kinderfreund	126
129	Lerne Nein zu sagen	Aus dem Englischen.....	127
130	Der Wolf und der Hund	Fabel u. La Fontaine	129
131	Gute Lehre	Aus Gubitz's Volkskal.	130
132	Heldenmuth.....	Aus W. Sterns drittem Sprach- u. Lesebuch..	130
133	Der feste Mann .....*	E. M. Arndt	132
134	Johanna Sebus.....*	Göthe.....	132
135	Der Mensch, die Krone der Schöpfung	Göthe.....	134
136	Würde u. Bestimmung des Menschen	Nach Hepp.....	134
137	Rabbi Möir und seine Gattin.....	Aus W. Sterns Sprach u. Lesebuch	135
138	Denksprüche.....	.....	136
139	Die Rettung	Schiller (Tell)	137
140	Kraft des Gebetes.....*	Fr. Schneider	142
	Dritter Abschnitt. **Musterbriefe an Freunde.**		
141	Einladung z. Propfen d. Obstbäume	deutsch-amer. Kinderfr.	143
142	Glückwünsche zum Geburtstag	deutsch-amer. Kinderfr.	144

No.	Inhalt.	Namen des Verfassers.	Seite
143	Glückwünsche zum Geburtstag	deutsch-amer. Kinderfr	145
144	Trostschreiben	deutsch-amer. Kinderfr.	145
145	Trauernachricht.....	deutsch-amer. Kinderfr.	146
146	Bittschreiben um ein Darlehen	deutsch-amer. Kinderfr.	147
147	Glückwünsche zum Geburtstag	Schiller	148
148	Krankheitsbericht.....	deutsch-amer. Kinderfr.	148
149	Anstellungsgesuch	deutsch-amer. Kinderfr.	149
150	Bestellungsbrief	Hoffmanns Sprachbuch	150
151	Antwort auf einen Bestellungsbrief	.....	150
152	Verweisschreiben	.....	151
153	Brief bei Uebersendung von Blumen	.....	151
154	Einladung zum Bienenschnitt.....	....	152
155	Räthsel.....*R.....	Schiller	152

Vierter Abschnitt.

Das Mineralreich.

156	Mineralien	Burgwardt	153
157	Die Räthsel der Elfen.....*R.....	Rückert	155
158	Der Diamant.....	Nach A. W. Grube ...	156
159	Steinkohlen und Braunkohlen.....	.....	157
160	Das Bergwerk	Aus Bormanns Styl..	157
161	Bergmannslied. A .....*	Novalis	159
162	Der Gang in d. Bergw. bei Goslar	H. C. Andersen	160
163	Wunderbare Rettung.....	Fr. Jacobs	162
164	Salzwerke von Wieliczka	Nach Scholz	165
165	Nützliche Lehren	Hebel	167
166	Das Eisen.....	Nach A. W. Grube ...	168
167	Das Kupfer	.....	169
168	Bergmannslied. B .....*	.....	169
169	Das Gold	.....	170
170	Gute Lehren	Hebel	171

Fünfter Abschnitt.

Das Pflanzenreich.

171	Von den Pflanzen im Allgemeinen ...	Nach d. Lebensbild. II.	172
172	Das Lied vom Samenkorn.....*	Krummacher	173
173	Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt .....*	F. Rückert.....	174
174	Die Fichte und ihr Leben	Nach A. W. Grube ...	176
175	Waldandacht .....*	Fr. Rückert.....	179
176	Der Kuhbaum	A. Humboldt	180
177	Die Einkehr.....*	Uhland.....	181
178	Räthsel.....*R.....	.....	181
179	Wiege und Sarg	Würkert.....	182
180	Der Fliederstrauch.....	Würtemberger Fibel.....	183
181	Die Baumwolle	Nach d. Pfennigmag.	184
182	Die Blumen .....*	.....	185
183	Das Zuckerrohr	.....	185

No.	Inhalt.	Namen des Verfassers.	Seite
184	Das Korn	Zschokke	186
185	Der Reiß	Aus Fischers Lesebuch	187
186	Giftige Gewächse	Dr. F. E. Baumgarten	189
187	Sinnsprüche	Rückert und Lavater	193

Sechster Abschnitt.

Das Thierreich.

188	Allgemeines über Thiere	Nach Prof. Agassiz u. A.	194
189	Der Senegal-Affe	Aus dem Englischen	196
190	Der Affe und die Uhr*	Fabel von Lichtwer	198
191	Die Giraffe		199
192	Löwenritt*	F. Freiligrath	200
193	Der dankbare Löwe		201
194	Der Kampf des Löwen mit der Riesenschlange	Thüringer Kinderfreund	202
195	Der Tiger	F. M. Schach	204
196	Eine Tigerjagd	Thüringer Kinderfreund	206
197	Die Bremer Stadtmusikanten	Mährchen v. Grimm	208
198	Der Biber	Nach Milne Edwards	212
199	Der Buffalo oder Bison		214
200	Der Hund im Zustande der Tollheit	A. B. Reichenbach	217
201	Eine Jagd auf wilde Pferde	Nach Wash. Irving	219
202	Der alte Hans*	F. C. Weidmann	223
203	Das Rennthier		224
204	Der canadische Hirsch*	Gleim	227
205	Nützliche Lehren	Hebel	227
206	Der Wallfisch	F. P. Wilmsen	229
207	Der Fang des Wallfisches	F. P. Wilmsen	230
208	Sprüchwörter		231
209	Die Vögel	n. M. Edwards & Oken	232
210	Lied der Vögel*	E. Schulze	235
211	Die Nachtigal*		235
212	Die Taube	Masius	235
213	Kind und Taube*	Fabel von Hey	237
214	Der Blauvogel	Nach Wilson	237
215	Betrachtung über ein Vogelnest	Nach Hebel	238
216	Räthsel *R		239
217	Der weißköpfige Adler	Nach Audubon	240
218	Der Strauß	Oland	242
219	Das Lied vom Papagei*	Ernst Curtius	243
220	Von den Schlangen	Schubert	244
221	Kampf einer Schlange m. einem Vogel	L. Mücke	246
222	Die Forelle*	W. Müller	247
223	Die fliegenden Fische	Hebel	248
224	Die Seidenraupe	Nach Grube u. Andern	250
225	Die Welt im Wassertropfen	Schwarz	252
226	Gottes Fürsorge*	Nach W. Hey	252
227	Denksprüche		253

No.	Inhalt.	Namen des Verfassers.	Seite
	Siebenter Abschnitt. **Aus der Naturlehre.**		
228	Die Lufthülle der Erde.....	....	254
229	Das Gewitter.....*	.....	255
230	Räthsel.....*R.....	Schiller	256
231	Die Electricität.....	Witters Buch d. Realk.	256
232	Die Wolken.....*	Berlinisches Lesebuch.....	258
233	Räthsel.....*R.....	Schiller	258
234	Thau und Reif	Berlinisches Lesebuch.....	259
235	Der Schnee.....	.....	259
236	Die Gottesmauer.....*	Brentano	260
237	Die Lawinen	Nach Friedrich Tschudi..	262
238	Der Bannwald bei Altorf .....*	Schiller (Tell.)	263
239	Der Palast von Eis	J. G. Fischer	265
240	Das Feuer von Baku.....	Lichtenberg	265
241	Das Feuer .....*	Schiller	267
242	Räthsel .....*R.....	.....	269
243	Der Knabe und die Quelle .....*	Krummacher	269
244	Das Bächlein.....*	.....	270
245	Sinnsprüche	Göthe.....	270
	Achter Abschnitt. **Aus der Welt-, Erd- und Völkerkunde.**		
246	Der Himmel.....*	Friedrich Rückert.....	271
247	Das Weltgebäude	.....	271
248	Unser Sonnensystem.....	.....	273
249	Der Sonnenaufgang .....*	Berlinisches Lesebuch.....	273
250	Die Sonne	Hebel	274
251	Der Mond.....	Hebel	276
252	Der Mond .....*	Claudius	277
253	Die Sternbilder vom großen und kleinen Bären	.....	277
254	Räthsel.....*R.....	Schiller	280
255	Von dem äußern Anblick des Himmels und von der Gestalt der Erde.....	Berlinisches Lesebuch.....	281
256	Fortsetzung.....	Berlinisches Lesebuch.....	284
257	Die Bewegung der Erde.....	Giebel	286
258	Himmelblau .....*	E. Fröhlich	288
259	Lobpreisung Gottes.....*	E. Liebich.....	288
260	Räthsel.....*R.....	Schiller	289
261	Der Winter.....	.....	290
262	Die Armen im Winter .....*	.....	291
263	Der Frühling.....	Witters Buch d. Realk.	291
264	Der Sommer.....	.....	292
265	Der Herbst.....	.....	293
266	Das Meer.....	A. Berthelt.....	293

No.	Inhalt.	Namen des Verfassers.	Seite
267	Räthsel.....*R.....	Schiller	294
268	Europa und seine Länder	Nach L. Thomas	295
269	Das deutsche Vaterland.....*	L. Wächter	297
270	Deutschland für immer .....*	Sturm	297
271	Westphälisches Bauernleben	Dr. C. Kühner.....	298
272	Deutscher Rath .....*	Reinick.....	299
273	Die Auswanderer.....*	Ferd. Freiligrath.....	300
274	Aufenthalt in Rom	Herder	301
275	Zwei verschüttete Städte	Haupt	302
276	Ausbruch des Vesuvs.....	Aus Brissons Abenderz.	304
277	Griechenlands Lage und Bewohner...	Nach Hugendubel	306
278	Tempel und religiöse Gebräuche der Hindu.....	Thüringer Kinderfreund	307
279	Hammerfest, die letzte Stadt im Norden von Europa	Nach A. W. Grube.....	309
280	Neujahrsgeschenk aus Jamaika in Westindien für ein Kind in Europa	A. C. v. Schlözer.....	311
281	Nordamerika vor 300 Jahren	.....	313
282	Kampf des Hauptmanns Miles Standish mit den Eingebornen ...*	Dr. F. E. Baumgarten	314
283	Der Sang von Hiawatha .....*	A. d. Engl. v. Freiligrath	316

Neunter Abschnitt.

Aus der Geschichte.

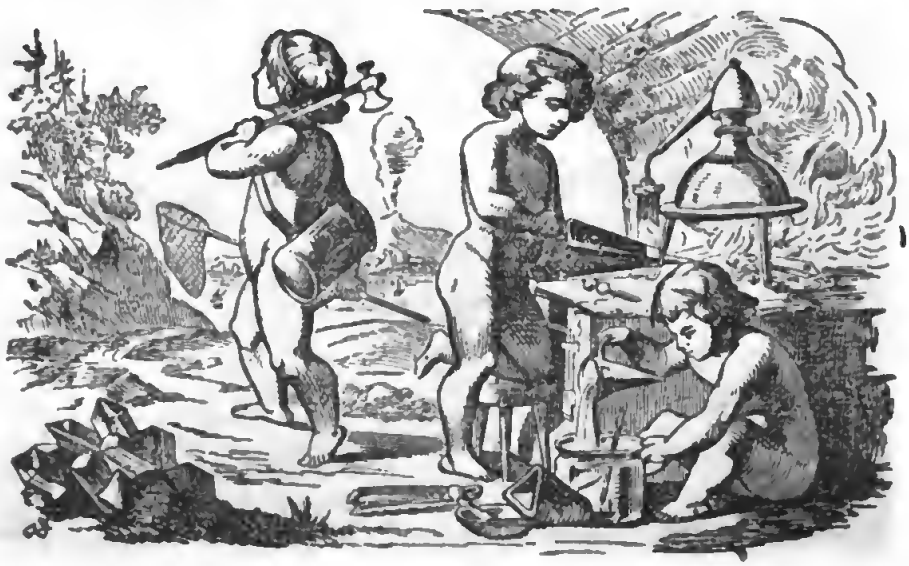
284	Die Cimbern und Teutonen.....	Kappe.....	318
285	Die alten Deutschen	Eduard Duller.....	319
286	Hermann, der Befreier Deutschlands	Nach Eduard Duller.....	321
287	Die Völkerwanderung.....	Kappe.....	321
288	Kaiser Karl der Große.....	.....	325
289	Kaiser Otto I.....*	.....	326
290	Der erste Kreuzzug	Eduard Duller.....	327
291	Der Schweizerbund	Zschokke	330
292	Columbus.....*	Louise Brachmann	331
293	Die Entdeckung von Amerika.....	Haupt.....	337
294	Die Bedeutung des 4. Juli	.....	339
295	Zur Feier des 4. Juli .....*	Nach D. Scheib.....	341
296	Vor der Schlacht.....*	.....	342
297	Die Völkerschlacht bei Leipzig.....	L. Thomas	343
298	Napoleons Ende	Nach Dr. C. Kühner..	347

Zehnter Abschnitt.

Gewerbliches.

299	Die Buchdruckerkunst	Kappe.....	349
.....	Trost .....*	Bürger.....	350
300	Der Lootse.....*	Berlinisches Lesebuch.....	351
301	Der Matrose.....	Forster	351
.....	Der Grenadier .....*	Pfeffel	353

No.	Inhalt.	Namen des Verfassers.	Seite
	Elfter Abschnitt. **Von den Gesetzen in den Vereinigten Staaten.**		
302	Die Verfassung der Ver. Staaten ...	.....	354
	Zwölfter Abschnitt. **Die Künste.**		
303	Ursprung und Wesen der Kunst	F. Kugler.....	356
304	Die schönen Künste in ihrer besten Anwendung	J. G. Sulzer.....	358
305	Lob des Gesanges .....*	.....	360
306	Die Gesangkunst.....	Sarnighausen	361
307	Die Turnkunst.....	Sarnighausen	362
.....	Die wandernden Turner.....*	Heiterbegk	364
	Dreizehnter Abschnitt. **Geschäftsaufsätze** (mit daneben stehender engl. Uebersetzung.)		
308	Special-Quittung	Amer. Ges. v. Lehmann	365
309	Einfacher Schein	.....	365
310	General-Quittung	.....	366
311	Quittung für Hausmiethe.....	.....	366
312	Zahlschein	.....	366
313	Formular e. Sola-Wechsels (Note)	.....	367
314	Eine Anweisung	.....	367
315	Miethvertrag über ein Haus.....	.....	368
	Geschichte der Ver. Staaten.....	L. Starke	370



COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARY

This book is due on the date indicated below, or at the expiration of a definite period after the date of borrowing, as provided by the rules of the Library or by special arrangement with the Librarian in charge.

DATE BORROWED	DATE DUE	DATE BORROWED	DATE DUE
C28(239)M100			

830.86 W78